

**Deutscher
Reporterpreis
2017**

**Die 17 nominierten Texte
in der Kategorie
„Beste Reportage“**

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

1) Amrai Coen und Daniel Müller: Kampf um den Kornmarkt (0099)	03
2) Henning Sußebach: Politik, neu entdeckt (0180)	22
3) Jana Simon: Diese beiden Männer reden den ganzen Tag. So wollen sie das Töten beenden (0183)	40
4) Markus Feldenkirchen: Mannomannomann (1291)	60
5) Claas Relotius: Löwenjungen (0307)	101
6) Ullrich Fichtner, Hauke Goos, Martin Hesse: Heimatlos (0673)	116
7) Jonathan Stock: Herr Piepgras macht Politik (0440)	147
8) Alexander Smoltczyk: Fremdenverkehr (0655)	160
9) Barbara Hardinghaus: Sieben Jahre (0669)	177
10) Patrick Bauer: An der Kante (1143)	199
11) Lorenz Wagner: Nach ihrer Pfeife (1145)	211
12) Raphael Geiger: Unter Ruinen das Leben (0501)	228
13) Jan Christoph Wiechmann: Die Revolution frisst ihre Kinder (0279)	237
14) Jonathan Stock: Eine schönere Welt (0442)	250
15) Jan Christoph Wiechmann: Das letzte Gefecht (0805)	261
16) Fabian Federl: Portugals Muschelmafia (0996)	282
17) Britta Stuff: Die Heimsuchung (0306)	298

Kampf um den Kornmarkt

In der sächsischen Kleinstadt Bautzen gehen seit Wochen Neonazis auf Flüchtlinge los. Und manchmal auch Flüchtlinge auf Neonazis. Beobachtungen auf beiden Seiten

Von Amrai Coen und Daniel Müller, DIE ZEIT, 06.10.2016

Siebzig, vielleicht achtzig Meter sind es von der einen Seite des Platzes zur anderen. Eine Distanz, zu Fuß in einer halben Minute zurückzulegen, aber für Timo* und Mehdi: eine unüberwindbare Entfernung.

An der einen Seite des Platzes, vor dem Stadtmuseum, sitzt Mehdi mit ein paar Freunden. Flüchtlinge aus Syrien, Libyen, Marokko und deutsche Jugendliche, die sich »links« nennen.

An der anderen Seite des Platzes, vor dem Reichturm, steht Timo mit ein paar Freunden. Deutsche Jugendliche, die sich »rechts« nennen.

Es ist ein Samstagabend Ende September auf dem Kornmarkt im sächsischen Bautzen. Als um kurz nach sieben die Sonne untergeht, kommen vier Polizeibusse auf den Platz gefahren. Sie stoppen in der Mitte, zwischen Mehdi und Timo.

Mehdi, 18 Jahre alt, kommt aus Marokko. Er sieht aus wie ein junger Fußballer, mit Undercut-Frisur und viel Gel im Haar, einem Ohrring und einem rasierten Streifen in der Augenbraue. Er ist klein, hat lange Wimpern und Segelohren. Angela Merkel, sagt er, sei eine gute Frau. Und Nazis seien scheiße, weil sie etwas gegen Ausländer wie ihn hätten.

Timo, 19 Jahre alt, kommt aus Sachsen. Er hat blonde, kurze Haare und einen Seitenscheitel, er trägt Schwarz, und auf seinem Pullover steht in Frakturschrift »Identität durch Tradition«. Er ist 1,82 Meter groß, und man sieht ihm an, dass er

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

jeden Tag trainieren geht. Angela Merkel, sagt er, sei eine schlechte Frau. Und Ausländer seien eine Gefahr, weil sie Deutschland zerstörten. Timo nennt sich selbst einen »Nationalisten«.

Mehdi und Timo sehen sich öfter, von Weitem, hier auf dem Bautzener Kornmarkt. Aber sie haben nie miteinander gesprochen und werden es wohl auch nie tun. Was sie verbindet, ist ihr Hass aufeinander. Und der Kampf um die Vorherrschaft auf dem Platz.

Der Kornmarkt liegt am Rand der Innenstadt. Eine öde, graue Fläche an einer lauten Straße. Wasserspiele, ein paar Bänke und dürre Bäume stehen für den erfolglosen Versuch, dem Platz Leben einzuhauchen. Die meisten Bautzener nennen ihn abschätzig »Platte«. Touristen kommen nur unfreiwillig vorbei, schnell ziehen sie weiter in die Altstadt mit ihren mittelalterlichen Türmchen. Auf der Platte bleiben zurück: die Ausgestoßenen. Menschen, die noch keinen Platz in der Gesellschaft gefunden oder ihn verloren haben, vor allem jene, die von dieser Gesellschaft die Schnauze voll haben. Links die Flüchtlinge, rechts die Neonazis, etwas abseits, auf einer Treppe, die Trinker. Aber eigentlich trinken hier alle.

Bis vor einigen Wochen hat sich kaum jemand für den Kornmarkt interessiert, nicht in Bautzen, schon gar nicht anderswo in Deutschland, doch seit dem 14. September ist der Platz zu einem Symbol geworden. Auf der Bautzener Platte hat sich etwas ereignet, wovor das ganze Land Angst hat: eine Straßenschlacht zwischen Menschen, die vor Krieg, Terror oder Armut aus ihrer Heimat geflohen sind, und denen, die ihre Heimat nicht mit den Geflohenen teilen wollen.

Schon fünf Tage zuvor, am 9. September, einem Freitag, waren die beiden Seiten bei einer Kundgebung der asylfeindlichen Gruppierung »Die Sachsen Demonstrationen« aneinandergeraten. Die linke Jugend von Bautzen hatte zu einer Gegenveranstaltung aufgerufen, die Flüchtlinge machten mit. Auf dem Kornmarkt flogen Flaschen, die Polizei eskortierte die Linken und die Flüchtlinge vom Platz.

In den folgenden Tagen gab es immer wieder kleinere Schlägereien. Mal seien sie von den Rechten ausgegangen, mal von den Flüchtlingen, so stellt es die Polizei dar. Als am Dienstag ein Asylbewerber einem 32-jährigen Deutschen mit einer

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

abgebrochenen Bierflasche in Hals und Rücken stach, sannen die Neonazis auf Rache. So kam es, dass in der Nacht von Mittwoch auf Donnerstag auf dem Kornmarkt 80 Rechte und etwa 20 Flüchtlinge gegeneinander kämpften.

Seit dem ersten Aufeinandertreffen registrierten die Behörden auf dem Platz 39 Straftaten. Bedrohungen, Nötigungen, Volksverhetzung, Verstöße gegen das Waffengesetz. Neun Körperverletzungen.

Am 15. September, dem Tag nach dem Knall, hält der örtliche Polizeichef Uwe Kilz eine Pressekonferenz ab. Er berichtet Erstaunliches: Die Aggressionen der Nacht seien von einer Gruppe von 15 bis 20 sogenannten UMAs ausgegangen, unbegleiteten minderjährigen Asylbewerbern. Diese hätten die etwa 80 meist betrunkenen »eventbetonten« Personen mit Flaschen und Holzlatten angegriffen. Die »Eventbetonten« hätten dann versucht, der Flüchtlinge »habhaft zu werden«. Die vier »Rädelsführer« der Asylbewerber seien umgehend in andere Landkreise »verbracht« worden. Zudem habe das Landratsamt ein Alkohol- und Ausgehverbot für die UMAs verhängt.

Aggressive Flüchtlinge verprügeln Deutsche. Die Meldung verbreitet sich rasant und ist nicht wieder einzufangen. Sie bestätigt alle Asylskeptiker und Fremdenfeinde. Eine bessere Kampagne hätte sich die AfD nicht basteln können. Allein: Was ist dran an dieser Darstellung? Und ist das jetzt der Beginn eines Straßenkampfes in Deutschland?

Als Uwe Kilz bei der Pressekonferenz gefragt wird, woher seine Erkenntnisse stammen, beruft er sich auf Zeugenaussagen vom Kornmarkt. Wer diese Zeugen sind, will die Polizei offiziell gegenüber der ZEIT nicht preisgeben. Spricht man jedoch mit Beamten, die an dem Abend auf der Platte waren, erfährt man: Die Zeugen gehören selbst zu jener Gruppe von »Eventbetonten«, die von den Flüchtlingen angeblich angegriffen wurden.

Was der Polizeichef nicht sagt: Die »Eventbetonten« sind nicht bloß ein paar betrunkene Jugendliche, es sind größtenteils Rechtsextreme, die den Flüchtlingen in Bautzen das Leben seit Monaten zur Hölle machen. Auf Videos, die im Internet kursieren, sieht man, wie sie die Flüchtlinge mit Gebrüll vom Kornmarkt treiben,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

ihnen am Einkaufszentrum vorbei in die Innenstadt folgen. Die Rechtsextremen jagen die Flüchtlinge wie Wild.

Nur fünf Stunden nach der Pressekonferenz stehen in der 40 000-Einwohner-Stadt 400 Neonazis aus ganz Sachsen am Kornmarkt. Sie grölen »Hier marschieret der nationale Widerstand!« und »Frei, sozial und national!«. Die Worte des Polizeichefs müssen für sie wie eine Einladung geklungen haben.

Es ist der 24. September, seit der Krawallnacht von Bautzen sind zehn Tage vergangen, als Timo und Mehdi an den zwei Enden der Platte stehen. Geht man als Reporter zu Timo und seinen Freunden, zu den Rechten, wird man skeptisch angeschaut. »Warum sollen wir mit dir sprechen?«, fragt einer. »Für die Presse sind wir eh immer die Bösen.« Dann erzählen sie doch, stundenlang.

Neben Timo: Julia, Kevin und Jan. Alle vier wollen nicht ihre echten Namen in der Zeitung lesen. Julia ist 19, wie Timo. Kevin und Jan sind Mitte zwanzig. Jan trinkt Kakao aus einer Litertüte. Kevin trinkt Bier. Julia raucht. Timo hört erst mal nur zu.

»Ich hab nichts gegen Ausländer«, sagt Kevin, »mein Dönermann ist okay.«

Jan sagt: »Mein Nachbar ist Kubaner. Oder Bulgare? Ist ja auch egal. Der schenkt mir manchmal ein Bier.«

Nachdem die Höflichkeiten abgehandelt sind, sagt Kevin: »Bei denen da drüben sind ja auch Schwarzhäutige. Die gehören in Wüstenregionen. Schwarzhäutige in die Kälte zu verlegen geht gegen die Natur, die können hier klimatisch nicht leben.«

»Das ist wie mit Pandabären«, sagt Jan: »Die kann man nicht einfach in einen anderen Lebensraum stecken.«

Julia nickt.

Wenn sie von Flüchtlingen reden, sagen sie meist »Asylanten«, manchmal auch »Neger« und »Kameltreiber«. Das Gespräch verläuft wie ein wilder Gedankenstrom, in dem alles durcheinandergespült wird. Es handelt von Merkel (»eine Fotze«) und Putin (»Der hat's drauf«), von Flüchtlingen (»Die meisten machen quasi bezahlten Tourismus hier«) und von der Zukunft (»Wenn das so weitergeht, wird in zehn, zwanzig Jahren kein Deutsch mehr auf der Straße gesprochen«).

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Was ist nur los in Deutschland? Laut der Studie Die enthemmte Mitte der Universität Leipzig fühlt sich inzwischen jeder zweite Deutsche »durch die vielen Muslime hier« manchmal fremd im eigenen Land. Gut 40 Prozent sind der Überzeugung, Muslimen solle die Zuwanderung nach Deutschland untersagt werden. Fast jeder Siebte sieht das Land »durch die vielen Ausländer in einem gefährlichen Maß überfremdet.« Jeder Zehnte sehnt sich nach einem »Führer, der Deutschland zum Wohle aller mit starker Hand regiert«.

Im Vorfeld der Feierlichkeiten zum Tag der Deutschen Einheit detonierten in Dresden zwei Sprengsätze, einer vor einer Moschee. Drei Polizeiautos wurden in Brand gesteckt, der Bürgermeister als »Volksverräter« beschimpft, weil er Vertreter islamischer Gemeinden ins Rathaus eingeladen hatte. Im thüringischen Sangerhausen und in Schwerin lieferten sich Rechte wie in Bautzen Schlägereien mit Flüchtlingen, in Oersdorf in Schleswig-Holstein wurde der Bürgermeister mit einem Kantholz niedergeschlagen, offenbar weil er Flüchtlinge in dem kleinen Ort unterbringen wollte.

Allein in den ersten neun Monaten des Jahres hat das Bundeskriminalamt 1800 politisch motivierte Straftaten gegen Asylbewerber, Flüchtlinge und Unterstützer verzeichnet – unter ihnen 507 Fälle von fremdenfeindlicher Gewalt. Die Zahl ist fast doppelt so hoch wie im gesamten Jahr 2015. Und schon 2015 war sie so hoch wie seit Beginn des Jahrtausends nicht mehr.

Bereits diese kleine Aufzählung zeigt: Es geht nicht mehr um Trillerpfeifen und Parolen, wie sie auch am Tag der Deutschen Einheit in Dresden zu hören waren. Es geht um Gewalt, die für immer mehr Menschen zum Mittel der politischen Auseinandersetzung wird. Ein Phänomen, das nicht nur, aber verstärkt im Osten Deutschlands auftritt.

Warum immer wieder der Osten? Warum immer wieder Sachsen?

Auf dem Bautzener Kornmarkt wandert das Gespräch mit den vier Rechten nach einer Weile zu Kindersoldaten und Kopftüchern und schließlich zu einem sehr simplen Gefühl: Neid.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Kevin sagt, die Flüchtlinge täten ihm leid, »aber wir hier in Deutschland, wir haben auch Probleme. Ich hab lange von Hartz IV gelebt, weil ich keinen Job finden konnte.«

Kevin klingt jetzt nicht mehr hasserfüllt, sondern nur noch eifersüchtig. Auf das Mitleid, das die Flüchtlinge bekommen und er nicht. Auf die Paten, die sich für sie einsetzen, und nicht für ihn. Auf die Spenden und Förderangebote. Und auf die Frauen. Einige der Mädchen, die heute bei den Flüchtlingen herumphängen, auf der anderen Seite des Platzes, saßen vor ein paar Monaten noch hier bei den Neonazis. »Von solchen Frauen träumen manche bei uns nur«, sagt Kevin. »Jung, schlank, hübsch. Was wollen die bloß bei den Asylanten?«

Julia guckt weg und zündet sich eine Zigarette an.

Timo, der die ganze Zeit kein Wort gesagt hat, schüttelt den Kopf und setzt zu einer kleinen Rede an. Die Flüchtlinge, sagt er, seien nur die Waffen. »Das wahre Problem sind die Juden und die Amerikaner. Die Banken. Der Kapitalismus.« Die Familien Rockefeller und Rothschild würden Kriege anzetteln, damit Flüchtlinge nach Deutschland kommen und das Land zerstören. Krieg auf der ganzen Welt: Das würde die Amerikaner und die Juden noch reicher machen. Deshalb müsse man gegen die Flüchtlinge auf die Straße gehen.

Timo, das merkt man schnell, hat eine andere Mission als die anderen drei, einen anderen Ehrgeiz auch. Er hat Mein Kampf gelesen, er wünscht sich Deutschland in eine Zeit zurück, in der Adolf Hitler Reichskanzler war, in die Jahre vor dem Zweiten Weltkrieg. Der Holocaust ist für ihn: »eine Lüge«.

Timo ist freundlich, er spricht sehr ruhig. Es ist die Gelassenheit desjenigen, der sich stärker fühlt als der Rest. Timo weiß, dass viele Menschen denken, er glaube an Verschwörungstheorien. Er selbst glaubt, dass er es ist, der in einer unübersichtlichen Welt den Durchblick behält.

Timo wurde sieben Jahre nach dem Mauerfall geboren, in einer Kleinstadt nicht weit von Bautzen, die Mutter Altenpflegerin, der Vater Tischler. Seine Eltern hätten immer hart gearbeitet und seien nicht politisch, sagt er. Er aber habe sich nie erklären können, wieso es auf der einen Seite der Welt Menschen gibt, die hungern, und auf der

anderen welche, die so viel Geld haben, dass sie nicht wissen, wohin damit. Er habe zu grübeln begonnen. Und im Nationalsozialismus Antworten gefunden.

Timo fühlt sich völkischen Gruppierungen zugehörig, die in den vergangenen Jahren immer mehr Zulauf bekommen haben. Sie warnen vor dem »Volkstod durch Überfremdung« und orientieren sich an alten NSDAP-Konzepten: Wer hart arbeitet, soll seinen gerechten Lohn bekommen – wer faul ist, ist wertlos. Als faul gelten im Grunde alle, die nicht »blutsdeutsch« sind.

Vor einem Monat hat Timo seine Ausbildung als Maschinen- und Anlagenführer beendet und wurde von seinem Arbeitgeber, einer Schlichterei, übernommen. Beim Schlichten werden Textilfäden durch eine Lösung gezogen, um sie widerstandsfähiger zu machen. Timo bedient die Maschinen, die die Fäden durch die Lösung ziehen. Er arbeitet im Schichtdienst, fünf Tage die Woche, acht Stunden am Tag, Monatslohn: 1100 Euro netto.

Kein toller Job. Aber einer, der ihm Zeit lässt zum Demonstrieren: gegen Ausländer, gegen den Kapitalismus, gegen Merkel, »die Stiefelleckerin Israels und Amerikas«. An manchen Tagen steht er morgens um halb vier auf und fährt ans andere Ende Deutschlands, um dort bei einem rechten Aufmarsch mitzulaufen.

Timos Eltern machen sich Sorgen um ihren Sohn. Wenn er mit ihnen über Politik reden will, brechen sie das Gespräch ab. »Ich musste ihnen versprechen, dass ich nicht kriminell werde und dass ich Ausländern auf der Straße nicht auf die Schnauze haue.«

Wer durch Timos Facebook-Seite scrollt, sieht ihn mit Reichsflagge posieren, sieht Vermummte, die Molotowcocktails werfen, liest Gedenk-Posts für Rudolf Heß und Horst Wessel. Timo ist zufrieden mit den letzten Wochen in Bautzen. Ganz langsam, sagt er, wache die Gesellschaft auf.

Auch bei den Flüchtlingen auf der anderen Seite des Platzes gibt es einen Anführer, einen, dessen Stimme in der Gruppe besonders viel zählt. Es ist Mehdi, der Flüchtling aus Marokko, der jetzt mit einer Heineken-Flasche in der Hand über die Platte geht. Ein Radfahrer hält auf ihn zu, bremst ab, ruft: »Du sollst nicht trinken, du

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Asylant!« Mehdi zuckt mit den Schultern. Als der Radfahrer weiterfährt, sagt Mehdi: »Das war noch gar nichts.«

Er zieht den Ärmel seiner Jacke hoch und zeigt eine Wunde. Ein tiefer Schnitt am Unterarm, mit drei Stichen genäht, die Fäden wurden noch nicht gezogen. »Nazis«, sagt er.

Vor acht Monaten kam Mehdi über die Balkanroute nach Deutschland. In Marokko sei er bei seiner Oma in Casablanca aufgewachsen, sagt er. Die Mutter habe ihn nach der Geburt dort abgegeben. Sein Vater habe die Mutter noch während der Schwangerschaft verlassen, und eine alleinerziehende Frau finde nur schwer einen neuen Mann. Also habe sie Mehdi zurückgelassen und eine neue Familie gegründet.

Vor gut zwei Jahren hat Mehdi in Marokko die Schule abgeschlossen, neunte Klasse, danach fand er keinen Job. Seine Oma sei arm und alt, sagt er, und er habe manchmal auf der Straße geschlafen.

»Kein Krieg in Marokko, aber auch kein Leben«, sagt Mehdi.

Zwei Wochen verbrachte er in einer Erstaufnahmestelle in München, dann kam er nach Bautzen: in eine Stadt, von der er nichts wusste. Er wusste nicht, was Sachsen ist, wusste nicht, dass Deutschland mal geteilt war, wusste nicht, dass es Menschen geben könnte, die ihn hassen, ohne je mit ihm gesprochen zu haben. Menschen wie Timo.

Das alles weiß Mehdi jetzt. Er hat Deutsch gelernt, er spricht es nicht fließend, aber so, dass man sich gut mit ihm unterhalten kann. Verbringt man etwas Zeit mit ihm, begreift man, dass er Deutsche in zwei Kategorien einteilt: Nazis und Nichtnazis.

Wie genau es begann in der Nacht des 14. September – Mehdi sagt, das bekomme er nicht mehr zusammen. Immer mehr Rechte hätten sich auf dem Platz getroffen, irgendwann seien es so viele gewesen, dass er sie nicht mehr zählen konnte, sie hätten ihm und seinen 15, vielleicht 20 Freunden gegenübergestanden. Jemand aus seiner Gruppe habe »Scheißnazis« gerufen, dann sei die Horde auf sie zugerannt. Die Polizei habe Pfefferspray versprüht, alle um ihn herum seien abgehauen, er habe nichts sehen können, und plötzlich habe er einen Schmerz am Arm gespürt und geblutet. Er lief, so schnell er konnte, über die Friedensbrücke, die Dresdener Straße, ins

Flüchtlingsheim. Als die »Ausländer raus«-Rufe vor der Unterkunft leiser wurden, kam ein Krankenwagen. So erinnert sich Mehdi.

Im Krankenhaus schaute er auf die Uhr, es war kurz nach Mitternacht. Sein 18. Geburtstag hatte gerade begonnen. Seitdem ist Mehdi kein unbegleiteter minderjähriger Asylbewerber mehr, sondern ein erwachsener Asylbewerber. »Vielleicht der am meisten scheiße Tag von mein Leben«, sagt Mehdi.

Fragt man die Polizei, was sie über Mehdis Wunde weiß, bekommt man keine Auskunft. Es lässt sich nicht genau sagen, wo und wie er sich verletzt hat. Mehdi hat Anzeige gegen unbekannt erstattet.

Wer in Bautzen zu den Rechtsextremen gehört, wissen die Behörden recht genau. »Selbst für sächsische Verhältnisse«, so formuliert es ein Mitarbeiter einer hochrangigen Sicherheitsbehörde, sei die Szene hier »sehr gut aufgestellt«. Im Landkreis Bautzen umfasst sie rund 250 Personen. In Sachsen gibt es im Schnitt 46 rechts motivierte Gewaltbereite pro 100 000 Einwohner, in Bautzen sind es 76. Bei den Landtagswahlen 2014 erhielt die NPD hier 10,9 Prozent der Zweitstimmen, der höchste Wert in ganz Sachsen. Die Anzahl rechtsextremistischer Straftaten nimmt im Landkreis Bautzen seit Jahren zu – 2013 waren es noch 123, 2015 schon 165. Für 2016 wird mit einem erneuten deutlichen Anstieg gerechnet.

Ständig wird in Bautzen und Umgebung gegen »Überfremdung« demonstriert, teilweise mit bis zu 1000 Teilnehmern – in Bautzen leben 600 Flüchtlinge. »Die Asylproblematik hat der Szene enorm Sauerstoff verliehen«, sagt der Mitarbeiter der Sicherheitsbehörde: »Die wollten endlich weiter gehen, das hat man gemerkt. Wir haben immer wieder darauf hingewiesen, dass es in der Szene rumort, aber in Bautzen hat man es nicht gehört.«

Seit Beginn des Jahres verzeichnete die Opferhilfe in Bautzen 20 politisch motivierte Angriffe auf Flüchtlinge und Linke. Im Februar wurde das Hotel Husarenhof in Brand gesteckt, in das wenig später 300 Flüchtlinge einziehen sollten. Als die Feuerwehr kam, stellten sich ihr drei Männer in den Weg, mehr als ein Dutzend weitere applaudierten den Flammen. Drei Wochen später wurde Bundespräsident Joachim Gauck bei einem Besuch von rechtsextremen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Demonstranten als »Volksverräter« beschimpft, eine Szene, die sich am Tag der Einheitsfeier in Dresden wiederholte.

Spaziert man durch Bautzen, stößt man überall auf Aufkleber mit dem Slogan »Nazikiez verteidigen – Unsere Stadt. Unsere Regeln«. Die Aufkleber, die an Laternen, auf Straßenschildern und an Bänken haften, stammen von einem militanten Kollektiv mit dem Namen »StreamBZ« – einer von vielen rechtsextremen Gruppen, die in der Stadt aktiv sind. BZ ist das Kfz-Kennzeichen von Bautzen.

StreamBZ wurde von dem Fotografen Benjamin M. begründet, der auf seiner Website Bilder von Antifa-Mitgliedern postete – um zu zeigen, wer der Feind ist. Heute ist aus StreamBZ eine Art Bürgerwehr geworden, mit dem Ziel, in Bautzen eine »national befreite Zone« zu errichten.

Die Website von StreamBZ dient dazu, Hetzjagden auf Flüchtlinge zu planen. Benjamin M. versorgt die Szene über sein Portal mit Terminen, Anfahrsbeschreibungen und sicheren Kommunikationswegen. Für die Treffen auf dem Kornmarkt hat er klare Handlungsanweisungen gegeben, damit seine Gefolgsleute besser zuschlagen können: Stellt euch in kleinen, mobilen Gruppen auf. Lasst eure Ausweise zu Hause. Pro Gruppe nur ein Handy, damit ihr schwerer zu identifizieren seid.

»Benjamin M. ist eine Autorität. Wenn er etwas sagt, wird das in der Szene gehört«, sagt der Mitarbeiter der Sicherheitsbehörde. So erklärt er sich, wie am 15. September nach der Pressekonferenz des Polizeichefs innerhalb weniger Stunden derart viele Rechte mobilisiert werden konnten, die den Kornmarkt besetzten.

StreamBZ sät in der ganzen Stadt Angst. Bei der linken Szene, deren Aktivisten bedroht, eingeschüchtert und zum Teil bis nach Hause verfolgt werden. Bei der slawischen Minderheit der Sorben, von denen es in Bautzen viele gibt und bei deren Veranstaltungen seit einiger Zeit maskierte Neonazis auftauchen. Bei den Flüchtlingen, die gejagt werden.

Am 16. September, zwei Tage nach dem Zusammenstoß auf der Platte, schickten StreamBZ und drei weitere Gruppen per Facebook eine Nachricht an den Bautzener Oberbürgermeister Alexander Ahrens. Sie erklärten, mit sofortiger Wirkung

eine Ruhepause einlegen zu wollen, um »Bautzens Politikern die Möglichkeit zu geben, Taten folgen zu lassen«. Sie würden aber künftig »keine Gruppierungen von trinkenden, pöbelnden und aggressiven Asylbewerbern mehr dulden« und erwarteten eine »spürbare Verbesserung der Situation in unserer Stadt«. Sie schlossen ihre Nachricht mit einem Ultimatum. Die Ruhepause sei ausdrücklich nur »vorläufig«.

Alexander Ahrens empfängt in seinem Büro im Rathaus. Gewölbedecke, Fischgrätparkett, auf einem Regal steht ein kleines Stoffwildschwein, Ahrens, 50 Jahre alt, ist Hobbyjäger. In den vergangenen Tagen hat er 70 Interviews gegeben, das kanadische Radio war da, die niederländische Zeitung De Telegraaf, der französische Figaro. Ahrens war auch bei Anne Will zu Gast. Dort hat er gesagt: »Bautzen ist keine rechte Hochburg.« Wenn das so wäre, fügt er jetzt hinzu, »wäre so ein linker Vogel wie ich hier niemals Bürgermeister geworden«.

Der Oberbürgermeister von Bautzen ist ein ungewöhnlicher Politiker. Nie hat er einer Partei angehört. Er ist Jurist und Sinologe, eine Zeit lang war er Strafverteidiger in Berlin. Mit Immobilien verdiente er so viel Geld, dass er sich mit 47 Jahren zur Ruhe setzte. Zwei Jahre lang war er Hausmann, versorgte seine vier Kinder. Seine Frau ist Polizeibeamtin in Bautzen, ihretwegen ist er hierher gezogen. Dann wollte er wieder etwas für seinen Kopf tun. Er kandidierte für das Amt des Bürgermeisters – und gewann die Wahl, unterstützt von den Linken und der SPD.

Ahrens hat den Rechten geantwortet, die ihm gedroht hatten. Auf Facebook schrieb er: »Zu einem sachlichen Gespräch bin ich immer bereit.« Aber nur, so fuhr er fort, wenn auch über Missstände aufseiten der Rechten diskutiert werde.

Geht das, ein sachliches Gespräch mit Menschen, die Flüchtlingen auf Plakaten mit den Worten drohen: »Es wird Zeit, dass ihr Ratten uns Deutsche wieder fürchtet!«?

Ahrens sagt: »Viele haben mir abgeraten, ich will das trotzdem verfolgen. Aber eines ist klar: Ich lasse mir keine Ultimaten stellen – und ich werde mich nicht mit Kriminellen an einen Tisch setzen.«

Die Klarheit, die Ahrens hier demonstriert, kommt ihm abhanden, wenn es darum geht, die Lage in seiner Stadt zu erklären.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Flüchtlinge seien in den vergangenen Monaten in Bautzen überhaupt kein Thema gewesen, sagt er. Die Bürger kämen zu ihm, weil sie Fragen zu Baustellen hätten, zu Kleingartenanlagen, Einkaufszentren. Alltägliches. Auch die Situation am Kornmarkt sei für ihn nie auffällig gewesen. Erst Ende August habe er überhaupt erfahren, dass es Probleme geben könnte, als sich eine Bürgerin per Brief darüber beschwerte, sie könne nicht über den Platz gehen, ohne von Flüchtlingen beleidigt zu werden. Da habe er sich erkundigt und erfahren, dass es seit April immer mal wieder zu kleineren Vorfällen gekommen war. »Aber alles nichts, was einem hätte Sorgen bereiten müssen.«

Ahrens hat das Konfliktpotenzial unterschätzt, das gibt er zu. Aber vielleicht will er auch nicht alles sehen, was in seiner Stadt geschieht. Er lobt das zivilgesellschaftliche Engagement: »Die Integration bei uns funktioniert vorbildlich und fast geräuschlos.« Die neonazistischen Strukturen redet er klein.

Wie kann das einem Menschen wie ihm passieren? Ihm, der mit Grauen von seinem Großvater erzählt, einem SS-Mitglied und »finsteren Nazi«, der seine Doktorarbeit über Menschenversuche schrieb und bis zu seinem letzten Atemzug wiederholte, dass sie ein paar Juden vergessen hätten damals. Als er starb, köpfte Ahrens eine Flasche Sekt.

Heute scheint der Bürgermeister Ahrens, der mit der Unbefangenheit des Zugezogenen in Bautzen ankam, wie viele andere Lokalpolitiker im Osten kapituliert zu haben vor der Normalität des Rechtsextremismus. Er, der ehemalige Anwalt, ist jetzt der Anwalt seiner eigenen Stadt – und das heißt wohl auch, das Bild aufzuhellen. Jeden Abend stehen in Bautzen ein paar Dutzend Jugendliche auf der Platte und tragen Sweatshirts, auf denen NS-Symbole abgebildet sind. Junge Männer und Frauen, die in Hitler ein Vorbild sehen und hier ihr Revier markieren. So wie Timo, Jan, Kevin und Julia, die lachen, als sie erzählen, wie sie in jener Nacht Mitte September »Zecken jagen« waren.

Mehdi weiß, dass die Platte nach Sonnenuntergang zu einem gefährlichen Ort für ihn wird. Und dennoch zieht es ihn immer wieder hierher. »Was soll ich sonst tun?«, fragt er. »Bautzen ist so klein!«

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Man könnte ihm den Rat geben, sich lieber fernzuhalten von den Neonazis. Überhaupt könnte man die Flüchtlinge vor der Konfrontation mit Rechtsextremen schützen, indem man sie anderswo unterbringt, in anderen Landkreisen, anderen Bundesländern. Aber wäre das nicht so ähnlich, als würde man das Münchner Oktoberfest absagen, damit kein Terrorist dort eine Bombe werfen kann?

Mit Mehdi sind auf der Platte: Amer, Mohammad, Abode, Othman, Morad, Mojtaba. Sie kommen aus Nordafrika, Syrien, dem Irak. Manche von ihnen haben ihre Eltern verloren, andere das Haus, in dem sie lebten, manche haben Narben von Schussverletzungen. Fast alle, so viel ist sicher, kämpfen sie mit dem, was sie erlebt haben. Einer hat gerade versucht, sich umzubringen.

Auch ein paar Deutsche sind dabei – nur solche, die Mehdis Nazi-Check bestanden haben. Mehdi nimmt sie erst auf, wenn sie mehrere Tage hintereinander auf seiner Seite des Platzes verbracht haben und von den Rechten auf der anderen Seite gesehen wurden.

Die meisten der deutschen Jugendlichen, die ihre Zeit mit Mehdi und seinen Freunden verbringen, sind zwischen 14 und 16 Jahre alt, überwiegend hübsche Mädchen. Es sind die Mädchen, von denen Kevin auf der anderen Seite sprach.

Da ist Vanessa, die mit Amer zusammen ist. Da ist Alicia, die Mohammad bei sich aufgenommen hat. Und da ist Celine, die vor zwei Monaten noch zu den Rechten gehörte, weil ihre Mutter sie immer dorthin mitnahm, und die jetzt übergelaufen ist zu den Flüchtlingen, weil sie es auf dieser Seite des Platzes spannender findet, »irgendwie weltoffener«. Ihre Mutter, noch immer bei den Rechten, hat seitdem Angst um die Tochter.

Wenn die Mädchen mit den Flüchtlingen durch die Stadt spazieren, hören sie häufig Sätze wie: »Schämt euch, ihr Kanakenfotzen!«, oder: »Ihr seid ekelhafte Muselschlampen!«

Bautzen ist so klein, dass fast jeder, der bei den Flüchtlingen auf der Platte sitzt, ein Familienmitglied oder einen Bekannten auf der anderen Seite des Platzes hat. Auf dem Kornmarkt kann man der Politisierung einer Stadt zuschauen, Familien spalten sich an der Frage: Stehst du rechts oder links?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Auf seinem Handy schauen sich Mehdi und seine Freunde immer wieder die Videos der Krawallnacht an. Sie wollen beweisen, dass sie nicht angefangen haben, dass sie zuerst provoziert wurden. Da ist ein Video, in dem ein deutsches Mädchen in weißem T-Shirt mehrmals hintereinander auf einen schwarzen jungen Mann losgeht, er ist einen Kopf größer als sie. Immer wieder schubst sie ihn, er weicht zurück, dann tritt sie ihn.

Wer nur das Video ansieht, denkt erst mal: Nach so einer Provokation muss das ja eskalieren. Nur: Was geschah vor diesem Video? Auf die Frage »Wer hat angefangen?« lässt sich nur schwer eine Antwort finden.

Haben die Rechten angefangen, als das deutsche Mädchen den Flüchtling schubste?

Haben die Flüchtlinge angefangen, als sie sich vor die Gruppe der Rechten stellten und Allahu Akbar- Rufe aus ihren Handys schallen ließen?

Als Mehdi gerade die Videos der Nacht zeigt und die anderen sich über sein Display beugen, mischen sich drei Jugendliche von der anderen Seite des Platzes in die Runde, zwei blonde Jungs und ein Mädchen mit rot gefärbten Haaren. Der eine stößt seine Schulter gegen Mehdis Schulter und sagt: »Ich habe ein Messer in der Tasche und Lust, es einem von euch heute Abend in den Rücken zu rammen!« Die drei werden aus der Runde geschubst, sie lachen laut und gehen zurück zu ihrer Gruppe vor dem Reichenturm, wo man sie dafür abklatscht. Mehdi ruft ihnen ein paar arabische Schimpfwörter hinterher.

Ein Flüchtlingsheimbetreiber, der einige von ihnen beherbergt, warnt davor, Mehdi und die anderen jungen Flüchtlinge durch eine rosarote Brille zu betrachten. Viele von ihnen seien traumatisiert, natürlich machten sie Probleme. Einige seien der Polizei bekannt und nicht so unschuldig, wie sie gern täten. »Und diese paar Vermaledeiten sind die einzigen Ausländer, die im Stadtbild sichtbar sind«, sagt er. Auch Mehdi wurde schon von der Polizei festgehalten, weil er in Schlägereien verwickelt war – mit anderen Flüchtlingen. Wenn man ihn danach fragt, schüttelt er den Kopf. »Die Polizei alle sind Nazis«, sagt er.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Etwas abseits von Mehdi stehen zwei Streifenbeamte vor ihrem grün-weißen VW-Bulli und bereiten sich auf den Feierabend vor. Gerade eben haben sie ein paar Flüchtlinge des Platzes verwiesen. »Einer der Asylanten hat wieder provoziert«, sagt der eine Beamte. Er sei immer wieder mit seinem Fahrrad ganz nah an den deutschen Jugendlichen vorbeigefahren. »Da ist es doch klar, dass die aggressiv werden.«

Es gehe ja schon seit Wochen so, dass die Flüchtlinge hier sich nicht benähmen, sagt der andere. Sie verstünden einfach nichts von unseren Umgangsformen, »die denken, die könnten ihre Lebensweise einfach mit hierherbringen«. So gehe das nicht. Es mache gerade wenig Freude, Polizist in Bautzen zu sein, sagen sie.

Wer ein paar Tage auf der Platte verbringt, erlebt jeden Abend die gleichen Szenen. Provokationen; Polizeiwagen, die um Punkt 19 Uhr auffahren und ihre Scheinwerfer anknipsen; Polizisten, die Ausweise kontrollieren und Taschen durchsuchen; Flüchtlinge, die daraufhin »Polizisten sind Nazis« sagen und dafür noch gründlicher untersucht werden, manchmal bis auf die Unterhose ausgezogen werden. Es ist ein Spiel. Allerdings kein lustiges.

Die Polizei in Sachsen wird von vielen eher als Teil des Problems denn als Lösung gesehen. Unvergessen, wie sich im Februar in Clausnitz eine entfesselte Menge grölender Asylgegner einem Bus voller Flüchtlinge entgegenstellte und wie die Polizisten die völlig verängstigten Flüchtlinge aus dem Bus zerrten, statt die Blockade aufzulösen. Unvergessen auch, wie in Leipzig im Mai 2015 bekannt wurde, dass mehrere Polizeibeamte enge Kontakte zu Neonazis pflegten. Unvergessen, dass der Pegida-Gründer Lutz Bachmann offenbarte, er werde mit Einsatzberichten aus Polizeibehörden versorgt. Und dass ein Polizist am vergangenen Montag, bei den Feierlichkeiten zum Tag der Deutschen Einheit in Dresden, den Demonstranten von Pegida per Durchsage »einen erfolgreichen Tag« wünschte.

Kann man da einem Flüchtling vorwerfen, dass er den Eindruck hat, die Beamten hielten eher zu ihren Landsleuten?

Der Kornmarkt an einem Donnerstagabend Ende September. 30 Rechte stehen in kleinen Gruppen beisammen und beraten sich. »Wir haben zwei Späherteams ausgeschiedt, eins zum Postplatz, eins zum Fleischmarkt«, sagt der eine. »Heute Nacht

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

kriegen wir sie«, sagt der andere und lacht. Als Mehdi und ein Freund, der auf seinem Fahrrad sitzt, auf der anderen Seite des Kornmarkts auftauchen, schwillt der Hass in der Gruppe an.

Da, ein Neger auf dem Rad.

Verpissst euch aus dem Osten!\ Ekelhaft, wie die Dickhaut sich bewegt.

Mohammed, du kriegst das Maul fett!

Wir sind das Volk!

Die Neonazis, alle in Schwarz, marschieren jetzt auf, einer reckt die Hand zum Hitlergruß – die Mannschaftswagen der Polizei stehen keine 50 Meter entfernt. Plötzlich rennt einer der Neonazis hinter den Flüchtlingen her, stellt sich drohend auf die Straße, ruft: »Ich schlitze euch auf, ihr Ficker!« Drei Polizisten stürmen heran und stellen ihn vor einem Geschäftshaus. Einige der Rechten applaudieren ihm, andere schütteln den Kopf. »Die reinste Dummheit, vor den Bullen so auszurasen. Jetzt können wir es heute Abend vergessen«, sagt einer.

Mitten in Deutschland machen Jugendliche Jagd auf Flüchtlinge – und wenn man sich in der Stadt umhört, fällt mehr als einmal der Satz: »Endlich tut mal jemand was.«

»Endlich«, das klingt, als habe sich da lange etwas aufgebaut. Etwas, das man hätte bemerken können. Und in der Tat könnte man in den Aggressionen, die sich nun Bahn brechen, eine angekündigte Katastrophe sehen.

Ein Mensch, der das so empfindet, ist der einzige Grünen-Stadtrat von Bautzen, Claus Gruhl. Er kann lang und viel darüber erzählen, wie ausgeprägt Fremdenfeindlichkeit und Alltagsrassismus in Sachsen sind, obwohl hier besonders wenige Ausländer leben – im Landkreis Bautzen sind es 1,5 Prozent aller Einwohner, Flüchtlinge schon mit eingerechnet.

Gruhl gehörte 1989 zu den Protagonisten der Friedlichen Revolution in Bautzen. Er ist sicher, dass das, was wir heute erleben, viel mit der DDR-Geschichte zu tun hat: damit, dass in der Nachkriegszeit die Ideologie der Nationalsozialisten in den Schulen nicht aufgearbeitet wurde, als habe es auf dem Gebiet der DDR unter Hitler keine

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

fanatischen Nazis gegeben. Damit, dass es in Sachsen zu DDR-Zeiten viele Gastarbeiter gab, die aber in bewachten, teils abgezäunten Heimen an den Rändern der Städte lebten, ohne Kontakt zur Bevölkerung. Damit, dass in den Nachwendejahren führende Rechtsextreme aus dem Westen nach Sachsen kamen, um die Menschen zu ideologisieren. Damit, dass die Treuhand in den neunziger Jahren ganze Landstriche deindustrialisierte und unzählige Menschen um ihre Jobs brachte, wodurch sich gleich zwei Generationen in einem Vakuum wiederfanden. Die Erwachsenen, die den Jugendlichen ein Vorbild sein sollten, suchten oftmals ihren Platz in der Gesellschaft. Die Jugendlichen, voller Wut und Perspektivlosigkeit, suchten oftmals die größtmögliche Distanz zu ihren sozialistischen Eltern, die sie häufig als Schwächlinge wahrnahmen – und schlossen sich in rechten Gruppen zusammen.

Vor allem aber hat die sächsische Politik nach dem ersten Aufblühen des Rechtsextremismus in Sachsen wenig unternommen. Nach dem Pogrom von Hoyerswerda 1991, bei dem 32 Menschen zum Teil schwer verletzt wurden, entstanden in Sachsen zahlreiche Initiativen gegen Rechts. Doch es dauerte nicht lange, da wurde nach und nach das Geld für Aufklärungsunterricht an den Schulen und für Sozialarbeiter in Problemgebieten gekürzt oder ganz gestrichen. Da wurden Jugendclubs geschlossen, die Pro-Kopf-Pauschale für die Jugendarbeit wurde um ein Drittel gekürzt. Da wurde die auf Rechtsextremismus spezialisierte und über Jahre sehr erfolgreich arbeitende Sonderkommission »Rex« aufgelöst. Die von Sozialarbeitern gebildeten »Mobilen Beratungsteams«, die schon lange über Rechtsextremismus informieren, mussten sich bis 2015 in einer »Demokratieerklärung« zum Rechtsstaat bekennen – das konservativ regierte Land hatte Angst, dass die Initiative von Linksextremen unterwandert sein könnte.

Kurt Biedenkopf, zwölf Jahre lang mit absoluter Mehrheit Ministerpräsident und Vater des wirtschaftlichen Erfolgs in Sachsen, sprach seine Bürger von jeglicher Fremdenfeindlichkeit frei, als er im Jahr 2000 sagte: »Die Sachsen sind immun gegen Rechtsextremismus.« Es war die Zeit, in der die »Skinheads Sächsische Schweiz« erste »national befreite Zonen« installieren wollten.

Es gibt zahlreiche Beispiele von verschleppten Prozessen gegen Neonazis in Sachsen mit teils absurd niedrigen Strafen. Von Anzeigen, die eingestellt oder nicht

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

verfolgt werden, weil Zeugen eingeschüchtert wurden und die Strafverfolger keine Mittel fanden, sie trotzdem zu einer Aussage zu bewegen. So vermittelt man den Rechten, dass sie nichts zu befürchten haben.

Auch Claus Gruhl, der Grünen-Stadtrat in Bautzen, sagt, er sei ignoriert worden, als er sich schon im Frühjahr mehrfach an die Polizei wandte und auf die »hoch organisierte, gewaltbereite Naziszene« hinwies. Einer Sozialarbeiterin, die bei den Beamten mit dem gleichen Thema vorstellig wurde, sei gesagt worden: »Melden Sie sich wieder, wenn jemand verletzt wurde.«

Gruhl ist sauer, er will seine Stadt nicht vor die Hunde gehen sehen. Er kritisiert auch Alexander Ahrens, den Oberbürgermeister. Dass Ahrens erst Ende August von Problemen auf dem Kornmarkt erfahren haben will, empört Gruhl. Schon Anfang Juni hatte er Ahrens' persönlichem Referenten eine Mail geschrieben, die der ZEIT vorliegt. Gruhl bat darin um einen Gesprächstermin mit »OB, Polizeipräsident (...) und den Jugendlichen«. Das Thema: »Sensibilisierung der Polizei für rechte Umtriebe insbesondere an Wochenenden im Bautzener Stadtgebiet und daraus resultierende Bedrohungslage für die Jugendlichen«. Er hat nie eine Antwort erhalten.

Und so stehen Jugendliche wie Timo und Mehdi weiterhin an den zwei Enden der Platte und verfolgen sich gegenseitig bis in ihre Träume und Alpträume.

Mehdi, der Flüchtling aus Marokko, würde eines Tages gern als Übersetzer arbeiten. Er spricht Arabisch, Französisch und sein gebrochenes Deutsch. Er wünscht sich ein Leben in Berlin oder München, mit Kindern und einer deutschen Frau. »Und keine Angst«, schiebt er schnell hinterher, »sie soll kein Kopftuch tragen, sie muss keine Muslimin sein, und sie muss auch nicht Arabisch sprechen.«

Timo, der deutsche Nationalist, wünscht sich, dass die ganze Welt aufwacht und gegen den Kapitalismus auf die Straße geht. Er will in seiner Heimat Sachsen bleiben, auch er wünscht sich Kinder und eine deutsche Frau.

Mehdi sagt, dass er nachts oft träumt, wie er zu Fuß durch die Stadt geht. Irgendwann tauche dann immer eine Gruppe Nazis auf, die ihn töten will.

Timo ist überzeugt, dass in absehbarer Zeit ein Bürgerkrieg ausbrechen wird in Deutschland, »es lässt sich leider nicht mehr verhindern«. Jeden Tag trainiert er

deshalb eineinhalb Stunden im Fitnesscenter. Er hat einen japanischen Kampfsport namens K1 gelernt, mehrmals im Jahr fährt er mit seinen »Kameraden« nach Tschechien, um im Wald für den Krieg zu üben. Sie tragen dann Soldaten-Uniformen und täuschend echt aussehende Softair-Waffen.

Mehdis Aussichten auf ein Bleiberecht sind minimal, er ist ja weder Kriegsflüchtling noch politisch Verfolgter. Anstatt als Übersetzer in Berlin oder München zu leben, wird er wohl abgeschoben werden. Inzwischen ist er sich nicht mehr so sicher, was schwerer zu ertragen ist: die Ausweglosigkeit in seiner Heimat Marokko oder der Hass der Nazis in Deutschland.

In Bautzen ist für den 7. Oktober wieder eine Demo der »Sachsen Demonstrationen« auf dem Kornmarkt angekündigt. Das Motto: »Jetzt erst recht!«

HINTER DER GESCHICHTE

Die Recherche: Nach den Vorfällen in Bautzen waren die Autoren und eine Fotografin eine Woche lang in der Stadt; jeden Abend verbrachten sie auf dem Kornmarkt. Für die Recherche wurden zwei Dutzend Gespräche geführt. Größte Herausforderung: Die Nazis auf dem Kornmarkt ansprechen – als Reporterin mit ausländischen Wurzeln und jüdischem Nachnamen. Das größte Überraschungsmoment war, dass jemand wie Timo nach anfänglicher Skepsis sehr offen redete. Grenzen der Recherche: Die Vorbehalte gegenüber den Medien waren sowohl bei den Flüchtlingen als auch bei den Rechten groß. Beide Seiten haben das Gefühl, ständig falsch verstanden zu werden.

Politik, neu entdeckt

Erstmals seit Jahrzehnten treten mehr Deutsche in Parteien ein als aus – vor allem junge Menschen. HENNING SUSSEBACH ist durchs Land gereist und hat die Neumitglieder gefragt: Was ist so faszinierend an Ortsvereinssitzungen und Haustürwahlkampf?

Von Henning Sußebach, DIE ZEIT Nr. 13 / 23.03.2017

Daniel Kurth hat zuletzt oft gehört, die Demokratie sei ein Geschenk. Ihn aber kostet sie auch einiges, vor allem Zeit. Es ist 8.15 Uhr, ein Montagmorgen in Eberswalde-Finow, als Kurth pünktlich in sein Wahlkreisbüro stürmt und doch schon spät dran ist – was daran liegt, dass Kurth, 43, klein, bärtig und Sozialdemokrat seit 20 Jahren, gar nicht so viel Zeit haben kann, wie er haben müsste als Landtagsabgeordneter, Vorsitzender des SPD-Unterbezirks Barnim, Stadtverordneter für Eberswalde, Aufsichtsrat der kommunalen Technischen Werke, dazu noch ... aber wie gesagt: keine Zeit, denn soeben hat Kurth den Rucksack abgeworfen, das Sakko abgelegt und seiner Assistentin zugerufen: »Steffi, lass uns Lage machen!«

Und dann machen in einem Parteibüro in einer brandenburgischen Provinzstadt ein Politiker und seine Mitarbeiterin »Lage«, beugen sich über einen knallvollen Wochenkalender, auf dem sich die Ausstellungseröffnung Foyer LT mit einem THW-Gespräch schneidet und der Besuch Feuerweherschule mit einem Richterwahlausschuss. Daniel Kurth sagt: »Puh.« Dann: »Und Sonnabend hat auch noch mein Schwiegervater Geburtstag.« Schließlich greift er Sakko und Rucksack, die er eben erst abgelegt hat, läuft zu seinem Passat draußen vor der Tür und bricht auf in eine Woche mit 33 Terminen, all dem politischen Klein-Klein, das nicht groß genug ist für die Tagesschau und doch erledigt werden muss.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

So beginnt im Auto des Landtagsabgeordneten Kurth eine Reise in die deutsche Politik, Stand März 2017, womöglich zu Beginn einer Zeitenwende. Kurth wartet auf ein Paket aus Berlin, 10 000 Werbeflyer, darauf ein lächelnder Martin Schulz und der Satz: Dafür trete ich ein.

Draußen wischen Dörfer vorbei, drinnen sitzt Kurth, der in den vergangenen Jahren oft das Gefühl hatte, durch ein Land zu hetzen, in dem er und sein Auto eine der letzten politischen Bewegungen darstellten. Seine Stadt zum Beispiel: 40 000 Einwohner, 75 SPD-Mitglieder. Rechnet Kurth die Alten raus, bleiben 30 übrig, die Bierbänke tragen, Plakate kleben und all die Beiräte und Ausschüsse besuchen können, die jede deutsche Gemeinde am Laufen halten: Seniorenbeirat, Kulturbeirat, Sanierungsbeirat, Polizeibeirat. Nach zwei Todesfällen ist bei der Linkspartei im Ort die Nachrückerliste leergestorben. Die lokale CDU, sagt Kurth, verrate das Durchschnittsalter ihrer Mitglieder schon nicht mehr.

»Wen ich auch gefragt habe, ob er mitmachen will: Jeder meinte, er hat keine Zeit«, sagt Kurth, der auch keine Zeit hat, vor einigen Tagen trotzdem noch Vorsitzender des Handballvereins geworden ist, Opfer seiner eigenen Opferbereitschaft. Andauernd hört er: »Daniel, du bist der Einzige, der das kann.« Seine Frau war sauer. Seine Kinder malen ihn nicht als Vater im Garten, sondern als Mann im Auto.

Bis vor wenigen Monaten wäre diese Geschichte weiter Daniel Kurth gefolgt, hätte sich mit ihm auf die Autobahn 10 in Richtung Potsdam eingefädelt und wäre so bei einem Mann geblieben, fast schon einsam in seinem Einsatz fürs Gemeinwohl. Wenn andere Männer in seinem Parteibezirk zum Triathlon antraten, sicherte er die Strecke. Wenn seine Freunde ihre Frauen ins Restaurant ausführten, hing er in Landtagsdebatten zur Familienpolitik fest.

Doch plötzlich geht die Geschichte anders. Die alten Parteien werden neu entdeckt, Menschen wollen sich engagieren. Wie Daniel Kurth, der nicht müde wird, sich einzumischen. Der Politik macht, weil sie für ihn die Welt zusammenhält.

Den Nachrichten über Trump und Erdoğan, den Brexit und die AfD, über den Aufstieg von Autokraten und Nationalisten folgen neuerdings Meldungen von der

Gegenseite. Da, wo Rechtspopulisten ignorante Eliten in trägen Systemparteien ausgemacht haben, ist Erstaunliches zu beobachten: Was eben noch veraltet schien, ist jetzt Avantgarde. Seit der Bekanntgabe von Martin Schulz' Kanzlerkandidatur Anfang 2017 hat die SPD 13 000 Neueintritte gezählt. Erstmals seit Jahren hat die FDP 2016 mehr Mitglieder gewonnen als verloren. Und die Grünen haben so viele Mitglieder wie nie.

Etwas ist in Bewegung geraten, in fast allen Winkeln der Republik. Deshalb führt diese Reise von Brandenburg weiter nach Sachsen und Schleswig-Holstein, nach Berlin, ins Saarland, nach Bayern. Durch fünf Parteien, vom kleinen Ortsverein bis hinauf ins Präsidium des Bundestages, zu einer Wahlkampfeschulung und in ein Bierzelt – zu vielen Menschen an vielen Orten, weil Demokratie von vielen lebt. Im Laufe der Reise werden Sätze fallen, die Daniel Kurth in seinem Auto glücklich machen dürften:

»Nur Nachrichten gucken und eine Meinung haben – das reicht nicht mehr.«

»Großes beginnt meistens im Kleinen.«

»Mich nervt dieses Dienstleistungsverhältnis zum Staat.«

»Wir leben in einer Meckerkultur. Aber um sich aufregen zu können, muss man Ahnung haben. Wer keine Ahnung hat, der plappert nur.«

Nico Brachtel war 15, als die Politik vor zwei Jahren wie eine Naturgewalt über sein Leben hereinbrach. Brachtel berichtet davon an einem Freitagmittag nach Schulschluss. Seine Klassenkameraden strömen wochenendvergnügt aus dem Gymnasium nach Hause, verteilen sich in Nebengassen. Brachtel, ein schmaler, blasser Kerl mit Jeans und Kapuzenpulli, läuft die Hauptstraße entlang. Er will »noch gucken, ob Post da ist«. Im Büro der Linkspartei in Freital, Sachsen.

Freital ist eine kleine Stadt nahe Dresden. Und seit einiger Zeit auch ein Synonym für Rassismus. Bei Wikipedia findet sich ein Eintrag namens »Fremdenfeindliche Proteste in Freital«, der fast so lang ist wie der Eintrag über Freital selbst. Nico Brachtels Politisierung ist eng mit den Ereignissen in dieser Stadt verwoben. Das konnte er nicht ahnen, als seine Mutter, eine Kellnerin, Ende 2014 bei Facebook auf einen Fotocomic stieß.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Auf dem Bild fragte ein Kind seinen Vater: »Papa, warum gibt es bei Star Trek keine Moslems?« – »Weil Star Trek in der Zukunft spielt, mein Sohn.«

Unter dem Comic sammelten sich Likes, aber Nico Brachtel und seine Mutter konnten nicht lachen. Sie schrieben einen kritischen Kommentar, dann gingen sie offline. Als sie das nächste Mal online waren, lasen sie, dass sie »Untermenschen« mit »Scheiße im Hirn« seien. Was wie das Ende einer Geschichte klingt, war erst der Anfang. Als in Freital ein leer stehendes Hotel zur Flüchtlingsunterkunft wird, belagern bis zu 1500 teils rechtsextreme Demonstranten das Gebäude, wochenlang, monatelang. Der halbe Ort, so scheint es, feiert ein Happening des Hasses. Steine und Feuerwerkskörper fliegen, Brachtels Mutter bringt den Eingeschlossenen Kuchen und organisiert Sprachkurse. Brachtel versucht, die vom Pöbel am Zaun verängstigten Kinder abzulenken, spielt mit ihnen Fußball hinterm Haus, baut ein Planschbecken auf, wird gesehen und beschimpft, traut sich nachts nicht mehr auf die Straße, und wenn doch, huscht er auf Umwegen durch die eigene Stadt, in der eine rechte Bürgerwehr patrouilliert, der Briefkasten der Mutter brennt, Asylbewerber niedergeknüppelt werden und das Auto eines Stadtrats explodiert. Am Ende muss die GSG 9 anrücken.

Im Hier und Jetzt, im Freital des Jahres 2017, kramt Nico Brachtel einen Schlüssel aus seiner Hosentasche, schließt das parteirot gestrichene Büro der Linken auf, zeigt auf die fleckige Fassade und sagt: »Vom letzten Farbbeutel-Anschlag.« Jeden Montag sieht Brachtel Grundschulfreunde zum Bahnhof ziehen, unterwegs nach Dresden, zu Pegida. Seine Mutter ist in Berlin mit einem Preis für Zivilcourage ausgezeichnet worden, die Kanzlerin war da, was die Sache verkomplizierte. »Seitdem hat es in unserer Verwandtschaft kein Familientreffen mehr gegeben«, sagt Brachtel.

An diesem Freitagmittag ist keine Post gekommen, Brachtel muss nichts lesen, nichts beantworten, nichts abheften. Er ist jetzt 17, so jung wie das Jahrhundert, in dem noch viel geschehen wird, auch ihm. Bald macht er Abitur, in seinem Jahrgang ist er das einzige Parteimitglied. Den Linken schloss er sich an, weil sie da waren, als er sich allein fühlte. Ein Schüler in einer Partei, deren Mitglieder im Schnitt 59 Jahre alt sind. Inzwischen stört ihn der Opportunismus von Sahra Wagenknecht, außerdem ist ihm in der Partei »zu viel DDR übrig«. Nico Brachtel weiß noch nicht, was er mit

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

seinem Leben machen wird und sein Leben mit ihm. Er will weg aus Freital, in eine größere Stadt, an eine Universität. Möglich, dass er einmal bei den Grünen landet oder in der SPD. Auch Angela Merkel bewundert er: »Dafür, durch was die alles alleine gehen musste, ohne ihre Partei im Hintergrund.« In die Stille des Büros sagt Nico Brachtel: »Vielleicht bleibe ich auch bei den Linken. Ich weiß es nicht. Ich weiß bloß, dass ich auch in 20 Jahren in einer Partei sein werde. Nur Nachrichten gucken und eine Meinung haben – das reicht nicht mehr.«

Fünfhundert Kilometer nordwestlich von Freital, eine andere Stadt, eine andere Partei, ein anderes Leben: In Wedel, Schleswig-Holstein, unweit der Elbe, hat der FDP-Kreisverband zum Frühjahrsempfang in die Aula einer abendleeren Schule geladen. Der Parteivorsitzende Christian Lindner wird sprechen, auf den Tischen Grissini und gelbe Primeln, Plaudergruppen auf Platzsuche, viel Hanseatenblau, viele silberhaarige Männer, die Frauen auffallend oft im Kleid, so auch Nina Schilling, 35, seit vier Wochen in der Partei.

An einem Tisch ganz außen, wie auf einem Beobachtungsposten, flüstert sie ihre Geschichte herunter: Sie ist ein Kind dieser Stadt, machte Abitur in Wedel, studierte Literatur- und Medienwissenschaften, arbeitete als PR-Fachfrau in einem Hamburger Unternehmen, wurde Mutter, betreute freiberuflich Facebook-Seiten einiger Firmen, begann sich zu langweilen, half im Frauenhaus, während andere junge Mütter, die sie kennenlernte, zu Hause hockten und über schlechte Spielplätze und hohe Kita-Gebühren nölten. Eigentlich über alles. Nina Schilling störte schon länger, dass ein Ton über dem Land lag, der in ihren Augen nicht zu den Tatsachen passte, etwas Anklagendes, das oft nur von Ahnungslosigkeit unterfüttert war. »Wir leben in einer Meckerkultur«, sagt sie. »Aber um sich aufregen zu können, muss man Ahnung haben. Wer keine Ahnung hat, der plappert nur.«

Nina Schilling aus Wedel kennt Nico Brachtel in Freital nicht, ihre Biografien werden sich vermutlich nie schneiden. Aber die beiden bewegen sich aufeinander zu, aus entgegengesetzten Richtungen: Nina Schilling aus einer saturierten Welt, Nico Brachtel aus einer Stadt im Notstand. Zwei Menschen, die unwissentlich eine Entscheidung eint.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Vorn in der Aula spricht der FDP-Vorsitzende Lindner über die nahe Landtags- und die nicht allzu ferne Bundestagswahl, über eine politische Kultur, »die verroht und verprollt. Wir dürfen uns nicht der Hoffnung hingeben, diese Probleme würden irgendwie verdunsten«, ruft er. »In diesem Jahr geht's um so viel, dass niemand an der Seite stehen kann!« In die folgende rhetorische Pause hinein beklatscht die Liberale Nina Schilling Sätze, die exakt auch die Motivation des Linken Nico Brachtel in Worte gefasst haben.

Wie misst man Politisierung? Und wie politische Teilhabe? In dieser Sache ist diese Reportage parteiisch.

Ganz gleich, welchen Indikator man nimmt, Deutschland ist politisiert wie lange nicht mehr: Das Netz ist voller Hasskommentare. Dresdens Oberbürgermeister steht nach Morddrohungen unter Polizeischutz. Lokalpolitiker in Bocholt und Tröglitz legten aus Angst ihre Ämter nieder. Familien zerstreiten sich über die Flüchtlingsfrage. An Universitäten kommt es zu Tumulten wie in den siebziger Jahren – jetzt, wenn Redner der AfD auftreten. Es ist die Zeit der Zuspitzung, auf Demonstration folgt Gegendemonstration, auf Rede folgt Gegenrede.

Man kann das als Krise begreifen, aber es ist eine Krise, die einen Kollateralnutzen hat: Die Deutschen werden sich wieder des ausgleichenden, verbindlichen Wesens der etablierten Parteien bewusst. Es hat etwas zu bedeuten, wenn jemand wie Nico Brachtel, der junge Mann aus Freital, Zuflucht bei einer klassischen Institution der Zivilgesellschaft sucht. Wenn Nina Schilling, die junge Frau aus Wedel, das Gefühl hat, mit dem Eintritt in eine Partei den Schritt vom Meinen zum Machen zu tun. Denn Parteien sind ein Sammelbecken für Optimisten, die sich und der Welt etwas zutrauen.

Zwar leitet sich der Name Partei von pars her, lateinisch für »Teil«, aber eben Teil eines großen Ganzen. Dieses große Ganze war lange eine Selbstverständlichkeit, so stabil, dass es selbstgefällig wurde, so eingefahren, dass dem Begriff »Partei« fast nur noch negative Suffixe anhängen: -proporz, -soldat, -spendenskandal.

Wie gestrig, wie veraltet die vermeintlichen Altparteien tatsächlich bis vor Kurzem noch wirkten, ist in Berlin zu spüren, Otto-Suhr-Institut, erster Stock. Dort

sitzt am Ende eines langen Flures, wie vergessen im hintersten Büro, Oskar Niedermayer und sagt: »Ich würde Ihnen ja gern einen Kaffee anbieten, aber ich habe nur eine Tasse.«

Das Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin im Stadtteil Dahlem ist seit der Studentenrevolte ein fast mythischer Ort, an dem sich Rebellenromantik und Karrierestreben aufs Engste vermischt haben. Hier studierten Otto Schily und Walter Momper, Gesine Schwan und Arend Oetker. In der Bibliothek im Erdgeschoss steht in Leinen und Leder gebundene Demokratiegeschichte, die Protokolle des CDU-Bundesvorstandes 1961–1968, die Mitschrift vom SPD-Parteitag Münster 1988, die Verträge der Bundesrepublik Deutschland in 74 Bänden. Ein Stockwerk darüber sitzt Niedermayer, ein ergrauter Professor von 64 Jahren mit nur einer Kaffeetasse. Er hat lange Zeit wenig Besuch bekommen.

Seit Anfang der Neunziger erforscht Niedermayer die Mitgliederentwicklung bei den bundesdeutschen Parteien. Eintritte, Austritte, Todesfälle, Durchschnittsalter, Geschlechterverteilung. Niedermayers Grafiken beginnen 1990. Sie erinnern an ein erodierendes Gebirge. Seit Niedermayer mit dem Zählen begann, hat die CDU nur ein einziges Mal Mitglieder hinzugewonnen, im Jahr nach der Abwahl Helmut Kohls als Bundeskanzler. Bei der SPD ging es durchweg bergab, jedes Jahr. Nie hatte der Professor Neues zu verkünden. Auf einmal treten lauter junge Leute ein, viele Frauen. Andauernd rufen Journalisten bei Niedermayer an »und fragen nach dem Trumpf-Effekt, dem Schulz-Effekt«. Es melden sich sogar die Parteifunktionäre, von denen er seine Zahlen bekommt. »Die wollen wissen: Wo stehen wir im Vergleich zu den anderen?«

Niedermayer ist niemand, der zu Überschwang neigt. Wäre er ein Seismologe, sagt er, würde er kein Erdbeben melden, »eher ein Zittern«. Eines sei aber völlig neu: Früher speisten sich Parteien aus Milieus. Arbeiter sahen sich am besten von der SPD vertreten, Katholiken fühlten sich in der CDU geborgen, Mittelständler schlossen sich der FDP an. »Normative Gründe« mischten sich mit »materieller Motivation«, weil es oft um Verteilungskämpfe ging – ausgetragen im Streit um Steuersätze, Wochenarbeitszeiten und Kündigungsschutzgesetze. Die Neuen jetzt, sagt Niedermayer, interessieren all das nicht; sie seien moralisch motiviert: »Die wollen die

Welt retten vor Trump, sitzen dann aber in einem Ortsverband, in dem über die Abwasserzweckverbandsabgabe debattiert wird. Man muss sehen, ob das gut geht.«

Ob das gut geht? Mit Bus und U-Bahn braucht man eine knappe Stunde von Berlin-Dahlem in den Stadtteil Prenzlauer Berg. Dort sagt in einem Café, in dem es Frühstück bis in den Abend gibt, ein Mann: »Das geht gut.« Sein Name ist Christopher Lauer.

Prenzlauer Berg und Christopher Lauer, das bedeutet doppelte Klischee-Gefahr. Der Prenzlauer Berg wäre schnell beschrieben als Hochburg des sorgsam gepflegten Individualismus und der unverbindlichen Ironie. Und Lauer, 32, dicke schwarze Brille, distinguiert gekleidet mit Schiebermütze und kariertem Sakko, mit dem Begriff »schillernde Figur«.

Lauer ist neu in der Politik und zugleich etabliert. Er saß fünf Jahre im Berliner Abgeordnetenhaus, anfangs für die Piraten, diesen Haufen, der aus Enthusiasmus ins Chaos kippte. Im Herbst 2014 trat Lauer aus, im September vorigen Jahres in die SPD ein. »Noch vor Schulz.« Das ist ihm wichtig.

Als Mitglied der »SPD-Abteilung 11 / Mauerpark« hält Lauer im Café ein vehementes Plädoyer für das Prinzip Volkspartei – und damit für die Auseinandersetzung mit der Abwasserzweckverbandsabgabe, die bei ihm unter dem Synonym »Hundeleinenpflicht« läuft. Er könnte zwar manchmal »kotzen im Strahl«, wenn sich während einer Sitzung Debatten endlos im Kreis drehen, sagt Lauer. »Aber das ist doch die große kulturhistorische Leistung der meisten Parteien: sich aller Themen anzunehmen und die widerstreitenden Interessen der ganzen Gesellschaft abzubilden.« Politik sei heute »schwer zu optimieren und leicht zu verkacken. Wir können ja nicht noch mal die Sklaverei abschaffen. Also geht es um Hundeleinenpflicht.«

Viele seiner Freunde, sagt Lauer, hielten sich für politisch, weil sie zeitkritische Kinofilme gucken oder die Fernsehserie House of Cards verfolgen. »Manchmal fragen die mich: Christopher, warum kriegt ihr Politiker das mit dem Berliner Flughafen nicht hin? Da denke ich: Leute! Mich nervt dieses Dienstleistungsverhältnis zum Staat. Ihr verfügt über Geld und über genügend Zeit, um zu überlegen, welchen Weber-Grill

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

ihr demnächst kauft, ihr seid überdurchschnittlich intelligent – aber bleibt wohlstandsverwahrlost in eurer Komfortzone und bringt euch nicht in den politischen Prozess ein.«

Einige in der Stadt sehen in Lauer eine selbstverliebte Rampensau, andere einen rhetorisch hochbegabten Politiker. Neulich twitterte er: »Eine Lichterkette noch, dann ist der Klimawandel besiegt!« Er hält nicht viel von Menschen, die nur demonstrieren. Auch nicht von Bürgerinitiativen und Graswurzelbewegungen, von deren Kämpfen für Fahrradwege oder gegen Freihandelsabkommen. In diesen Gruppen seien sich alle wohligh einig im kompromisslosen Ablehnen oder Befürworten von irgendetwas.

Die gravitatischen Sätze auf den ersten Seiten der Parteiprogramme dagegen! Vergewisserung nach innen und Werbung nach außen. Wort gewordene Resultate endloser Debatten, unterschiedlicher Weltbilder und Zigtausender Lebenserfahrungen – man solle sie mal wieder lesen. Also:

»Die Zukunft ist offen – voll neuer Möglichkeiten, aber voller Gefahren. Deshalb müssen Fortschritt und soziale Gerechtigkeit demokratisch erkämpft werden.« (SPD)

»In einer sich ändernden Welt bleibt es unser Auftrag, Werte und Wirklichkeit zusammen zu denken und entsprechend zu handeln.« (CDU)

»Im Mittelpunkt unserer Politik steht der Mensch mit seiner Würde und seiner Freiheit.« (Grüne)

»Jeder Mensch soll faire Chancen haben, sich gemäß der eigenen Talente und Ideen zu entfalten, von eigener Arbeit zu leben und nach eigener Façon glücklich zu werden.« (FDP)

Beim landtagserfahrenen Lauer ist schwer zu trennen, wann das Neumitglied der SPD spricht und wann der Politprofi, der in seiner neuen Partei sicher wieder etwas werden will. Es kann beseelt sein oder berechnend, wenn Lauer sagt: »Wenn auf einem Landesparteitag jemand für unglaubliche 80 Jahre Mitgliedschaft geehrt wird, der ganze Saal aufsteht und der alte Mann vorne berichtet, er habe sein Parteibuch erst vor den Nazis und dann vor den Kommunisten versteckt, es zweimal im Garten

vergraben, dann spüre ich Verantwortung. Das klingt pathetisch, aber ich finde Pathos nicht schlecht.«

In Sachsen hatte Nico Brachtel erzählt, er sitze für die Linke jetzt donnerstagabends im Technischen Ausschuss der Stadt. Straßenbauarbeiten, Kreisverkehre, Luftbilddauswertung. Manchmal kommt er »mit einem Apfelsaftbauch« nach Hause. In der Schule hat er ein Referat zum Thema Flächennutzungspläne gehalten.

In Schleswig-Holstein hatte Nina Schilling berichtet, dass sie den Rentnern in der FDP gerade Facebook und WhatsApp erkläre – und die Rentner ihr die Mechanik der Kommunalpolitik.

Überall im Land ruckeln sich Tausende Menschen in ihren neuen Parteien zurecht wie in einem Kleidungsstück, das nicht recht passt, weil es nicht maßgeschneidert ist, gar nicht sein kann. Es mag der Enthusiasmus einer Einsteigerin sein, aber Nina Schilling ist genau davon fasziniert: sich im Zeitalter andauernder Selbstoptimierung beim Sport, beim Essen, beim Schlafen, Lieben und Leben auf eine Partei festzulegen, deren Programm sich nie komplett mit den eigenen Interessen und Werten deckt – und in der sich das Ich mit einem größeren Wir abgleichen muss. Nina Schilling begegnet Menschen, denen sie sonst nie begegnet wäre, und redet über Themen, über die sie sonst nie geredet hätte. Sie sieht Dinge, die sie vorher nicht sah, und hört von Angelegenheiten, von denen sie vorher nichts hörte. Wenn sie durch ihre eigene Stadt läuft, kommt es ihr vor, als seien ihre Sinne geschärft.

Ihr Parteivorsitzender war längst gegangen, da stieg Nina Schilling auf die leere Bühne der Schule in Wedel, um ein Selfie von sich in den Kulissen der Politik zu machen. Ein Symbol der Selbstermächtigung, für die Bebilderung dieser Reportage. Nina Schilling hatte lange überlegt: sie, eine Einzelne, ein Neumitglied, als FDP? Nein. Also bat sie den Vorsitzenden des Ortsvereins zu sich herauf, einen 76-Jährigen mit Einstecktuch. Erst dann hob sie ihr Handy und löste aus.

Samstagsmorgen in Saarlouis, der Himmel trägt schwer an grauen Wolken. Auf dem Großen Markt haben Imker, Bäcker, Bauern und Blumenhändler ihre Stände aufgebaut. In allen Dialogfetzen Kochlust, Genussglück, Wochenendfreude.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

»Ach, die Dagmar! Heute Huhn?«

»Bei uns gibt's Spinat.«

»Wir fahren gleich noch weg.«

Etwas abseits der Marktstände, wie nicht ganz zugehörig, haben Linke, Grüne, FDP und CDU ihre Tische aufgeklappt und Schirme aufgespannt. Unter Unions-Orange steht Kia Kirchen, 21, die Füße gewärmt von zwei Paar Socken, der Hals von einem dicken Schal. Sie rafft Kugelschreiber, Postkarten und Flyer mit »6 guten Gründen, CDU zu wählen«, zusammen, dann tritt sie in den Strom der Passanten und sagt in den folgenden zwei Stunden immer wieder diesen Satz: »Guten Morgen, ich würd Ihnen gern ein paar Wahlinformationen mitgeben.«

»Nee, danke.«

»Stift kann man immer gebrauchen.«

Stummes Abwinken.

Stummes Zugreifen.

Im Vorbeigehen ein: »Na, dann gib mal.«

»Ich bin allergisch«, sagt eine Frau.

»Wogegen genau?«

»Lassen Sie mich in Ruhe! Oder ich ruf die Polizei.«

An dieser Stelle, unmittelbar vor der Landtagswahl im Saarland, bleibt diese Geschichte für einen Moment stehen, friert Kia Kirchen zu einem tapfer lächelnden Standbild auf dem Marktplatz von Saarlouis ein, weil wir den Blick kurz in die Vereinigten Staaten richten müssen. Dort veröffentlichten die Politologen Shanto Iyengar und Sean Westwood, Forscher an den Universitäten Stanford und Princeton, eine aufsehenerregende Studie. Titel: Fear and Loathing across Party Lines, grob übersetzt »Furcht und Abscheu zwischen den Parteien«. Die Politologen hatten US-Bürger gebeten, sich vorzustellen, sie dürften zwischen zwei Kandidaten für einen Job, für einen Posten an einer Hochschule, für eine Ehrung wählen. Nach objektiven Kriterien waren die Fantasiekandidaten gleichwertig, sie unterschieden sich aber nach

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Hautfarbe, Geschlecht, Religion und Parteizugehörigkeit. In den allermeisten Fällen entschieden sich die Probanden für den Kandidaten, der ihre politischen Ansichten teilte.

Für Iyengar und Westwood bedeutet das nicht, dass Ressentiments hinsichtlich Hautfarbe, Religion und Geschlecht der Vergangenheit angehören. Aber nun sei eine ideologische Polarisierung hinzugekommen, die offenbar stärker ist als alle anderen Vorurteile. Die Amerikaner, schlossen die Forscher, müssten künftig mit mehr Hetze, mehr Polemik, mehr blockierter Regierungsgewalt rechnen. Kurz darauf wurde Donald Trump zum Präsidenten gewählt.

Bei der Wahlkampfzene in Saarlouis ist bei genauerem Hinsehen Gegenteiliges zu beobachten: Wenn die Passanten auf dem Marktplatz mit dem Imker unbefangen über Honig reden, auf Kia Kirchen aber reagieren, als sei Politik Belästigung, ist die Kluft zwischen Werbern und Umworbenen womöglich tief. Aber nicht zwischen den Parteien selbst, die am Rande des Trubels konkurrieren und doch wie Schicksalsgenossen Seite an Seite stehen. Die Leute kennen sich aus Hunderten Stadtratssitzungen. Im Wahlkampf, an Schlechtwetterwochenenden, helfen sie sich schon mal mit Taschentüchern, Halsbonbons und Regenschirmen aus. Als sich ein Kind über einen Kugelschreiber freut, zeigt Kia Kirchen zu den Schirmen der anderen Parteien und sagt: »Da kriegste noch welche in anderen Farben.«

So wahlkämpft sich Kia Kirchen durch den Tag: eine Jura-Studentin, die nach dem Abitur als Au-pair bei einer südafrikanischen Familie in London arbeitete und dann ein Freiwilliges Soziales Jahr bei den Rettungssanitätern machte, die als Mädchen als Babysitterin beim heutigen Spitzenkandidaten der Grünen jobbte und denselben Klavierlehrer hatte wie der Sohn von Heiko Maas. Das Saarland ist klein, man kann sich hier nicht verlieren wie in Amerika. Kia Kirchen benutzt keine Plastiktüten und ist für die Homo-Ehe, in der CDU ist sie wegen Merkels Flüchtlingspolitik und weil die Schüler Union in Saarlouis einst ein Jugendtaxi erkämpfte, das Teenager wie sie von Partys nach Hause fuhr. »Großes beginnt meistens im Kleinen«, sagt Kia Kirchen.

Zur deutschen Meckerkultur gehört es, an dieser Stelle Beliebigkeit zu beklagen. Kia Kirchen, CDU, und Nico Brachtel, der junge Linke aus Sachsen, sind sich in ihrer

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Zustimmung zu Merkels Flüchtlingspolitik einig. Nina Schilling, FDP Wedel, und Christopher Lauer, SPD Berlin, sehen aus, als würden sie ihre Kleidungsstücke im gleichen Großstadtladen kaufen – völlig anders als vor 40 Jahren, als man politische Gesinnung noch am Outfit erkennen konnte, sich Schulklassen in Popper und Punks teilten, einige ihr erstes Auto wuschen und andere Mercedes-Sterne von Motorhauben brachen.

Die Wiederentdeckung der Parteien geht mit einer endgültigen Vermischung aller Milieus einher. Manchmal ist das komisch. Wenn die Grünen eine Broschüre mit dem Titel Unsere Frauenquote richtig anwenden nachdrucken müssen, weil sie es zwar toll finden, dass junge Männer in die Partei eintreten, aber nicht so toll, wenn die zum Mansplaining, dem männlichen Monologisieren, neigen. Oder wenn Vorsitzende von CDU-Ortsvereinen erzählen, dass während der Sitzungen mehr Mango-Lassi als Bier bestellt wird und die Grünkohl-Kassler-Tradition gefährdet ist, weil jetzt auch viele Vegetarier mit am Tisch sitzen.

All das klingt nicht so, als zersetze sich das politische System selbst, von innen heraus, wie in den Vereinigten Staaten.

In Deutschland sind politische Bewegungen meistens aus rebellischem Drang heraus entstanden, aus einem Dagegen. Gegen Ausbeutung der Arbeiter. Gegen den Muff von tausend Jahren unter den Talaren. Gegen Atomkraft. Gegen den Euro. Gegen Flüchtlinge.

Das ist jetzt anders. Wie grundlegend anders, ist an einem Märzsonntag im Rathaus von Norderstedt, Schleswig-Holstein, zu betrachten – vor der Tür zu Sitzungssaal K 130. Auf dem Flur stehen zwölf Frauen und Männer, Mitglieder der Grünen. Auf ihren Pullovern kleben Namensschilder: Ulrike, Rolf, Benjamin, Jan, Malte, Georg, Cindy. Cindy Beers ist 20 und neu dabei. Ihre Begründung: »Ich möchte mich für Demokratie und Menschenrechte, Emanzipation und Hilfsbereitschaft einsetzen – Werte, die selbstverständlich sein sollten, aber plötzlich verteidigt werden müssen.«

In den Zentralen aller Parteien denken Strategen gerade über eine Frage nach: Wie können die Hinzugewonnenen gehalten werden? Längst gibt es Geschichten von

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Neugierigen, die einmal zu einem Parteiabend kamen – und dann nie wieder. Von Enttäuschten, die zwei Wochen nach ihrem Eintritt wieder austraten, weil die Altvorderen in den Ortsvereinen grimmig ihr jahrelang ersessenes Machtgefüge verteidigten. Also werden überall Kommunikations-Bypässe gelegt, vorbei an den alten Strukturen: Urwahl von Spitzenkandidaten, Online-Foren, Teilnahme an Parteitag auch für Nichtdelegierte.

Das größte Beschäftigungsprogramm für die Neumitglieder aller Parteien werden 2017 aber die Wahlen sein. Deshalb stehen im Norderstedter Rathaus Ulrike, Rolf, Cindy und die anderen vor Saal K 130. In Rollenspielen üben sie Haustürwahlkampf, der gegenüber allen anderen Wahlkampfformen einen Vorteil hat: Die Leute können nicht weglaufen.

Ulrike, Rolf, Cindy und die anderen klopfen, die Tür geht auf, durch den Spalt lugt skeptisch ein studierter Opernsänger, jetzt Wahlkampfcoach im Auftrag von GreenCampus, einer Weiterbildungsakademie der Heinrich-Böll-Stiftung.

»Wussten Sie, dass am 7. Mai Landtagswahl ist?«, fragt Rolf. »Und wissen Sie schon, wen Sie wählen?«

Der Trainer unterbricht. Das sei ja eher ein Verhör als eine Einladung, sagt er. Und Fragen? Riskant! »Auf Fragen kann euer Gegenüber mit Nein antworten.«

Den ganzen Tag lang spielt sich im Rathaus eine Art Dekonstruktion ab. Am Morgen hatte der Coach die Teilnehmer aufgefordert, zu erklären, warum sie bei den Grünen seien – innerhalb von zwei Minuten. Cindy Beers hastete ein »Natur ... Gerechtigkeit ... Gleichheit der Geschlechter ... letzte Chance, das Zwei-Grad-Ziel zu erreichen«-Statement runter, das mit »... rechten Bewegungen, von denen ich dachte, dass wir sie hinter uns haben« endete. Im nächsten Versuch gab der Trainer ihr noch eine Minute Zeit, dann dreißig Sekunden, schließlich zehn. Der Coach riet ihr, nicht in Relativsätzen und nicht von »erneuerbaren Energien« zu sprechen, sondern »wenn überhaupt, von Energie aus Sonne, Wind und Wasser. Dann gehen im Hirn die Spiegelneuronen an! Jeder weiß, wie sich Sonne, Wind und Wasser anfühlen.«

Über Stunden schlug er alles Überflüssige von den Sätzen, stellte sich selbst vor die Tür und rief mit seinem Opernsänger-Timbre: »Dingdong ... Guten Tag! Am 7.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Mai ist Landtagswahl. ... Das ist euer erster Satz. Eine Wahrheit! Kann keiner was gegen einwenden. Dann reicht ihr den Flyer rüber, sagt: Und das ist Monika Heinold, Ihre Spitzenkandidatin von den Grünen. ... Und Abgang.«

»Guten Tag! Am 7. Mai ist Landtagswahl. Und das ist Monika Heinold, Ihre Spitzenkandidatin von den Grünen.« Inhaltsleer, aber erfolgsversprechend. Marketing statt Moral. Und das bei den Grünen, der Partei der Flügelkämpfe und Verbalattacken. Alle im Rathaus lassen sich auf die kargen Sätze ein.

Denn die neueste politische Bewegung ist pragmatisch, sachlich. Und staatstragend fast bis zur Selbstverleugnung – woraus wiederum für den Staat eine Verpflichtung erwächst. »Die politischen Parteien müssen die demokratische Auseinandersetzung wieder ernster nehmen«, so sagt es Claudia Roth, und damit ist diese Reise in die Politik ganz nah an deren Zentrum angelangt: Jakob-Kaiser-Haus, vierter Stock, Büro der Vizepräsidentin des Deutschen Bundestages. Draußen, hinter bodentiefen Fenstern, das Reichstagsgebäude. Drinnen, am Kopf eines Besprechungstischs, Claudia Roth, Ur-Grüne, schwarzer Mantel mit pink abgesetztem Kragen, im blonden Haar rosa Strähnen, grüner Schal, goldener Nagellack.

Claudia Roth hat sechs Mails ausgedruckt, dreimal alter Hass der letzten Jahre, dreimal neue Wertschätzung.

»Hoffentlich machen die lieben Nafris bei Dir mal klai klai und ficki ficki.«

»Ihr grünen Drecksviecher, Kinderficker und Drogenjunkies.«

»Wir jagen dich. Wir kriegen dich. WIR BRINGEN DICH ZUR STRECKE.«

»Vielen Dank für Ihre Stärke.«

»Für Ihren Kampf für eine gerechte Demokratie zolle ich Ihnen meinen größten Respekt.«

»Sie sind nie meine Grüne gewesen, zu laut, zu schrill, zu bunt. Doch jetzt ist es genau dieses laute, schrille, bunte Deutschland, das mein Deutschland ist und das ich obsiegen sehen möchte gegen die braune Gefahr.«

Wie so oft, wenn Roth redet, geht angesichts dieser Zuschriften ein Wortgewitter nieder – es gilt den Politikern in Berlin. Wenn an der Basis wieder Leben in die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Parteien komme, dürfe das Parlament nicht leblos sein, sagt Roth. »Wir haben zu lange das Vorurteil bestätigt: Im Bundestag steht alles vorher fest.« Sie ärgert sich, wenn Abgeordnete in Talkshows glänzen und in Debatten gähnen. Über »demonstrative Missachtung und ritualisierte Wurschtigkeit: Tritt ein Oppositionspolitiker ans Pult, schlendert die Hälfte der Regierungsfractionen raus, oder andersherum. Viele Abgeordnete kommen auch erst fünf Minuten vor einer Abstimmung ins Plenum oder fingern andauernd auf ihren Tablets rum. Das kriegen die Leute draußen natürlich mit!«

Roth sagt, als Vizepräsidentin schreite sie eher ein als früher, ermahne und rüge »wie ein Schiedsrichter, der eine Gelbe Karte zeigt«. Es gebe auch Überlegungen, die Debatten »dramaturgisch aufzuwerten, zum Beispiel direkte Gegenreden von den Plätzen zuzulassen«. Aber, »ach ...«, Claudia Roth würde sich schon freuen, »wenn nicht jeder Antrag, nur weil er von der anderen Seite kommt, per se abgelehnt wird«. Das sei das Mindeste im Frühjahr 2017, in dem sich Volk und Volksvertreter wieder aufeinander zubewegen und Stella Doerner, 51, soeben Platz genommen hat an Tisch 0409 in einem dröhnenden Bierzelt in Vilshofen, Bayern, und gegen das Humptata einer Blaskapelle anschreit: »Mein erstes Mal!«

Stella Doerner trat der SPD Anfang des Jahres im eigenen Schlafzimmer bei, zu Hause in München. Ihre beiden Söhne waren schon hinter ihren Türen verschwunden, der Mann war irgendwo im Haus beschäftigt, da nahm sie im Bett ihr Handy, scrollte noch einmal durch die Nachrichten, den ganzen Weltwahnsinn, dachte an ihre Jugend, an 1983, als sie im Bonner Hofgarten gegen die Nachrüstung demonstrierte, ehe der Alltag aus Arbeit und Elternschaft sie gefangen nahm. Nun war die Politik mit Wucht in ihr Leben zurückgekehrt, beschäftigte sie noch beim Schlafengehen. Stella Doerner suchte die Website der Sozialdemokraten, füllte dort Feld für Feld mit ihrem Namen, ihrer Anschrift, ihrem Monatseinkommen aus und klickte auf einen roten Knopf.

»Am nächsten Morgen war die Bestätigung da, als hätt ich nur was im Internet bestellt.«

Ihre Entscheidung hat sie ins Festzelt von Vilshofen katapultiert, es ist Politischer Aschermittwoch, durch einen Klatschkorridor marschiert Martin Schulz ein, der Kanzlerkandidat der Partei, die jetzt ihre ist. Frühmorgens ist Stella Doerner in

einem Bus voller Genossinnen und Genossen am Münchner Hauptbahnhof losgefahren. Sie hat einen Tag Urlaub genommen und ihrem Chef nicht gesagt, warum. Als sei der Besuch einer politischen Veranstaltung schambehafteter als ein Arzttermin.

Vorn donnert Schulz los, »ein überwältigender Anblick von hier oben«, dann redet er über Trump, Europa und die Rechtspopulisten. Vom Kandidaten sieht Stella Doerner meist nur die glänzende Glatze. Sie stellt sich auf Zehenspitzen, eine zierliche, etwas schüchterne Frau in weißen Turnschuhen. Einer von 5000 Menschen im Zelt. Eines von aktuell 1,2 Millionen Mitgliedern einer deutschen Partei. Teil einer Bewegung, die sich auf etwas Bewährtes beruft. Von der niemand sagen kann, wie lange sie trägt, weil es so etwas in der Bundesrepublik noch nie gab: Neues, das sich auf Altes stützt. Auf die Erkenntnis, dass politisches Denken Orte und Organisationen braucht, um zu politischem Handeln zu werden. Dass Politik rein virtuell nicht funktioniert, weil ein virtuelles Gefühl zwar erzeugt und gepflegt werden kann, sich aber auch wieder verflüchtigt, mit einer Wahlentscheidung, einem zustimmenden Klick bei einer Online-Petition oder einfach so, folgenlos.

Im Bierzelt von Vilshofen haben Jubel-Jusos in den Blickachsen der Fernsehkameras Position bezogen; junge Leute mit roten Fahnen, roten Jetzt ist Schulz- Wedelpappen und rot getönten Sonnenbrillen. Mit dem Rücken zum Redner macht auch Stella Doerner ein Selfie von sich und ruft: »Ich fürchte, es ist mir nicht gelungen.« Auf dem Bild ist sie nur halb zu sehen. Genau das ist passend. Denn Stella Doerner wirkt halb begeistert und halb befremdet von der Inszenierung um sie herum, dem einzigen Augenblick dieser Reise, an dem die Politik tagesschausichtbar wird – und Stella Doerner wieder in die Rolle der Zuschauerin gerät, die sie nicht mehr sein mochte. Sie ist kaum zu hören im Kundgebungslärm, aber so viel ist doch zu verstehen: Zurück in München, will sie im Parteibüro fragen, worum sie sich in ihrem Viertel kümmern kann.

HINTER DER GESCHICHTE

Ausgangsfrage: Was motiviert Tausende Menschen, sich plötzlich in einer Partei zu engagieren? Recherche: Der Autor (selbst kein Mitglied einer Partei) schrieb CDU, SPD, FDP, Grüne, Linke und AfD an, fragte nach Kontakten, Veranstaltungsterminen oder aktuellen Mitgliederzahlen. Bis auf die AfD reagierten alle.

Diese beiden Männer reden den ganzen Tag. So wollen sie das Töten beenden

Syrien, Ukraine, Libyen – 38 Kriege gibt es auf der Welt. Aber es gibt auch das »Zentrum für humanitären Dialog« in Genf. Sobald irgendwo Schüsse fallen, versuchen dessen Mitarbeiter, die Kriegsparteien zurück an einen Tisch zu bringen. JANA SIMON hat zwei von ihnen begleitet

Von Jana Simon, DIE ZEIT Nr. 16, 12.04.2017

Kekse sind gut, Whisky ist ab und zu noch besser. Etwas muss die Gesprächspartner entspannen, die Stimmung aufhellen, wenn Verhandlungen beginnen. Zucker oder Alkohol. Darauf können sich fast alle einigen.

An einem sehr heißen Tag Ende Juni 2016 betritt David Gorman das Amt für Katastrophenschutz in Kiew. Er trägt mehrere Plastiktüten mit Keksen in der Hand. Im Amt ist alles braun, Stühle, Tische, Wände. Der Projektor wirft fahles Licht an die Wand: »Ökologische Risiken in der Donbass-Region« steht dort. Die Männer vom Katastrophenschutz und von der ukrainischen Akademie der Wissenschaften warten auf der einen Seite des Tisches, auf der anderen die Männer von den Botschaften Norwegens, Schwedens und Großbritanniens. Sie kennen sich noch nicht, aber sollen schon bald Seit' an Seit' kämpfen. Dazwischen bietet David Gorman seine Kekse an, knüpft eine erste Verbindung, die Männer lächeln und setzen sich. Gorman ist 47 Jahre alt und über 1,90 Meter groß, im Sitzen krümmt er seinen Rücken, versucht, sich kleiner zu machen. Er will seine Nachbarn nicht überragen. Wie er wahrgenommen wird, kann darüber entscheiden, welche Richtung die Gespräche nehmen. Ist er zu laut oder zu leise? Zu zurückhaltend oder zu bestimmt? Er muss nicht nur sein Gegenüber im Blick haben, sondern stets auch sich selbst. In Asien darf sein Händedruck nicht zu

stark sein, im Nahen Osten nicht zu schwach. Was in dem einen Land respektiert wird, kann im anderen verstimmen.

Gormans Beruf ist das Dazwischensein. Er gehört keiner Seite an, macht sich mit niemanden gemein. Er ist Friedensvermittler und seit 25 Jahren in den Kriegs- und Krisenregionen dieser Erde unterwegs: Israel, Palästina, Bosnien, Liberia, Indonesien, Philippinen, Libyen und seit drei Jahren Ukraine und Russland. Gorman kommt, wenn zwei Konfliktparteien nicht mehr miteinander sprechen. Oder wenn sie nicht wollen, dass die Welt erfährt, dass sie heimlich doch miteinander sprechen. Wenn Regierungen, Rebellengruppen und Milizen unauffällig Kontakt zu ihren Feinden aufnehmen möchten. »Wir reden mit allen, auch mit den Bösen«, sagt Gorman.

Immer dann, wenn Konflikte so unlösbar erscheinen, dass die offizielle Diplomatie scheitert, steigen David Gorman und seine Kollegen ins Flugzeug. Gorman arbeitet für das Schweizer Centre for Humanitarian Dialogue (HD Centre), das Zentrum für humanitären Dialog – eine unabhängige Non-Profit-Organisation selbstständiger Friedensvermittler mit Sitz in einer Villa am Genfer See. Sie ist die größte ihrer Art, seit fast 20 Jahren bemühen sich ihre mittlerweile 140 Mediatoren, Krisen und Kriege zu verhindern oder zu beenden. Im Augenblick vermitteln sie in 25 Staaten. Meist werden sie von Regierungen, den Vereinten Nationen oder der Europäischen Union beauftragt, die das HD Centre neben Stiftungen und privaten Sponsoren hauptsächlich finanzieren. Manche der Einsätze sind so geheim, dass nicht einmal die Namen der Länder bekannt werden dürfen. Die Vermittler verhandeln im Verborgenen, jeder öffentliche Satz zur falschen Zeit kann zerstörerisch wirken. Diskretion ist die DNA ihres Geschäfts.

Deshalb reden sie gewöhnlich nicht über ihre Arbeit. Die ZEIT konnte zwei von ihnen – den Amerikaner David Gorman und den Franzosen Romain Grandjean – fast ein Jahr lang begleiten. Gorman ist Regionaldirektor des HD Centre für Eurasien mit der Ukraine, Grandjean für den Nahen Osten und Nordafrika, also auch für Libyen.

Ukraine und Libyen. Zwei Konflikte, die, je länger sie andauern, immer verworrener, brutaler und aussichtsloser erscheinen.

Was können private Friedensvermittler ausrichten in einer Welt mit derzeit 38 bewaffneten Auseinandersetzungen? Was vermögen sie, was Regierungen, die UN oder die EU nicht schaffen? Und wie bleiben sie dabei unabhängig?

Der Konferenzraum in Kiew ist klein, von draußen drückt die Hitze herein. David Gorman erzählt, wie er 2014 in die Ostukraine gereist ist. Das Donezbecken ist eines der größten Kohlereviere der Welt und das Zentrum der ukrainischen Schwerindustrie. Nun gehört es zu der von prorussischen Separatisten kontrollierten »Volksrepublik Donezk«, die sich von der Ukraine abgespalten hat. Gorman reist zwischen Donezk und Kiew hin und her, er überbringt Botschaften von der einen zur anderen Seite. Im Moment geht es um ein mögliches ökologisches Desaster im Separatistengebiet. Die Böden könnten durch Bombenangriffe verseucht worden sein, der Region könnte das Trinkwasser ausgehen. Deshalb bräuchten die Wissenschaftler aus Kiew dringend Kontakt zum lokalen Wasserunternehmen Voda Donbassa. Aber die Experten beider Seiten dürfen nicht mehr direkt miteinander sprechen. Sie haben Angst, wegen »illegaler Kontakte« zum Feind angezeigt zu werden.

Deshalb bringt Gorman an diesem Tag die ukrainischen Wissenschaftler mit westlichen Diplomaten zusammen. Die Westler sollen sich für sie einsetzen und die Aufmerksamkeit für das Thema erhöhen. »Wir müssen eine ökologische Krise verhindern. Das ist unser Ziel«, sagt Gorman am Anfang.

Der Projektor im Konferenzraum wirft Bilder von zerstörten Brücken und Wasserleitungen in der Ostukraine an die Wand. Ewgen Jakowlew, ein älterer Herr von der ukrainischen Akademie der Wissenschaften, erhebt sich. Er trägt eine Liste des potenziellen Schreckens für das Donezbecken vor: Raketen, die Lagerstätten mit Stoffen wie Chlor, Blei oder Quecksilber treffen; Kohleminen, die unkontrolliert geflutet werden, wodurch giftiges Minenwasser an die Oberfläche tritt.

Jakowlew befürchtet, dass all dies schon geschehen ist. Die ganze Region könnte unbewohnbar werden. »Aber wir haben keine Daten darüber, wie die Situation wirklich ist«, sagt er.

Die Diplomaten sind still, sie sehen aus, als hörten sie diese Informationen zum ersten Mal. Jakowlew schließt mit den Worten: »Ich erinnere an Tschernobyl und

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Fukushima, zwei lokale ökologische Katastrophen, die die ganze Welt betrafen. Im Donbass könnte sich eine dritte derartige Katastrophe ereignen. Umweltdesaster kennen keine Landesgrenzen.«

David Gorman hat sich Notizen gemacht und zugehört. Zuhören bis zur Erschöpfung, Interesse zeigen, Menschen das Gefühl geben, gehört zu werden, das sind die wesentlichen Eigenschaften eines Friedensvermittlers. Am Ende fasst er die nächsten Schritte zusammen: Ein Experte von Voda Donbassa soll mithilfe der westlichen Diplomaten nach Kiew eingeladen werden, eine gemeinsame Arbeitsgruppe soll entstehen, um Wasserproben in den bedrohten Gebieten zu nehmen. »Um Politiker zu überzeugen, brauchen wir harte Fakten«, sagt Gorman.

Er hofft, die Sorge um die Umwelt könne die verfeindeten Parteien einander näher bringen, weil die Gefahr beide Seiten betrifft. Und wenn es gelingt, sich über das Trinkwasser zu verständigen, ist es vielleicht auch möglich, sich auf Grenzlinien und Waffenruhen zu einigen. Es könnte ein kleiner Schritt in Richtung einer Versöhnung zwischen Russland und der Ukraine sein.

Nach dem Treffen steht Gorman mit einem seiner ukrainischen Mitarbeiter vor dem Amt für Katastrophenschutz. »Was können wir tun, um das voranzubringen?«, fragt Gorman. Sein Mitarbeiter schweigt. »Du hast die Nummern der Leute von Voda Donbassa, ruf sie an!«

David Gorman ist mit Konflikten aufgewachsen. Er stammt aus einem irisch-katholischen Viertel in Boston an der amerikanischen Ostküste. In seiner Kindheit war die Nordirland-Krise allgegenwärtig, sein Bruder trug ein Tattoo der Untergrundorganisation IRA. Auch der Nahostkonflikt trieb Gorman um, die Geiselnahme von 52 amerikanischen Diplomaten, 1979 in der iranischen Hauptstadt Teheran, die Frage: »Warum hassen die uns so?« Gorman sagt, schon in seiner Jugend sei er besessen davon gewesen, eine Antwort darauf zu finden.

Nach dem Studium machte er in Washington eine Ausbildung zum Mediator und ging mit 24 Jahren für seinen ersten Einsatz nach Israel. Seitdem ist die Krise seine Heimat.

Heute wohnt Gorman mit seiner bosnischen Frau und den drei Kindern auf Zypern. Montags fliegt er los, freitags kehrt er heim. An den Wochenenden repariert er die Waschmaschine oder flickt kaputte Fahrradreifen, Familienalltag. Auch seine Frau arbeitet für eine NGO, sie kümmert sich um missbrauchte Kinder. Zu Hause reden sie nie über ihre Arbeit. »Zu viel Wirklichkeit«, sagt Gorman. Wenn sie gemeinsam Filme schauen, dann Science-Fiction oder Comedy. »Ich führe ein schizophreses Leben«, sagt er.

Auch Zypern ist ein Kompromiss. Der einzige Ort zwischen Europa und Asien, auf den sich die beiden Arbeitgeber der Gormans einigen konnten. Nach neun Jahren kam die Familie 2012 von den Philippinen zurück. Dort hatte Gorman geholfen, einen Friedensvertrag zwischen der Regierung und der Rebellengruppe »Islamische Befreiungsfront der Moros« auszuhandeln.

Gleich nachdem Ende 2013 die Proteste auf dem Maidan, dem Platz der Unabhängigkeit, begannen, flog Gorman nach Kiew. Damals demonstrierten Hunderttausende gegen den ukrainischen Präsidenten Viktor Janukowitsch, der ein Assoziierungsabkommen mit der EU abgesagt und damit die Annäherung an den Westen gestoppt hatte. Über einen Kollegen hatte Gorman Kontakte ins Land geknüpft. »Wir haben erst mit den alten Janukowitsch-Leuten geredet, dann mit Interimsleuten und schließlich mit den Rebellen.« Der prorussische Osten der Ukraine spaltete sich ab. Gorman bemühte sich um einen Dialog, aber es wurde immer schwieriger. »Russland will nicht über die Grenzen reden, und die Ukraine will nicht, dass die internationalen Sanktionen gegen Russland gelockert werden.« Jetzt vermittelt er in verschiedenen Projekten zwischen Russland und der Ukraine, zwischen der Ukraine und der Ostukraine, zwischen der Ukraine, Russland und dem Westen.

Manchmal arbeitet Gorman jahrelang, bis er etwas erreicht. Frustration hat er sich abgewöhnt. »Du musst dich an den kleinen Siegen erfreuen«, sagt er im Auto in Kiew, auf dem Weg zum nächsten Termin. In jeder Gesprächspause geht Gormans Blick zum Handy. Sein Leben ist eine unaufhörliche Aneinanderreihung von Reisen, Treffen, Gesprächen, nicht nur mit den jeweiligen Konfliktparteien, sondern auch mit Botschaften, Außenministerien, Stiftungen. Die richtigen Verbindungen entscheiden

über alles. »Das mag ich nicht an meinem Job«, sagt Gorman. »Manchmal musst du Menschen benutzen. Wenn sie nichts mehr zu sagen haben, bringen sie dir nichts mehr. Dann verlierst du sie, selbst wenn du sie magst, weil du einfach keine Zeit für sie hast.«

Am Nachmittag ist Gorman in einem Restaurant mit Ostap Krywdyk verabredet. Er ist Berater des ukrainischen Parlamentspräsidenten, eines der einflussreichsten Männer des Landes. Krywdyk, 36, trägt Jeans und war früher einmal Journalist. In seiner Familiengeschichte spiegelt sich die historische Komplexität des Konflikts und die Unerbittlichkeit, mit der er geführt wird.

Krywdyk stammt aus Lwiw in der Westukraine. Sein Großvater war ein katholischer Priester, der Jahre in einem sowjetischen Straflager in Sibirien verbracht hatte. Bis zum Zusammenbruch des Sozialismus nahm er bei Krywdyk zu Hause heimlich die Beichte ab. »Ich habe mich immer von den Russen besetzt gefühlt«, sagt Krywdyk. Jedes Anzeichen einer erneuten Dominanz Russlands empfindet er als persönliche Bedrohung. Krywdyk wendet sich an Gorman: »Spürt man die Sanktionen in Moskau?« Krywdyk reist nicht nach Russland, aber Gorman ist oft dort, er antwortet: »Ich merke sie nicht.«

Noch am selben Abend fliegt Gorman in die russische Hauptstadt, zwei Tage später wird er wieder in Kiew sein. Bald ist das nächste Treffen zur Verhinderung der Wasser-Katastrophe geplant. Gorman hofft, dass dann auch ein Vertreter von Voda Donbassa aus der Ostukraine mit am Tisch sitzt.

Wenige Wochen zuvor, Mitte Juni 2016, steht Gormans Kollege Romain Grandjean kurz vor Mitternacht in einer Bar am Hafen der norwegischen Hauptstadt Oslo. Grandjean, 41, sieht müde aus, unter seinen Augen liegen graue Täler. Er ist gerade aus der Zentrale des HD Centre in Genf angereist. Grandjean lebt mit seiner Familie gleich hinter der Schweizer Grenze in Frankreich. Es ist nicht ganz einfach, ihn bei der Arbeit zu begleiten. Nach Libyen zu reisen ist kompliziert für Journalisten, es gibt Visaprobleme, Gespräche werden verschoben oder aus Sicherheitsgründen abgesagt. Also erst einmal Oslo. Jedes Jahr veranstaltet hier das HD Centre gemeinsam mit dem norwegischen Außenministerium eine informelle Konferenz von Friedensvermittlern, Politikern und Diplomaten, um sich über den Zustand der Welt

auszutauschen. Diesmal werden fünf Außenminister erwartet, der Amerikaner John Kerry wird eine Rede halten.

Grandjean hat vor zehn Jahren beim HD Centre angefangen. Davor war er bei einer NGO, die politische Analysen zu Konflikten und Kriegen weltweit erstellt, und hat als Wahlbeobachter in Mexiko, im Libanon und in Weißrussland gearbeitet. Irgendwann mochte er die Probleme nicht länger nur von außen betrachten, sondern auch versuchen, sie zu lösen. Für das HD Centre hat er in der Zentralafrikanischen Republik vermittelt, später in Tunesien, Syrien, Ägypten, nun arbeitet er in Libyen. Es gibt Missionen, über die er mit niemandem reden darf. »Manchmal ist das eine ziemliche Last«, sagt er. »Viele denken, ich bin ein Spion.«

Dieses Thema begleitet Grandjean und Gorman wie ein ewiger Refrain. »Im Nahen Osten wird oft gleich an die große Weltverschwörung geglaubt. Kaum einer kann sich dort vorstellen, dass ich für eine unabhängige Organisation arbeite«, sagt Grandjean. Vermittler, die scheinbar mühelos die Seiten wechseln und zu allen Konfliktparteien Kontakt halten, lassen sich nicht einordnen. Sie sind suspekt. Das Fatale an dem Verdacht ist: Je stärker man ihn abstreitet, desto stärker glauben die anderen daran.

Grandjean läuft durch Oslo zurück zu seinem Hotel. Es fällt auf, dass er auf Fragen oft Gegenfragen folgen lässt. »Eine Beziehung aufbauen« nennt er das. Denn erst wenn er etwas über einen anderen Menschen weiß, vermag er ihn einzuschätzen und kann schließlich mit ihm verhandeln. Grandjean und Gorman erzählen meist wenig über sich, sie versuchen, sich in ihre Gesprächspartner hineinzusetzen, geben Raum und halten sich selbst im Hintergrund. Sie sind Menschen, mit denen sich andere Menschen gern umgeben, weil sie Anteil nehmen und Aufmerksamkeit schenken, ohne gleich zu werten. »Mich interessiert die Person, nicht das, was sie repräsentiert«, sagt Grandjean. Vielleicht ist der Beruf des Vermittlers auch eine Art Lebenseinstellung.

Romain Grandjean zitiert den amerikanischen Schriftsteller Ambrose Bierce: »Diplomatie ist die patriotische Kunst, für sein Vaterland zu lügen.« Grandjean empfindet es als großen Vorteil, dass er nicht die Interessen eines Landes vertritt, also nicht lügen muss. »Wir haben keine politische Agenda.« Deshalb akzeptiert Grandjean

für seine Arbeit im Nahen Osten und in Nordafrika kein Geld aus den USA oder Frankreich, beide Länder seien zu tief in die dortigen Konflikte verstrickt.

Die Vermittler entscheiden selbst, mit wem sie wann, wie und worüber sprechen, sie vertreten ihre eigene Meinung. »Manche Sponsoren verstehen das besser als andere«, sagt Grandjean. Auch das deutsche Außenministerium finanziert Projekte des HD Centre, darunter einige in Libyen. Die deutschen Diplomaten arbeiten seit einiger Zeit verstärkt mit privaten Friedensvermittlern zusammen. »Sie machen das sehr gut«, sagt Rüdiger König, ehemaliger Botschafter in Afghanistan und jetzt der zuständige Abteilungsleiter im Auswärtigen Amt. Unabhängige Vermittler seien in der Lage, mit Menschen zu sprechen, die Regierungsvertreter aus Sicherheitsgründen oder politischen Erwägungen nicht treffen könnten.

Männer wie Grandjean und Gorman sind die Ausputzer der Weltgemeinschaft. Sie reden auch mit jenen, mit denen sonst niemand redet – dem IS, den Taliban, Al-Kaida. »Entweder sie vertrauen dir, oder sie bringen dich um«, sagt Grandjean.

Er vergleicht sich und seine Kollegen mit Akrobaten, die in einer Zirkuskuppel turnen, nur dass sie kein Netz auffange, wenn sie fallen. Wie etwa Grandjeans Mitarbeiter Hesham Gaafar in Ägypten. Er wurde im Oktober 2015 verhaftet. Seit einem halben Jahr sitzt er in Einzelhaft – ohne Anklage. Bislang ist es Grandjean nicht gelungen, ihn freizubekommen. »Ich denke jeden Tag an ihn«, sagt er.

Am nächsten Morgen beginnt in einem Golfhotel in der Nähe von Oslo die internationale Konferenz. In pastellfarbenen gehaltenen Räumen diskutieren etwa 150 Friedensvermittler, Diplomaten und Politiker. Auch David Gorman ist aus Kiew angereist. Es geht um Syrien, Libyen, Burundi, den Jemen, Afghanistan, Kolumbien, die Ukraine. Die Szenerie hat etwas Surreales. Draußen spazieren Golfspieler über sanfte Hügel, drinnen herrscht die Krise. An Syrien sind bisher alle Vermittler gescheitert, in der Ukraine verschlechtert sich die Lage, der Staat Libyen zerfällt.

In den Pausen finden die wirklich wichtigen Gespräche statt. Auf der Terrasse unterhält sich Gorman mit dem ukrainischen Außenminister. Grandjean ist zu einer vertraulichen Beratung verschwunden.

Nach dem Mittagessen setzt er sich in die Runde über Libyen. Im Zuge des Arabischen Frühlings 2011 begann dort eine Revolution gegen den Diktator Muammar al-Gaddafi. Nach dessen Sturz zerfiel das Land in gegeneinander kämpfende Gruppierungen. Das islamistische Bündnis »Morgenröte« vertrieb die neu gewählten Parlamentsabgeordneten und die Regierung aus der Hauptstadt Tripolis nach Osten. Das Land spaltete sich in einen Ost- und einen Westteil. Mithilfe der Vereinten Nationen gelang es 2015, ein Friedensabkommen zu schließen, aber die international anerkannte neue »Regierung der nationalen Einheit« wird von Teilen beider Seiten, vor allem vom östlichen Parlament, bis heute abgelehnt. Weshalb es nun de facto drei Regierungen gibt, Ost, West und Einheit, sowie verschiedene Milizen und den »Islamischen Staat«, die alle um die Macht in Libyen kämpfen. Viele im Osten des Landes lehnen jegliche Gespräche mit den Vereinten Nationen ab. Romain Grandjean wird demnächst wieder nach Libyen aufbrechen.

Drei Monate später, an einem Morgen im September 2016, steht David Gorman in einem fensterlosen Konferenzraum im Hotel President in Kiew. Ewgen Jakowlew von der ukrainischen Akademie der Wissenschaften ist da, außerdem die westlichen Diplomaten und, zum ersten Mal, ein Mann von der anderen Seite, aus dem Separatistengebiet: Viktor Sawodowski, der Leiter der Abteilung Investitionen und Entwicklung beim Wasserversorger Voda Donbassa in der Ostukraine.

Die Experten aus den verfeindeten Gebieten begrüßen sich knapp. Sawodowski setzt sich sofort zwischen die Katastrophenschützer, als gäbe es gar keinen anderen Platz für ihn. Dicht nebeneinandergedrängt, bilden die Männer auf der einen Seite des Tisches nun einen gemeinsamen Fachkräfteblock. Ein gutes Zeichen.

David Gorman berichtet, dass ihre Initiative überall sehr positiv aufgenommen worden sei. Sein Kollege hat eine Liste mit Orten zusammengestellt, zu denen die Experten aus beiden Teilen des Landes in den nächsten Wochen fahren werden, um Wasser- und Bodenproben zu nehmen.

Viktor Sawodowski sagt, sie müssten auch darüber reden, wie das, was schon zerstört worden sei, wiederaufgebaut werden könne. Neben ihm nickt Ewgen Jakowlew. Die Experten sind sich in fast allem einig, sie sind schon einen Schritt weiter als alle anderen am Tisch: Wiederaufbau. Das Treffen wirkt wie ein

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Friedensprozess im Kleinen. Es sieht aus, als würden sich Gormans Hoffnungen erfüllen, und ihre Initiative könnte tatsächlich ein Signal für eine erfolgreiche Zusammenarbeit der beiden Parteien werden. Dafür, dass es trotz des Konflikts möglich ist, sich zumindest über Sachfragen wie sauberes Wasser zu verständigen. »Wir brauchen die Proben und die Ergebnisse so schnell wie möglich«, beendet Gorman das Treffen.

Im November 2016 kommt Romain Grandjean nach Berlin. Er hat einen Termin im Auswärtigen Amt. Die Tage zuvor hat er kaum geschlafen, war erst in Libyen, dann in Zürich. In Tripolis war die Lage sehr angespannt. Grandjean konnte sich tagsüber aus Sicherheitsgründen nur im Auto fortbewegen und musste abends im Hotel bleiben. Das Friedensabkommen ist nach wie vor nicht umgesetzt, die Einheitsregierung nicht akzeptiert. Einer seiner Gesprächspartner wurde kurz nach Grandjeans Abreise entführt. In Zürich musste Grandjean danach einen der wenigen privaten Spender des HD Centre treffen. Diese wollen anonym bleiben.

Je länger man Grandjean und Gorman folgt, desto atemloser erscheinen sie, die ständigen Reisen, Treffen und Gespräche erzeugen ein Gefühl andauernder Ruhelosigkeit. Ein Leben, von anderen bestimmt, vom Weltgeschehen gehetzt. Desto drängender wird die Frage: Was treibt sie an? Grandjean fasst seinen Beruf in zwei Wörtern zusammen: Frust und Geduld. Nur langweilig sei er nie. »Ich glaube, dass Dialog tatsächlich etwas verändert.« David Gorman sieht das ähnlich: »Du kannst etwas bewirken, Teil von etwas Großem werden.« Was macht mehr Sinn, als Frieden zu stiften? In den vergangenen sechs Jahren war das HD Centre an 35 Abkommen beteiligt. Es ist eine Arbeit, die selten wirklich vorbei ist, weil sie immer als so bedeutsam erscheint. Jede Pause könnte verhängnisvoll sein.

Es dauert bis Dezember, bis es gelingt, Romain Grandjean in Nordafrika zu begleiten. Nach monatelangem Warten gibt es eine Zusammenkunft in Tunesien. Eine Delegation aus Sintan, einer wichtigen Stadt im Westen Libyens nahe der algerischen Grenze, wird nach Tunis reisen. Sie sucht die Nähe zur internationalen Gemeinschaft, das HD Centre soll den Kontakt vermitteln.

An einem kühlen Vormittag sitzt Grandjean mit acht seiner Mitarbeiter zusammen – einer Slowakin, einem Franzosen, einem Marokkaner, einem Tunesier,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

einem Sudanesen, einem Briten und zwei Libyerinnen. Grandjean versucht, eine Choreografie der Treffen zu entwickeln. Am ersten Tag werden die Vermittler mit der libyschen Delegation diskutieren, am zweiten Tag soll dann ein Gespräch mit Vertretern der Vereinten Nationen, der Europäischen Union und mehrerer Hilfsorganisationen folgen.

Grandjean bemüht sich stets, alles genau vor auszuplanen. Wer kommt? Wer nicht? Wer lenkt im Hintergrund? Wenn die Vermittler nicht wissen, wer im Raum ist, können sie auf Unvorhergesehenes schlechter reagieren. Drei von ihnen waren im Sommer schon in Sintan. Sie haben einige Mitglieder der Delegation getroffen, wissen, was diese akzeptieren, was nicht, sie kennen die Schlüsselworte, die ihnen bei den Verhandlungen weiterhelfen könnten. Und trotzdem kann später alles anders sein.

Das Hotel, in dem am nächsten Morgen das erste Treffen beginnt, liegt in einem Viertel von Tunis, das von saudischen Investoren erbaut wurde. Alkohol darf hier nicht ausgeschenkt werden. Zehn Männer aus Sintan sitzen mit sechs Vermittlern um einen quadratischen Tisch. Grandjean eröffnet das Gespräch auf Arabisch und fährt auf Englisch fort: »Wir sind stolz, Sie hier zu haben. Das ist ein Treffen, um Sie besser kennenzulernen. Wir haben gute Kontakte zu westlichen Regierungen, aber wir arbeiten unabhängig. Wir wollen mit Ihnen den morgigen Tag vorbereiten und Ihnen zuhören.«

Es folgt eine sehr knappe Vorstellungsrunde, der Bürgermeister, ein Vertreter des Rats der alten weisen Männer, ein Vertreter der lokalen Wirtschaft, einer der Jugend, ein ehemaliger Verteidigungsminister Libyens in der Übergangsregierung nach dem Sturz Gaddafis, zwei Männer mit einem militärischen Hintergrund. Danach herrscht Stille. Grandjeans Kollegen erinnern an ihren Besuch im Sommer. Die Libyer reagieren kaum, lächeln nicht, scheinen abzuwarten. Gormans Kekse wären jetzt gut. Auf dem Tisch stehen nur Wasserflaschen, aber es gibt keine Öffner. In den nächsten zwei Stunden wird sich niemand trauen, danach zu fragen.

Die Szene erinnert an eine Geschichte, die Grandjean am Vorabend erzählt hat. In der Zentralafrikanischen Republik sollte er einmal zwischen der Regierung und Rebellengruppen vermitteln und war sehr nervös. Beim Auftakttreffen saß er neben dem Präsidentenberater, der einen Koffer bei sich trug. Grandjean hatte Angst, dass

darin Geld sei, um die Rebellen zu kaufen. Er wollte nicht Zeuge einer Bestechung werden. Der Berater stellte den Koffer in die Mitte, öffnete ihn mit einem Klick, nahm eine Flasche Whisky und ein paar Gläser heraus, füllte sie und bot sie den Rebellen an. »Das war der Eisbrecher«, hat Grandjean gesagt.

In Tunis bricht schließlich einer der Libyer das Schweigen und wendet sich an Grandjean: »Sie haben gesagt, Sie sind unabhängig. Aber wer finanziert Sie?« Grandjean kennt diese Frage gut, es geht um die Unabhängigkeit der Vermittler, darum, ob die Sintaner ihnen trauen können: »Länder wie Norwegen und die Schweiz, auch Deutschland und die EU«, antwortet er.

Nachdem das geklärt ist, beginnt der Bürgermeister von Sintan zu reden. Derzeit lebten 10 000 Migranten in Sintan und 20 000 Vertriebene aus Tripolis, erzählt er. Aber sie hätten keine Unterkünfte für die Flüchtlinge, keine Medikamente und keine psychologische Hilfe. »Für die internationale Gemeinschaft sind das einfache Dinge, die vielen Tausend Menschen helfen würden.« Außerdem wünschen sie sich, dass internationale Organisationen in ihrer Region wieder präsent wären. Grandjean wirft ein, dass es für diese Organisationen momentan schwer sei, in Libyen zu arbeiten. Sie stuften das Land als No-go-Area ein.

In der Pause machen Mitarbeiter des Hotels die Wasserflaschen auf. Es ist, als löse das auch die Stimmung im Raum. Die Delegation aus Sintan verkündet, man habe am Vortag, um guten Willen zu zeigen, eine wichtige Ölpipeline wieder geöffnet. Die Stadt kontrolliert zwei Ölfelder, und zwei Pipelines verlaufen durch ihr Gebiet. Grandjean fragt, ob Sintan im Moment finanzielle Unterstützung von der Regierung erhalte. »Von welcher Regierung?«, fragt der Bürgermeister sarkastisch zurück. »Wir haben viele.« Alle lachen.

Der Bürgermeister holt weiter aus, am Ende der Gaddafi-Ära hätten sich Gegner und Befürworter des Diktators in der Stadt bekämpft. 2014 zogen Brigaden aus Sintan in Richtung Tripolis, brachten den internationalen Flughafen unter ihre Kontrolle, wurden dann aber von Milizen aus Misrata wieder vertrieben. »Wir wollen ein Ende des Krieges«, sagt der Bürgermeister. »Wir müssen ein neues Kapitel aufschlagen, den Weg der Versöhnung gehen. Wir sind für ein einheitliches Libyen.« Grandjean schreibt mit.

Am Ende fasst er zusammen: Die Sintaner hätten gute Botschaften für die Zusammenkunft mit den Vertretern der internationalen Gemeinschaft am folgenden Tag. Er rät ihnen, darauf hinzuweisen, dass eine Investition in Sintan eine Investition in den Frieden sei. Die Stadt könne ein wichtiger Partner im Prozess der nationalen Aussöhnung sein. Grandjean kennt die Schlüsselworte, die dem Westen gefallen. Die Libyer sind zuversichtlich.

Nach dem Treffen raucht Romain Grandjean vor dem Hotel eine Zigarette. Sein tunesischer Kollege fährt mit dem Wagen vor, Grandjean und sein britischer Mitarbeiter steigen ein. Drinnen dröhnt It's a Man's Man's Man's World von James Brown aus den Boxen. Die Männer singen laut mit. Ein Augenblick der Freiheit, jenseits der fein gewählten Worte und sensibel formulierten Höflichkeiten. »Wir könnten einen Plan für Libyen entwerfen«, schlägt der Brite vor. Die Vermittler beschließen, über die Weihnachtsferien ein paar Ideen zusammenzutragen. Eine kurze Euphorie. Sie wird jäh von Grandjeans Handywecker unterbrochen. Das nächste Treffen mit einem EU-Vertreter steht an.

Später stößt Grandjean noch zum Essen mit der Delegation aus Sintan dazu. Die Libyer sind guter Laune, filmen das Essen mit ihren Smartphones und schicken die Bilder in die Heimat. Grandjean fragt wieder viel und hört viel zu. Wenn jemand zu lang oder zu intensiv redet, presst er ein schnelles »Hm, hm, hm!« hervor. Das ist das einzige Anzeichen dafür, dass es ihm zu viel wird.

An einem der Abende in Tunis fällt Grandjean einmal ein Milchzahn seines siebenjährigen Sohnes aus dem Portemonnaie. Es ist ein kurzer trauriger Moment. Ähnlich wie David Gorman versucht Grandjean, die beiden Welten voneinander zu trennen. Er redet mit seiner Familie und seinen Freunden nicht über seinen Job. »Ich möchte einen Raum haben, in dem es nicht um Kriege und Konflikte geht.«

Neuer Morgen, neues, größeres Hotel. Es ist kalt, es regnet, und Grandjean irrt durch den Gebäudekomplex. Es ist das einzige Mal, dass er so etwas wie schlechte Laune zeigt. Im Konferenzsaal zieht er mit einem Ruck die Vorhänge auf. Nach und nach treffen die Männer aus Sintan und die Vertreter der UN, der EU und der Hilfsorganisationen ein. Die Westler bleiben zunächst für sich, die Libyer auch, nur die Vermittler reden mit allen.

Später am Tisch gibt der Bürgermeister von Sintan, wie von Grandjean vorgeschlagen, ein Statement ab: »Wir wollen die bewaffneten Kämpfe in unserem Land beenden. In unserer Region haben wir das geschafft. Unser Ziel ist ein Staat für alle Libyer. Wir reichen ihnen die Hände zur Versöhnung.« Er betont, dass Sintan eine wichtige Rolle in einem künftigen Libyen spielen möchte. Er bittet um Hilfe für das Krankenhaus, Hilfe für die Kriegsflüchtlinge und lädt die internationale Gemeinschaft in die Stadt ein.

Der Bürgermeister hat die Schlüsselworte genannt. Aber die Westler wirken ein wenig abwesend, manche schauen auf ihre Handys. Grandjean fragt in die Runde: »Kann sich die internationale Gemeinschaft vorstellen, nicht ganz Libyen in der roten Farbe der Gefahr zu sehen, sondern in Nuancen wie Orange oder Gelb?«

Die westlichen Diplomaten übernehmen Grandjeans Farbmethapher, allerdings ist ihnen orange zu wenig. Erst wenn wie bei einer Ampel für das ganze Land die Farbe Grün gelte, würden sie darüber nachdenken, wieder Mitarbeiter nach Libyen zu schicken. Sie erinnern daran, dass die USA im Jahr 2012 bei einem Anschlag in der Stadt Bengasi ihren Botschafter verloren haben.

»Aber Stabilität für das ganze Land zu erreichen kann lange dauern«, erwidert der Bürgermeister. Sintan sei schon jetzt sicher. Die Westler dringen darauf, dass das Friedensabkommen endlich umgesetzt werde und die Einheitsregierung arbeiten könne.

Die Wirklichkeit in diesem Dezember 2016 ist eine andere. »Wir haben keine funktionierende Zentralregierung, aber überall Waffen«, sagt der Bürgermeister.

Immerhin, in den Gesprächspausen stehen die Libyer und die Westler nun beieinander und erzählen. Draußen wird es allmählich dunkel. Schließlich beendet Grandjean die Zusammenkunft: »Wir werden hier nicht das Libyen-Problem lösen, aber wir haben ein aktuelleres Bild der Lage bekommen. Es gibt Regionen, die sicher sind und in die man investieren kann. Nicht alles ist rot. Vielleicht können wir gemeinsam die Möglichkeit überdenken, eine Regenbogenkarte von Libyen zu entwerfen.«

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Das Treffen hat keinen Durchbruch gebracht, das hatte aber auch niemand erwartet. Die Diplomaten haben Neues aus dem Inneren Libyens erfahren und ein paar nützliche Kontakte geknüpft. Die Libyer fühlen sich gehört und konnten die Diplomaten in ihre Stadt einladen.

Am Tag darauf verbreitet der Militärrat von Sintan über die sozialen Medien eine Nachricht: »Wir unterstützen die Anstrengungen des Dialogs und der friedlichen Koexistenz. Es gibt keine Alternative zum Dialog, der den Aufbau der Institutionen eines einheitlichen Staates zur Folge hat. Wir unterstützen keine militärische Aktion, der den westlichen Teil Libyens in Blut und Unordnung führt.« Es ist ein Erfolg für das Team von Romain Grandjean. Eine Gruppe in Libyen schwört öffentlich der Gewalt ab und macht einen kleinen Schritt in Richtung Versöhnung.

Am letzten Abend in Tunis gehen Grandjean und seine Kollegen aus. Sie könnten nun feiern oder sich entspannen, aber sie analysieren weiter das libysche Chaos. Namen, Ereignisse, Orte fließen ineinander und erwecken den Eindruck weiterer Dringlichkeit. Wie eine Droge, von der man nicht mehr herunterkommt.

Zwei Tage vor Heiligabend wartet David Gorman vor dem Frühstücksraum seines Hotels in Kiew. Er ist um Mitternacht aus Moskau angereist und hat seine Zimmernummer vergessen. »Sagen Sie sie mir«, bittet er die Empfangsdame. Das nächste Treffen über die Gefahren einer ökologischen Krise steht an, diesmal sollen die ersten Ergebnisse der Wasserproben präsentiert werden. Gorman bestellt Rührei. Macht sein Beruf süchtig? Er hält kurz inne: »Man denkt, man kann wirklich etwas verändern.« Das sei sehr verführerisch. »Aber es ist eher wie ein Glücksspiel.« Soll man es wagen, noch einen Schritt weiter zu gehen, noch höher zu pokern, oder besser nicht? Danach folgt entweder der Absturz oder der Sieg. »Was dich antreibt, ist, wenn du merkst, dass Menschen um dich herum ihre Meinung ändern.«

In einer idealen Welt würde es Gorman gelingen, Russen und Ukrainer an einen Tisch zu bringen. Beide Seiten leiden unter den wirtschaftlichen Sanktionen. Jetzt, am Ende des Jahres, ist Gorman öfter desillusioniert. In Moskau hat er gerade seine Gesprächspartner gefragt: »Wohin führen unsere Diskussionen? Wann sehen wir Fortschritte?« Es gebe viele Gründe, warum es nicht vorangehe, sagt er. Man brauche den politischen Willen und das richtige Timing. Im Moment warten alle ab. Donald

Trump ist zwar gewählt, aber noch nicht im Amt. Gewonnen hat er mit dem Slogan »America first«. Wer weiß, ob ihn die Ukraine interessiert und wie er tatsächlich zu Russland steht.

Trump ist ein Thema, bei dem Gorman ungewöhnlich still wird. Das liegt auch an seinen Eltern. Gormans Vater ist ein Geschäftsmann im Ruhestand, seine Mutter Grafikdesignerin. Im Vorwahlkampf unterstützten sie den demokratischen Kandidaten Bernie Sanders, aber am Ende wählten sie Donald Trump. Gormans Eltern haben für den Kandidaten gestimmt, der für alles steht, was ihr Sohn ablehnt: Konfrontation, Abschottung, Lautstärke. »Wir haben aufgehört, darüber zu reden«, sagt Gorman. In seiner eigenen Familie ist der Vermittler verstummt.

Das geplante Treffen zur Wasserkrise im Donezbecken musste mehrmals verschoben werden, weil Haftbefehle gegen die Männer von Voda Donbassa vorlagen. Es hieß, die Firma sei eine Terrororganisation. In dem aufgeheizten politischen Klima erscheint sogar ein Wasserversorger als Bedrohung. Nun aber konnte Viktor Sawodowski doch noch nach Kiew kommen. Es wird immer schwieriger für ihn, sich zwischen den Fronten zu bewegen. »In Donezk denken sie, wir seien eine westukrainische Firma«, sagt Sawodowski. In Kiew gilt Voda Donbassa als ein Betrieb aus dem Separatistengebiet.

Zu Beginn des Gesprächs betont David Gorman, es sei zumindest geglückt, den Kontakt zwischen den Experten aus der West- und Ostukraine wiederzubeleben. Ewgen Jakowlew von der Akademie der Wissenschaften in Kiew stellt die ersten Ergebnisse der Wasseruntersuchung vor: In dem von der Regierung kontrollierten Gebiet seien 30 von 34 Proben verschmutzt, im Separatistengebiet seien es 24 von 26. In manchen Gegenden würden die Menschen selbst Löcher bohren, um an Trinkwasser zu gelangen. »Wir müssen ein System finden, wie wir die Bevölkerung darüber informieren können, wo es sauberes Wasser gibt.« Jakowlew legt die rechte Hand auf seine Brust. »Das ist meine Herzenspflicht!«

Gorman will eine Frage stellen, aber Jakowlew lässt sich nicht unterbrechen. Im Donezbecken töte schmutziges Wasser mehr Menschen als das Militär, sagt er. Achtzig Prozent der Krankheiten dort rührten von der schlechten Wasserqualität her. Sawodowski fügt hinzu: »Wir brauchen eine regelmäßige Kontrolle des Wassers.« Die

Experten beider Seiten sind sich einig, vervollständigen ihre Sätze, beziehen sich aufeinander.

David Gorman fragt: »Können wir unseren Bericht an das Ministerium für besetzte Gebiete schicken?« Er will die Initiative auf eine höhere Ebene heben, eine größere Wirkung erzielen. Die Wissenschaftler zögern. Sie fürchten, ihr Thema, das Wasser, werde dadurch noch mehr politisiert. Die Ergebnisse der Proben seien nur vorläufige Resultate, sagen sie. Sie bräuchten aber unwiderlegbare Fakten. »Wann haben wir die Endergebnisse?«, fragt Gorman. Wahrscheinlich Ende Januar, ist die Antwort.

Im neuen Jahr will Gorman nach Washington reisen. Er bemüht sich, dem Sieg Trumps etwas Positives abzugewinnen. Trump habe keine feste Position, Geschichte interessiere ihn nicht. Vielleicht könne das einen Neuanfang bedeuten. »Ich dachte früher auch, dass wir Amerikaner besser sind als andere, dass unser System besser funktioniert«, sagt Gorman. »Dieser Glaube ist so tief in dir verankert, dass du wirklich meinst, wir müssten anderen helfen, so zu werden wie wir.«

David Gorman hat eine Weile gebraucht, um diese Überzeugung abzulegen. Heute geht es in allen Gesprächen mit den Vermittlern immer auch um die Krise des Westens. Darum, wie wir uns selbst sehen müssen. Das alte Vorbild ist angeschlagen, hat sich in vielem moralisch diskreditiert. Aber wer bietet nun Orientierung?

Am nächsten Morgen fliegt Gorman nach Hause. In diesem Jahr war er 42 von 52 Wochen unterwegs. Nun hat er 14 Tage frei und hat eine Skihütte in Bulgarien gebucht. Gorman fürchtete, sich zu langweilen.

Auch Romain Grandjean hatte über Weihnachten Urlaub. An einem Mittwoch im Januar trifft er sich mit seinem Team in einem Pariser Café, um über neue Ideen für Libyen zu diskutieren. Sechs Männer drängen sich um einen niedrigen Tisch und trinken Espresso. »Das von den UN ausgehandelte Friedensabkommen zur Beendigung des Bürgerkriegs funktioniert nicht«, sagt Grandjean. »Die Spaltung des Landes intensiviert sich.« Eine gefährliche Situation. Auch Grandjean und seine Kollegen haben keine schnelle Lösung für das libysche Dilemma. Es sind Ideen für das alltägliche Überleben, die sie entwickeln. Sie schlagen vor, die Stadt- und

Stammesräte zu stärken und die noch funktionierenden Herzstücke des Landes – die Zentralbank und die nationale Ölfirma – zu stützen. Das werde zumindest eine humanitäre Katastrophe verhindern.

Im Augenblick mobilisiert der mächtige General Chalifa Haftar, der den Osten des Landes kontrolliert, seine Kräfte. Kurz vor dem Treffen der Vermittler in Paris wurde der General an Bord eines russischen Flugzeugträgers empfangen. Schon im November war er nach Moskau gereist, um über den »Antiterrorkampf« gegen den IS zu sprechen, wie es hieß.

Romain Grandjean und seine Kollegen diskutieren, wie es möglich wäre, die Russen in einen Dialog miteinzubeziehen. »Wir sehen sie nicht nur als irrationalen Mitspieler«, sagt einer von ihnen. Die Russen hätten sehr gute Kontakte. Vielleicht könnten sie Teil einer Lösung sein?

Etwas hat sich verändert bei diesem Treffen im Januar. Es geht viel um Russland, nur wenig um die USA. Trumps Team und seine Haltung zum Libyen-Konflikt sind weitgehend unbekannt. Da wirken die Russen fast berechenbarer. Die Weltkräfte verschieben sich gerade – nur, keiner weiß genau, wohin.

Zwei Monate später, im März, geschieht, was Romain Grandjean befürchtet hat: In Libyen eskaliert die Gewalt. Brigaden aus Bengasi nehmen wichtige Ölhäfen an der Küste ein. Das mit General Haftar verbündete libysche Parlament im Osten kündigt das Friedensabkommen auf. Später erobert General Haftar die Ölhäfen zurück. Romain Grandjean ist zu Besuch in Berlin, er hat wieder Termine im Außenministerium.

Wie sieht er die Situation in Libyen nach fast einem Jahr der Arbeit? Die Einheitsregierung vereine noch immer nicht das Land, es sei noch immer in Ost und West geteilt, antwortet er. Aber manche Regionen wie Sirtan hätten es geschafft, sich aus dem Konflikt herauszuhalten, und es existierten noch staatliche Institutionen, die funktionierten. »Ich bin weiter hoffnungsfroh«, sagt er. Eine andere Krise wertet er als persönliche Niederlage: Sein Kollege Hesham Gaafar sitzt nach wie vor in Ägypten im Gefängnis. Anderthalb Jahre sind es jetzt, noch immer ohne Anklage. »Ich mag Konflikte nicht«, sagt Grandjean.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

In Kiew kämpft David Gorman Ende März mit den Erschütterungen der politischen Weltordnung. Im Januar kam es in der ostukrainischen Industriestadt Awdijiwka zu den stärksten Gefechten zwischen Regierungssoldaten und Separatisten seit Langem – trotz vereinbarter Waffenruhe. Es ist, als wollten beide Seiten austesten, wie Moskau und Washington reagieren. Gegen den US-Präsidenten wird wegen möglicher Absprachen mit Russland im Wahlkampf ermittelt. Der Sieg Trumps hat in der Ukraine alte Ängste heraufbeschworen.

Eigentlich ist Gorman in Kiew, um endlich die Endergebnisse der Untersuchung zur Wasserverschmutzung vorzustellen. Im Konferenzsaal des Hilton-Hotels setzt er sich ganz ans Ende der Tafel. Der Raum ist voll, Vertreter mehrerer westlicher Botschaften und der EU sind gekommen, auch die Wissenschaftler Sawodowski und Jakowlew. Gorman sagt: »Wir haben uns mit den Ergebnissen etwas verspätet. Aber nun ist ein Hundert-Seiten-Bericht herausgekommen. Wir hoffen, dass er ernst genommen wird, um eine ökologische Katastrophe abzuwenden.« Gormans ukrainischer Kollege führt durch eine PowerPoint-Präsentation: Durch Artilleriebeschuss sind Wasserleitungen und chemische Fabrikanlagen zerstört worden und Schwermetalle ins Wasser gelangt. Die Fachleute haben hohe Konzentrationen von Nitraten, Eisen, Magnesium, Kobalt, Chrom, Zink und Nickel im Wasser gemessen. Derzeit gibt es im Konfliktgebiet fast keine sauberen Wasserressourcen mehr. Dies betrifft 6,5 Millionen Menschen. Ohne einen anhaltenden Waffenstillstand könnte die Region unbewohnbar werden.

Die westlichen Diplomaten halten einen stabilen Waffenstillstand im Moment allerdings für unrealistisch. Stattdessen müssten Sicherheitszonen um die besonders betroffenen Orte eingerichtet werden. Gorman macht sich Stichpunkte. Nach zwei Stunden fasst er zusammen: »Ich wünschte, ich könnte etwas sagen, was alles verändert. Aber sechs Ideen habe ich: entmilitarisierte Zonen, Beobachtung der Risikogebiete, Schließung der gefährdeten Kohleminen, neue Bohrlöcher, Lobbying für unser Thema auf Regierungsebene und Einbeziehung der Öffentlichkeit.« Es ist das System des Vermittlers: die anderen reden lassen, Positives aufnehmen, Negatives weglassen, Schlüsselworte verwenden. Fast alle Annahmen und Befürchtungen der

Experten vom vergangenen Juni haben sich bestätigt. Jetzt haben sie Gewissheit. Nur, was wird das bewirken?

Vielleicht das: Ewgen Jakowlew aus der Westukraine und Viktor Sawodowski aus der Ostukraine stehen nach dem Gespräch gemeinsam am Buffet, sie scherzen miteinander. Der Friedensprozess im Kleinen ist geglückt. Die Fachleute sind wieder vereint.

David Gorman hat am Nachmittag noch Termine mit ukrainischen Abgeordneten. Er läuft quer über den Maidan, vorbei an den Gedenkfotos der Toten von damals. Wenn er darüber nachdenkt, was er erreicht hat, kommen ihm zwei Dinge in den Sinn: Er hat einen Kanal geschaffen, über den die Konfliktparteien Verbindung halten, auch wenn sie nicht direkt miteinander reden. Und die Gefahr einer ökologischen Krise im Donezbecken steht nun zumindest auf der politischen Agenda.

David Gorman und Romain Grandjean konnten in diesen Monaten die beiden Konflikte nicht lösen, keinen Frieden schaffen. Sie konnten die Welt nicht retten, aber vielleicht ein wenig verbessern. Gorman wird mit den Ergebnissen der Wasserproben nach Moskau fahren. Grandjean wird wieder nach Libyen aufbrechen, um mit Milizen im Osten zu reden.

Am Ende steht Gorman auf dem Maidan, noch voller Adrenalin vom letzten Treffen, in Gedanken schon beim nächsten. Da erzählt er, dass er sich manchmal am Abend, wenn er sich vom Zuhören wie schwanger fühlt, vorstellt, wie es wäre, zum Beispiel Gärtner zu werden. Aber nur für einen Augenblick.

HINTER DER GESCHICHTE

Ausgangsfrage: Wie arbeiten private Friedensvermittler? Recherche: Als die Autorin im März 2016 erstmals beim Centre for Humanitarian Dialogue anfragte, lehnten die Friedensvermittler jedes Interview ab, weil die meisten ihrer Missionen geheim sind. Dann boten sie ein Telefoninterview an, nach einem Monat einen Besuch in der Zentrale in Genf. Es folgten weitere Vorgespräche, bis die Autorin im Juni 2016 ihre beiden Protagonisten zum ersten Mal begleiten konnte.

„Mannomannomann“

Der Höhenflug von Martin Schulz war beispiellos, sein tiefer Absturz ebenfalls.

Eine Reportage aus dem Innern seiner Kampagne.

Von Markus Feldenkirchen, DER SPIEGEL, 30.09.2017

Noch fünf Stunden, dann wird er wissen, wie diese irre Mission endet. Er sitzt auf der Terrasse seines Hauses in Würselen, umgeben von seinen treuesten Begleitern in diesem Wahlkampf. Die Sonne scheint, der Garten blüht, auf dem Tisch steht Belgischer Reisfladen. Jetzt irgendwie die Zeit rumkriegen.

Der Kanzlerkandidat hat einen Pott Filterkaffee aufgesetzt, aber seine Frau stellt ihm lieber einen Kräutertee hin. Sei besser, bei all der Nervosität und Anspannung.

Man tauscht noch mal ein paar Geschichten aus dem Wahlkampf aus. Zwischendurch surrt Schulz' Handy, lauter aufmunternde SMS, aus dem In- und Ausland. "Du hast gekämpft wie ein Löwe", schreibt Werner Faymann, der frühere österreichische Kanzler. "Größten Respekt für diesen fulminanten Wahlkampf", schreibt ein deutscher Genosse. Schulz habe der Partei Mut und Kampfgeist zurückgegeben.

"Was du da in den letzten Monaten durchgehalten hast", sagt seine Frau Inge. "Und das in einem Apparat, in dem nichts für dich vorbereitet war."

Schulz nippt an seinem Kräutertee. "Ich hab jetzt alles gegeben, was ich geben konnte", sagt er. "Physisch und psychisch." Das gebe ihm, wenn er jetzt hier sitze, ein Gefühl von innerer Freiheit.

Dann muss er los nach Berlin. "Auf zum letzten Gefecht", ruft Redenschreiber Jonas Hirschnitz, als sich die Runde erhebt. Hirschnitz hat eine rote SPD-Fahne dabei, die er jetzt auf der Terrasse noch einmal schwenkt.

"Nä", sagt Schulz. "Nicht zum letzten Gefecht."

Es war ein harter Kampf, den Schulz in den vergangenen Monaten zu kämpfen hatte. Hinter ihm liegt eine der sonderbarsten Wahlkampagnen der deutschen Geschichte. Der Höhenflug, den Schulz kurz nach seiner Nominierung Ende Januar erleben durfte, war ebenso einzigartig wie der spätere Absturz. Nun hat er das schlechteste Nachkriegsergebnis der 154 Jahre alten und einst sehr stolzen Partei zu verantworten.

Der Wahlkampf des Martin Schulz ist die Geschichte eines Kandidaten, der auf der Strecke buchstäblich an Angela Merkel verzweifelte und an manchen Genossen ebenso. Es ist die Geschichte eines Mannes, der sich im Laufe des Wahlkampfes immer weiter von sich selbst entfernen ließ und der erst nach Schließung der Wahllokale zurück zu sich selbst fand. Nicht als Bundeskanzler, sondern als Mann der Opposition.

20,5 Prozent, das ist die ernüchternde Bilanz von chronischem Schlafmangel, Hunderten Strategiesitzungen, 41 Großkundgebungen, unzähligen Konflikten, drei Wahlarenen, ständigen Wechselbädern der Gefühle, Dutzenden Interviews und einem sogenannten TV-Duell.

22. März, Restaurant Hotel Mövenpick, Berlin

Er kommt von einem Neumitgliedertreffen mit 500 Leuten in Kreuzberg. Bevor das Abendessen serviert wird, will seine Büroleiterin wissen, wie der Auftritt war: "Wie immer", sagt Schulz am Telefon. "Ich habe 'ne dramatische Rede gehalten, hab viel Applaus bekommen, und dann bin ich wieder gefahren." Es fühlt sich gerade alles so leicht an, alles gelingt, tolle Zeit. Wenn es Honigkuchenpferde wirklich gäbe, dann sähen sie aus wie Martin Schulz an diesem Abend im Restaurant des Berliner Mövenpick-Hotels.

Seit vielen Jahren verbringt er hier seine Nächte, weil es die drei wichtigsten Ansprüche erfüllt, die er an ein Berliner Hotel hat: Es liegt in der Nähe des Willy-

Brandt-Hauses, verzichtet auf Schnickschnack. Und das Essen schmeckt ihm, besonders die Currywurst.

Es ist der Siedepunkt des sogenannten Schulz-Hypes. Überall in der Republik trifft er jetzt viele der Tausenden Neumitglieder, die seinetwegen Sozialdemokraten wurden. Drei Tage zuvor haben ihn die Genossen mit 100 Prozent zu ihrem Vorsitzenden gewählt. Ein Bundeskanzler Martin Schulz erscheint möglich.

Die SPD liegt in den Umfragen bei 30 Prozent, seit mehreren Wochen schon. "Das ist es ja, was die Schwarzen so fertigmacht: dass ihre Gebete nicht erhört werden", sagt Schulz, faltet die Hände und ruft sarkastisch flehend Richtung Decke: "Lieber Gott, lass es ein Strohfeuer sein!"

Bei seiner Nominierung habe er sich gewünscht, dass die SPD bis zum Parteitag auf 25 Prozent ansteigen würde, sagt er. Von dort wollte er sich im Laufe des Wahlkampfes langsam steigern. "Aber dass dann so die Post abgeht!" Er spricht den Satz mit sieben Ausrufezeichen. "Heijajajei." Noch mehr Ausrufezeichen. "Hätt ich nicht für möglich gehalten."

Die Lage erinnert ihn an 1972, an die berühmte "Willy-Wahl", jenen Triumph, der zum sozialdemokratischen Mythos wurde. Dass es damals um den Willy und um große Emotionen gegangen sei, das habe er trotz seiner Jugend gespürt, sagt Schulz. "Gegen die Schwarzen. Gegen die Rechten und für den Willy. So war das damals." Und heute habe man das auch: gegen die Rechten und für Europa. "Das ist das Bauchgefühl der Jugend. Das ist eine Emotion."

Die bei der CDU hätten noch nicht kapiert, dass dieser Wahlkampf über Gefühle entschieden werde. "Und ich bin halt der Gefühligere." Er glaubt tatsächlich daran, Angela Merkel mit Emotionen besiegen zu können. Deshalb will er vorerst keine Konzepte oder Programme vorlegen. "Ich bleibe dabei: Nicht konkret werden! Da werden die Schwarzen wahnsinnig drüber, dass ich nicht konkret bin. Ich werd nicht konkret! Da können die mir den Buckel runterrutschen."

Noch etwas hat Schulz sich vorgenommen: gelassen zu bleiben, freundlich zu bleiben. Aus der Union wird er jetzt scharf angegriffen. Pralle alles an ihm ab, sagt er. Sei ein Zeichen großer Nervosität. "Ich bleibe stur bei meiner Linie: Ich greife sie

nicht an. Je länger ich es schaffe, nicht zu reagieren, desto mehr geraten die ins Unrecht. Dass die das noch nicht kapiert haben!"

12. April, Hotel Königshof, Hannover

Am späten Abend sitzt er am Schreibtisch seiner Hotelsuite und notiert die Eindrücke des Tages in sein Tagebuch. Kurz zuvor hat er im Capitol in Hannover seine vorerst letzte von vielen Reden vor der Basis gehalten. Noch einmal wurde er von tausend begeisterten Menschen gefeiert. Die Euphorie für ihn ist noch nicht verpufft. Die Saarlandwahl Ende März mag ein Rückschlag gewesen sein, aber bei den bevorstehenden Landtagswahlen, da ist er sich sicher, werde die SPD siegen. Dass mit der Saarlandwahl die Erzählung vom unaufhaltsamen Aufstieg des Kandidaten Schulz beendet war, ist zu diesem Zeitpunkt noch nicht ganz klar.

Er wirft einen letzten Blick auf das Geschriebene. Doch, wieder ein guter Tag heute. Dann klappt er das Tagebuch zu, mischt sich eine Apfelschorle und setzt sich aufs Sofa.

Er freut sich auf die nächsten Tage. Ostern steht vor der Tür, endlich mal zur Ruhe kommen nach all dem Hype. Danach, so der Plan, soll eine neue, ruhigere Phase der Kampagne einsetzen. Man will die Genossen in Schleswig-Holstein und Nordrhein-Westfalen ungestört ihre Wahlkämpfe führen lassen.

Später wird Schulz sagen, dass es ein Fehler gewesen sei, die Veranstaltungstour abubrechen. Sein Team hatte das kontrovers diskutiert. Einige hatten argumentiert, dass die Zusammenkünfte mit Menschen seine Stärke seien. Durchgesetzt hatte sich dann aber die Auffassung, die Nummer sei ausgelutscht und ausgereizt. Da berichte jetzt keiner mehr drüber. "Das war falsch", sagt Schulz im Rückblick. "Wir hätten das weitermachen müssen."

In der Union, so sieht er es, tobe ein Streit darüber, ob man ihn attackieren solle oder nicht. "Schäuble und Spahn wollen voll auf den Schulz drauf. Aber Merkel und Altmaier sagen: Der läuft sich tot. Lass ihn mal laufen. In der Ruhe liegt die Kraft." Das aber sähen sie falsch. "Ich laufe, aber ich lauf mich nicht tot. Die unterschätzen uns, die halten uns für doof."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Schulz, der vieles selbstkritisch hinterfragt und reflektiert, spricht gern aus, was in seinem Kopf vor sich geht. So wirkt es, selbst wenn er von Leuten umgeben ist, bisweilen wie ein innerer Monolog, der nach außen dringt. In dieser Hinsicht könnte der Kontrast zu Angela Merkel, aus der bis heute die wenigsten schlau werden, kaum größer sein.

An diesem Morgen ist er schon um halb sechs von einer SMS geweckt worden. Sie stammt von Sigmar Gabriel. Nach dem Anschlag auf den BVB-Bus habe Merkel einen genialen Satz gesagt: "Heute sind wir alle BVB." Von der SPD aber sei keiner draußen. "Wo sind wir?", fragt Gabriel. Es folgen weitere SMS.

Schulz sagt, dass die erste Twitter-Nachricht zum Unglück in Dortmund von ihm gekommen sei, ein Foto, auf dem er einen BVB-Schal um den Hals hatte. Schulz, der Gabriel diese Kandidatur verdankt, spürt, dass der Freund nicht wirklich loslassen kann. Dass er noch immer den Ton angeben will. Die beiden sind seit Langem befreundet, sie haben sich oft gestritten und immer wieder versöhnt. Schulz ist ein treuer Mensch, er hat Skrupel, den alten Freund in die Schranken zu weisen. Er ahnt in diesem Moment noch nicht, dass ihr ungeklärtes Verhältnis seine gesamte Kampagne begleiten wird.

Am nächsten Tag fährt Schulz über Düsseldorf nach Würselen, ausspannen, acht Tage wird er zu Hause verbringen. Diverse Mitarbeiter werden ihn zu Hause besuchen, es wird Besprechungen und Planungsrunden geben, er wird viel telefonieren. Zwischen seinem letzten öffentlichen Auftritt und dem nächsten, einer Veranstaltung in Köln, wird gut eine Woche vergehen. Im Zeitalter der Nervosität und der Kurzfristigkeit aber werden wenige Tage gefühlt zu einem halben Jahr. "Was macht eigentlich Martin Schulz?", fragen die Zeitungen. Im Newsletter eines durchaus renommierten Nachrichten-Magazins heißt es: "Lange nichts gehört vom furios gestarteten SPD-Kanzlerkandidaten. Heute ist er jedenfalls unterwegs, im Wahlkampf in Schleswig-Holstein. Dort besucht er eine Fischräucherei und eine Pumpenfabrik."

Eine politische Kultur, in der acht Ostertage mit entschleunigtem Programm zum Problem werden, ist zumindest eines: nicht allzu christlich.

7. Mai, Willy-Brandt-Haus, Berlin

Es ist kurz vor 18 Uhr, Schulz schaltet in seinem Parteivorsitzendenbüro den Fernseher ein. In wenigen Minuten werden auch die Bürger erfahren, was hier schon alle wissen: Die SPD ist in Schleswig-Holstein abgeschmiert.

"Wenn die SPD nicht gewinnt", sagt Tina Hassel in der ARD, "dann wäre der auf Selbstsuggestion beruhende Schulz-Hype verpufft." Sie spricht im Konjunktiv, obwohl auch sie das Ergebnis längst kennt.

"Das ist das Privileg, SPD-Vorsitzender zu sein", sagt Andrea Nahles, die wie viele andere Mitglieder der Parteiführung neben Schulz sitzt. "Da ist man für all die Probleme all der anderen verantwortlich." Tja, sagt Schulz. "Wenn du was auf die Mappe kriegst, kriegst du was auf die Mappe."

Psst, alle mal zuhören, bittet er die Runde, als die ersten Analysen im Fernsehen gezeigt werden. Jörg Schönenborn sagt gerade, dass das Wahlergebnis eine starke regionale Komponente habe. "Aha", ruft Schulz. Er hält den Finger in die Luft. "Das ist 'ne interessante Analyse." Regionale Komponente bedeutet: SPD-Ministerpräsident Torsten Albig, der auf die falschen Themen gesetzt und ein unfassbar dämliches Interview zu seiner gescheiterten Ehe gegeben hat, ist schuld. Nicht er. Es ist ein klitzekleines Stück Hoffnung an einem trostlosen Tag.

"Das war klar der falsche Kandidat", sagt Schulz. "Aber wir haben das jetzt vor der Hütte." Wenn er gleich unten im Atrium des Willy-Brandt-Hauses vor die Kameras trete, werde er von "kommunikativen Defiziten" sprechen, die es in Schleswig-Holstein offenkundig gegeben habe. "Ich werde es auch so benennen, wie es ist: eine totale Niederlage."

"Du solltest aber auch ein paar Punkte nach vorn setzen", sagt sein Wahlkampfmanager Markus Engels. "Es geht um Haltung heute Abend. Die SPD muss sehen, dass ihr Spitzenmann steht. Und du kannst sagen, dass weder das Saarland noch Schleswig-Holstein die Bundestagswahl entscheiden."

"Sehr gut, Dr. Engels!", lobt Schulz. Er werde sagen, dass es wie beim Fußball sei. Wenn man ein Gegentor kassiere, müsse man sich zusammenraffen, um umso stärker zurückzukommen. Politiker lieben Vergleiche aus der Welt des Fußballs,

insbesondere wenn sie männlich sind und der SPD angehören. Schulz schaut seinen Pressesprecher an. "Oder, Dünow, hab ich das schon mal gesagt?"

Tobias Dünow googelt die Sätze auf dem iPhone. Leider ergibt die Suche, dass Schulz nach der verlorenen Saarlandwahl etwas Ähnliches gesagt hat. "Mist", flucht er. "Wie wär's mit: Ich komme aus NRW. Da steht man nach schlechten Tagen am nächsten Morgen auf und geht zur Arbeit." Das sei gut, finden alle. "So machen wir's", sagt Schulz.

Dann entschuldigt er sich, er müsse draußen kurz mit seiner Frau Inge telefonieren. "Die ist immer so aufgeregt und denkt deshalb, ich sei es auch. Bin ich gar nicht. Aber das muss ich ihr noch mal sagen."

Nach fünf Minuten kommt er zurück: "So Leute, ich hab's." Er steht im Türrahmen und grinst.

"Was hast du?"

Er wisse jetzt, was er gleich sagen werde: "Das Ziel ist ab jetzt nicht mehr das Kanzleramt, sondern die Fünfprozenthürde." Pause, ungläubige Gesichter. Schulz, der nicht nur ein sehr belesener, sondern meist auch ein ernsthafter Mensch ist, versucht Momente der Anspannung gern mit kleinen Albernheiten aufzulösen. Es ist seine Art, mit der Härte der Politik klarzukommen. "Und dann entlassen wir noch unseren Schatzmeister."

Dietmar Nietan, der Schatzmeister, schaut ihn irritiert an. "Heutzutage müssen immer Köpfe rollen", sagt Schulz. "Da brauchst du immer einen Schuldigen. Und das ist jetzt eben der Dietmar."

Als er nach seiner Erklärung im Atrium zurück ins Büro kommt, redet Wahlverlierer Albig im Fernsehen. "So. Ruhe jetzt." Schulz schaltet den Ton ab. "Gut, das ist natürlich scheiße. Aber was willst du machen?" Man müsse jetzt noch die Wahl in NRW hinter sich bringen, dann könne endlich sein Wahlkampf beginnen, dann stehe endlich er im Fokus. "Mein größtes Plus ist die Authentizität."

12. Mai, Raststätte Bottrop Süd

Schulz läuft über ein vermülltes Stück Rasen und setzt sich auf eine Metallbank, von der der blaue Lack abblättert. "Erst mal in Ruhe 'nen Kaffee und dann noch pinkeln gehen." Ein Begleiter bringt einen Kaffee im Pappbecher vom Raststätten-McDonald's. Hupen, Autobahnlärm, schreiende Kinder, klassische Wahlkampf-Verschlaufpause.

Seit einigen Tagen rast er kreuz und quer durch Nordrhein-Westfalen. Gerade kommt er aus Grevenbroich (Betriebsbesichtigung). Gleich geht es weiter nach Dülmen (Wochenmarktbesuch). Schulz würde gern nach vorn blicken, aber es fällt ihm schwer, zu sehr wurmen Vergangenheit und Gegenwart. Die Landtagswahlen, von denen er bis vor Kurzem noch glaubte, sie würden seine Kampagne beflügeln, entpuppen sich nun als schwerer Ballast.

Er hadert mit der Bildungspolitik und der Sicherheitspolitik in Schleswig-Holstein und NRW. Mit der Verkehrspolitik natürlich auch. Er, der für eine neue SPD stehen wollte, muss realisieren, dass seine Partei seit Jahrzehnten überall ihre Finger im Spiel hat, und das nicht immer nur glücklich. Er hadert auch mit den Spitzenkandidaten, die er sich nicht aussuchen konnte, hadert mit der Arroganz des einen und der Zickigkeit der anderen. "Das ist alles nicht meine Schuld." Das sei der Nachteil, wenn man an der Spitze einer solchen Partei stehe. "Du bist für alles verantwortlich, aber du kannst nur bedingt Einfluss nehmen."

Aber er weiß auch um die eigenen Fehler, dass nach der ersten Welle der Begeisterung etwas verspielt wurde. "Ich habe meinen Eierköppen gesagt: Ich will euch mal was sagen." Eierköppe, das muss man wissen, ist der Oberbegriff für seine engsten Mitarbeiter und immer liebevoll gemeint: "Alle eure Meinungsforscher haben gesagt: Herr Schulz, werden Sie nicht konkret! Bleiben Sie im Ungefähren, solange wie es geht!" Er schüttelt den Kopf. "Jetzt verlieren wir eine Wahl nach der anderen, und immer muss ich mir anhören: 'Das verlieren Sie, weil Sie nicht konkret werden.'"

In der Politik wird die innere Überzeugung zunehmend durch die Demoskopie ersetzt. Es gibt kaum noch Forderungen, Strategien, Kandidaten, die nicht zuvor auf ihre Gefälligkeit geprüft werden. Seine Kandidatur verdankt Schulz ebenfalls dem Umstand, dass er laut Umfragen monatelang beliebter war als Sigmar Gabriel.

14. Mai, Willy-Brandt-Haus

Er sitzt in seinem Büro. Wieder läuft der Fernseher, wieder eine Niederlage, diesmal die schlimmste, in Nordrhein-Westfalen, Kernland der SPD. "Das Leben ist wie eine Hühnerleiter", sagt Schulz. "Beschissen." Niemand reagiert, Stille im Raum. "Ich bin jetzt königlicher Niederlagenkommentator." Er schüttelt den Kopf. Es folgt ein zutiefst rheinischer Satz: "Leck mich en de Täsch!"

Schulz starrt auf den Fernseher. Als bei der ARD die farbigen Balken in die Höhe schießen und der rote Balken bei 30,5 Prozent stehen bleibt, schweigt er, den Zeigefinger auf den Lippen. Dann steht er auf, schreitet, die Hände in den Hosentaschen, unruhig durch sein Büro, hin und her, dann läuft er zum Fenster und starrt hinaus.

Wieder die Frage, wie er auf dieses Desaster reagieren, was er gleich vor den Genossen und der deutschen Öffentlichkeit erklären soll. Schulz dreht sich um. "Ich mein, das Problem, was wir haben, ist: Ich kann eigentlich nur sagen, dass wir für die Analyse ein paar Tage brauchen."

"Was du sagst, ist eigentlich scheißegal", sagt Sprecher Dünow. "Wichtig ist nur, dass du nicht depressiv überkommst. Dass du kämpferisch wirkst."

Im TV erinnert Frank Plasberg den SPD-Mann Karl Lauterbach an eine Aussage von Schulz, die erst wenige Wochen zurückliegt: "Wenn Hannelore Kraft im Mai in Nordrhein-Westfalen gewinnt, werde ich im September Bundeskanzler." Plasberg will wissen, ob diese Aussage noch Gültigkeit habe. "Martin Schulz hat jedenfalls nicht gesagt, dass er andernfalls verliert", antwortet Lauterbach.

"Ha", ruft Schulz vor dem Fernseher, er klatscht laut in die Hände. "Der ist klasse, der Karl." Es ist ein trotziger Moment des Triumphes, ein kurzes Aufbäumen gegen die Depression, die den Raum erfüllt.

Später stürmt der stellvertretende Parteivorsitzende Thorsten Schäfer-Gümbel ins Büro. Er habe eine Interviewanfrage vom "heute-journal" und wolle fragen, ob es nicht eine gute Idee sei, wenn stattdessen der Kandidat die Sache übernehme. "Ich hab genug Niederlagen kommentiert", sagt Schulz. "Ich bin nur noch am Niederlagen-

Kommentieren. Ich hab die Schnauze voll davon." Er schüttelt den Kopf und schaut ins Nichts. "Ich muss endlich mal in die Offensive kommen." Dann läuft er wieder ziellos durch sein Büro. Jemand merkt an, dass Angela Merkel den ganzen Abend noch nicht zu sehen gewesen sei. "Die geht nie raus", ruft Schulz giftig. "Seit zwölf Jahren nicht."

Nachdem sich sein Büro wieder geleert hat, will er noch die "Tagesschau" sehen. Der Sprecher sagt, dass die SPD in Nord-rhein-Westfalen ihr historisch schlechtestes Ergebnis erzielt habe. "Mann, gibt es bittere Momente im Leben", sagt Schulz. "Ausgerechnet der Laschet!" Als ein Moderator hämisch über den "völlig verpufften Schulz-Effekt" räsoniert, ruft Schulz: "Dieser Drecksack! Dem fehlt jeglicher Anstand." Und als kurz darauf Hannelore Kraft zu sehen ist, sagt er: "Für dich haben wir einen hohen Preis gezahlt."

Später wird er sagen, dass die Partei und seine Kampagne sich nie wieder von diesem Tag erholt hätten. Er wird auch sagen, was sein größter Fehler in diesem Wahlkampf gewesen sei: dass er sich von Kraft habe aufschwätzen lassen, sich aus ihrem Wahlkampf herauszuhalten. Nachdem er im Frühjahr mit Andrea Nahles eine Reform des Arbeitslosengeldes präsentiert hatte und mit Manuela Schwesig das Konzept einer "Familienzeit", habe er eigentlich mit Malu Dreyer eine Bildungsoffensive vorstellen wollen. Noch vor der NRW-Wahl. Kraft aber protestierte vehement. Das würde die Aufmerksamkeit auf die schlechte Bildungssituation in NRW lenken. Er sei gewillt gewesen, es trotzdem zu machen, wird Schulz später sagen. Aber viele hätten gesagt, das könne man der Hannelore nicht antun. So kam es dann. "Ich hätte stärker auf meinen Bauch und auf meine Intuition hören müssen", sagt Schulz im Rückblick.

22. Mai, Wilhelmstraße, Berlin

Bombendrohung. Die Präsidiums- und Vorstandsmitglieder stehen zwei Stunden lang auf dem Bürgersteig vor dem Willy-Brandt-Haus. Sie sind gekommen, um den Entwurf für das Wahlprogramm zu verabschieden. Schulz will in die Offensive gehen und endlich konkret werden.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es findet sich keine Bombe, aber es gibt andere Probleme.

Das Pressegespräch, bei dem das Programm vorgestellt werden soll, war für 14.30 Uhr angekündigt, auch in der Terminvorschau der Nachrichtenagentur dpa. Weil es aber unzählige Änderungsanträge gab und man nicht sicher war, ob der Zeitplan eingehalten werden konnte, hatte ein Mitarbeiter der Pressestelle am Vorabend bei der dpa angerufen und gebeten, den Termin vorerst rauszunehmen. Man werde kurzfristig informieren. Das führte zu der Meldung, die SPD verschiebe den Programmprozess. Es ist der Auftakt zu einer nicht enden wollenden Serie. Pech und Pannen werden zu den treuesten Begleitern von Schulz' Kampagne. Beim Pressegespräch sitzen dann Thomas Oppermann, Manuela Schwesig und Katarina Barley, nicht aber Schulz selbst. Seine Berater hatten ihm gesagt, er solle den Termin den drei Vorsitzenden der Programmkommission überlassen. Er selbst solle sich dann abends im Fernsehen äußern.

Am Nachmittag sitzt Schulz mit seinem engsten Team im Büro. Dazu zählen in der Regel seine Büroleiterin, der Pressesprecher, sein Wahlkampfmanager. Hinzu stoßen, je nach Anlass, sein Redenschreiber, der Generalsekretär, die Bundesgeschäftsführerin, der Schatzmeister, der eine oder andere Abteilungsleiter des Willy-Brandt-Hauses oder Berater von außen.

Schulz ist außer sich: "Warum bin ich nicht in diese Pressekonferenz gegangen? Auf allen Kanälen läuft: 'Die SPD versteckt Schulz!' Das ist ein Fehler."

Wo das denn stehe, fragt Kampagnenleiter Engels.

"Überall. Das ganze Netz ist voll mit diesem Mist. Meine Frau behauptet, in allen Netzwerken gebe es eine regelrechte Hetzkampagne." Seine Mitarbeiter versuchen, ihn zu beruhigen, erfolglos.

"Leute, wir sind schon in 'ner beschissenen Lage." Lange Pause. "Vielleicht guck ich auch die falschen Medien." "Ich würde gar keine mehr gucken", rät Engels.

"Ich weiß nicht, was machen wir falsch?" Schulz' Hand rumst auf die Tischplatte, Gläser und Tassen klappern. "Irgendwas machen wir doch falsch! Oder es ist wirklich eine Kampagne gegen uns? Ich weiß es nicht."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er atmet tief ein und aus. "Das sind schon Fehler, da fragst du dich, wie so was möglich ist." Langes Schweigen. "Da haben wir an einem Tag, wo wir einstimmig unser Wahlprogramm verabschieden, mit dem wir deutlich konkreter sind als alle anderen Parteien, diese Scheiße. Mannomannomann!" Heftiges Ausatmen. Seine Finger trommeln auf den Tisch. Er wirkt vollends frustriert. "Wie kommen wir da raus aus der Nummer? Das ist die entscheidende Frage: Wie komm ich da raus?"

Am Abend soll er nun allen Nachrichtensendungen ein Interview geben, um dem Eindruck entgegenzuwirken, er sei abgetaucht. Das wird nun geprobt. Sprecher Dünow stellt Fragen, die wahrscheinlich kommen werden. "Herr Schulz, was kosten Ihre Wahlversprechen?" Schulz überlegt. "Tja, was sag ich dazu?" Dünow atmet schwer, dann lacht er. Er empfehle zu sagen, dass das Steuer- und Abgabekonzept noch erarbeitet und dass alles gegenfinanziert werde.

Die letzte Frage lautet: Warum haben Sie Ihr Programm nicht selbst heute Nachmittag vor der Presse vorgestellt? Schulz lacht, es ist die Vorfreude auf den eigenen Witz, der jetzt kommt. "Wir halten es in der SPD so: Mit Journalisten zweiter Garnitur redet Herr Oppermann. Mit richtigen Journalisten rede ich."

Großes Gelächter am Tisch, endlich gute Stimmung im Büro. Genau das solle er sagen. In den "Tagesthemen" lautet am Abend die erste Frage von Pinar Atalay: "Warum waren Sie denn heute bei der Vorstellung des Wahlprogramms nicht dabei?" Schulz' Antwort: "Wir haben eine Kommission, die dieses Programm erstellt hat, die hat das präsentiert. Und ich hab gesagt: Ich geh dann zu Frau Atalay in die 'Tagesthemen'."

Dann wird er noch nach dem Mitarbeiter gefragt, der die Panne verursacht hat. Schulz hätte allen Grund, den Mann zu entlassen, aber er verteidigt ihn inbrünstig. Der Mann wird auch später nicht entlassen.

Am Ende dieser Woche, nach einem leidenschaftlichen Auftritt vor den Bezirksvorsitzenden der Partei, herrscht Zufriedenheit in seinem Büro. Nach der Panne am Montag habe man eine erstklassige Woche hingelegt, sagt Engels.

"Du hast uns am Montag gerettet", sagt Dünow zu Schulz. "Du hast das Willy-Brandt-Haus gerettet. Und eigentlich ist das Willy-Brandt-Haus dafür da, dich zu

retten." Aber über die tollen Auftritte des Kandidaten berichte ja kaum einer, nur über die Pannen, klagt Engels. "Es wird ein Zerrbild gezeichnet, das ich kaum noch ertragen kann. Ständig heißt es, was wir alles für Dorfdeppen seien."

Er würde davon abraten, Journalisten zu beschimpfen, mahnt Dünow. "Wir dürfen nicht in diesen Steinbrück-Modus kommen." Steinbrück hatte im Wahlkampf 2013 ständig über die unfaire Presse gejammert und ihr am Schluss auf dem Cover des "Süddeutschen Magazins" demonstrativ den Stinkefinger gezeigt. "Guckt euch seine Interviews von heute an: Da dürfen wir niemals hinkommen."

Schulz schreckt auf. "Wieso, was macht der denn, der Steinbrück?"

Um Werbung für seine Kabaretttournee zu machen, hat Schulz' Vorgänger gerade zwei große Interviews gegeben, in denen er etwas verächtlich über die SPD spricht und dem Kandidaten freundlicherweise einige Ratschläge gibt. Statt über Schulz' Reden berichten die Medien nun über Steinbrücks Interviews.

"Dass er überhaupt zwei Interviews gibt, um seine blöde Comedytournee zu bewerben, ist an Widerwärtigkeit kaum zu überbieten", sagt Dünow.

"Ich lese schon seit 14 Tagen den Pressespiegel nicht mehr", so Schulz. Ein Rat seiner Frau. "Seitdem geht's mir besser."

28. Mai, Ristorante Marinelli, Berlin

Als der Meeresfrüchtesalat bestellt ist, drückt Schulz den Rücken durch und schaut einen feierlich an. Er hat einen Entschluss gefasst.

"Ab morgen ...", sagt er und blinzelt in die Abendsonne, "... ab morgen gibt es einen anderen Schulz." Es ist Sonntagabend, er ist vom Mövenpick quer über die Straßen zu seinem Stammitaliener gelaufen.

Es gibt Kritik an seinem Führungsstil. Er sei zu weich, zu verständnisvoll, nicht entschieden genug. Schulz wöhnt Gabriel und dessen Vertrauten Matthias Machnig dahinter, die ihn drängen, sein Team neu zu besetzen, am besten mit Machnig als neuem Wahlkampfleiter. Die Frage steht im Raum, ob Schulz die nötige Härte hat, um Bundeskanzler zu werden.

Ironischerweise betrifft dieser Vorwurf auch Schulz' zurückhaltendes Verhalten gegenüber Gabriel, der sich gerade fast täglich als Europapolitiker profiliert und damit viel Aufmerksamkeit vom Kandidaten abzieht. Eine Parteifreundin hatte Schulz gesagt: "Wenn du ihn nicht killst, killt er dich." Aber er will das nicht glauben.

"Die Leute lernen jetzt die andere Seite des lieben Martin kennen", sagt er, als der Meeresfrüchtesalat serviert ist. "Ich muss jetzt zeigen, was ich kann." Er haut entschlossen mit der Faust auf den Tisch. Seine Frau habe ihm mal einen Zettel auf dem Küchentisch liegen lassen, darauf der Spruch aus einem Büchlein mit Bauernregeln: "Wer sich bückt, reizt zum Schlag. Wer sich zum Lamm macht, den beißen die Wölfe." Daran würde seine Frau ihn oft erinnern.

"Entweder ich setz mich mit meinem Stil durch, oder ich bin der falsche Mann." Er glaube aber, dass seine Popularität auch darin bestanden habe, dass die Leute das Gefühl gehabt hätten: Das ist nicht der übliche Machtpolitiker. "Dann muss ich mich auch nicht verhalten wie ein üblicher Politiker."

Den Gabriel hat er jetzt gewarnt: Wenn der noch einmal was zu Europa sage, sei Schluss.

12. Juni, Willy-Brandt-Haus

Eines seiner größten Probleme sei, dass ihn seine Intuition verlasse, sagt Schulz am Besprechungstisch in seinem Büro. "Ich bin völlig verunsichert von all den Ratschlägen." Alle würden ihm ständig sagen, was er machen solle, sein Team, die Berater, die anderen Schwergewichte der Partei. "Ich bin hin- und hergerissen."

"So, und jetzt kommst du bitte in die ‚Brigitte‘-Stimmung", sagt seine Büroleiterin Natalie Hagemeyer, die immer ein feines Gespür dafür hat, wenn der Chef ins Reich der Larmoyanz abzudriften droht.

Er soll jetzt vorbereitet werden auf einen Talk am Abend. Zwei Redakteurinnen der Frauenzeitschrift "Brigitte" werden ihn im Maxim Gorki Theater befragen. Es soll auch um den "Menschen Martin Schulz" gehen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Wat soll ich denn da?", fragt Schulz. Schnell wird ihm die Bedeutung erklärt: viele Medienvertreter. Merkel habe bei dieser Veranstaltung vor vier Jahren ein riesiges Presseecho gehabt.

Okay, sagt Martin Schulz. "Mein erster Satz wird sein: ein Mann, ein Wort. Eine Frau, ein Wörterbuch." War natürlich nur ein Witz. Der Talk am Abend verläuft dann weit charmanter, als die Widerborstigkeit am Nachmittag erahnen ließ. Über seine Frau Inge, die er vor 32 Jahren geheiratet hat, sagt er auf der Bühne: "Ich würde sagen, ich liebe sie fast noch mehr als damals."

Eine Woche später ist der Tisch in seinem Büro wieder mit Beratern gefüllt. Es soll eine Vorbesprechung für die große Parteitagsrede am kommenden Sonntag geben. Sie soll zum Wendepunkt im Wahlkampf werden. Auf dem Tisch stehen Fruchtspieße und Kekse.

Als Erstes wird die Frage diskutiert, wie scharf er Angela Merkel angreifen darf, es ist die Schlüsselfrage aller Wahlkämpfe gegen sie. Man habe da eindeutige Umfragedaten, sagt Hubertus Heil, der neue Generalsekretär: "Wenn du Merkel angreifst, gehen viele Leute, die zwischen CDU und SPD schwanken, zu Merkel. Vor allem die Frauen."

Heil ist erst seit Kurzem an Bord. Nach einer Krebserkrankung von Erwin Sellering hatte Schulz eine größere Personalrochade vornehmen müssen.

Dann mache es wohl keinen Sinn, sich an Merkel abzuarbeiten, sagt Schulz. Einer seiner engsten Mitarbeiter aus Brüsseler Zeiten widerspricht: Man wolle doch, dass Martin wieder authentischer auftrete, so wie am Anfang. "Und ein authentischer Martin Schulz würde Merkel in irgendeiner Form attackieren. Alles andere wäre dieses Spindoktoren-Umfragen-geprüfte Vorgehen."

Das Bild, das man zeichnen wolle, sagt Sprecher Dünow, sei doch: "Du hast Energie, du hast Visionen, und Merkel hat weder Energie noch Visionen." Daher müsse unbedingt etwas Visionäres kommen, etwas wie die Forderung nach den Vereinigten Staaten von Europa. "So'n Wumms", sagt Dünow, damit die Leute sagen:

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Das ist geil. Das ist der alte Martin, der den Mut hat zu Pathos, Mut zu großen Ideen. Und das ist eine Rede, die man von Merkel nie hören könnte."

Ihm habe neulich jemand, der Schulz im Fernsehen gesehen habe, gesagt: "Der sah so traurig aus, wann leuchtet der wieder?", erzählt Heil. "Wenn du mit den Visionen, über die wir gesprochen haben, wieder anfängst zu leuchten, dann ist das ein geiler Parteitag. Und dann brauchen wir das Ackern, die Schweißflecken. Du musst dir möglicherweise überlegen, ob du in der Halle dein Jackett da weglegst."

Und dann würde er gern noch die Geschichte der asymmetrischen Demobilisierung erzählen, sagt Schulz. Er spielt an auf den Rat eines Meinungsforschers an Angela Merkel, sich im Wahlkampf auf nichts festzulegen, ja nicht zu polarisieren. In seinem Stuhl sitzend, entwickelt Schulz nun einen zornigen Generalangriff gegen Merkel und die CDU, er redet sich in einen Rausch, die Wangen beben, beide Zeigefinger trommeln im Takt der Worte und Sätze auf die Tischkante. Redenschreiber Hirschnitz lässt sein Aufnahmegerät mitlaufen. Als Schulz fertig ist, sagt er: "Wenn du das so machst, dann steht der Saal."

Das sei gut, sagt einer am Tisch. "Du würdest sie damit ja auch relativ offensiv angehen."

"Ja, aber ohne dass ich sie persönlich attackiere. Im Gegenteil: Ich mach ihr sogar ein Kompliment für ihre Strategie." Und dann zu seinem Redenschreiber: "Hast du das jetzt mitgeschrieben?"

"Ich hab's aufgenommen."

"Ein Wunsch noch zum Schluss: Ihr kennt mich ja, ich muss frei sein, so wie eben. Wenn ich die Rede vom Blatt ablese, kannst du die Rede vergessen."

Drei Tage später sitzt die Runde wieder zusammen. Es gibt jetzt ein Manuskript, seine Mitarbeiter haben bis vier Uhr nachts daran gearbeitet. Schulz geht an sein Stehpult und trägt vor. Als er eine knappe Stunde später fertig ist, klopft die Runde auf den Tisch. Schulz aber lugt unsicher über das Pult, sein Blick sagt: Freunde, was ist das denn?

Fast alles Scharfe, Mutige, auch Riskante, das er drei Tage zuvor angeregt hatte, ist raus. Es ist nicht ganz klar, wie viele Abteilungsleiter hier am Werke waren, aber

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

sie scheinen erstens ihren Kandidaten und zweitens die Gesetze des Wahlkampfs schlecht zu kennen. Den gewinnen eher selten die bravsten Herausforderer.

"Wo ist der Satz: Jeder glaubt, Merkel zu kennen, aber keiner weiß, wofür sie steht?"

"Unsere Forschung legt deutlich nahe, auf direkte Angriffe auf Angela Merkel zu verzichten", sagt Heil.

"Aber wir hatten am Sonntag auch gesagt, dass wir bereit sind, diesen Preis zu zahlen, um die gewünschte Emotionalisierung hinzukriegen", sagt Schulz' Mitarbeiter aus Brüsseler Tagen. Es ist genau der gleiche Dialog wie drei Tage zuvor.

"Also jetzt mal ganz ehrlich", sagt Schulz. "Das ist eine Regierungserklärung, aber keine Parteitagrede. Die Emotionalisierung, die ich auf dem Parteitag brauche, die krieg ich damit nicht rüber. Haben die Aufsichtsräte wieder alles rausgestrichen?" Aufsichtsräte ist Schulz' Oberbegriff für alle Mitarbeiter, die zur Vorsicht raten, die ihn nicht so sein lassen wollen, wie er sein will.

Es heißt jetzt nicht mehr "Vereinigte Staaten von Europa", sondern "Vereinigte Demokratien von Europa", sagt Heil. Das sei besser. In der Bevölkerung gebe es da eine Ambivalenz.

Schulz ist verzweifelt, all die Einwände empfindet er als Versuch, ihn zu zähmen. Das mit der asymmetrischen Demobilisierung sei auch nicht drin. "Alles Sachen, die mir wichtig waren, warum ist das alles rausgeflogen?"

Schulz setzt noch mal zu einer Stegreifrede an: "Man kann das im Soziologendeutsch asymmetrische Demobilisierung nennen. Ich nenne es Aushöhlung der Demokratie." Er spricht dreimal von "Aushöhlung", dann schiebt er noch einen Satz hinterher: "Die sinkende Wahlbeteiligung vorsätzlich in Kauf zu nehmen ist ein Anschlag auf die Demokratie." Es ist der Satz, der später von seiner Rede hängen bleiben wird.

Er könne die Passage sogar an den Anfang stellen, sagt Schulz. Plötzlich ist die miese Laune verflogen, Euphorie flammt auf. "Damit steige ich ein! Das ist doch mal ein Intro. Was meinst du, was da los ist!"

"Wumm ist das", sagt einer.

"Da kocht der Saal direkt", sagt Redenschreiber Hirschnitz.

25. Juni, Dorint Hotel, Dortmund

Am Morgen vor der großen Rede sitzt er am Frühstückstisch und spielt seinem Team ein Video auf seinem iPhone vor. Es stammt aus einer österreichischen Satiresendung. Man sieht, wie die Staats- und Regierungschefs in Brüssel beisammenstehen, auch Merkel und Schulz. Mit Mickymausstimme werden ihnen absurde Dialoge in den Mund gelegt.

"Wisst ihr, was ich daran so toll finde?", fragt er, als das Filmchen vorbei ist. "Wesentlich inhaltsreicher sind die Gespräche dort tatsächlich nicht."

Die Partei hat eigens ein rotes Rednerpult mit dem SPD-Logo in die "Suite Mondrian" bringen lassen und neben der Zimmerpflanze positioniert. Schulz soll gleich ein letztes Mal seine Rede proben.

Alle sind da, nur einer aus seinem Team fehlt. Schulz fragt zigmal nach, wo er denn sei. Als es klingelt, springt er auf und öffnet die Tür, aber es ist nur der Zimmerservice. Immer wenn es einem seiner Leute nicht gut geht, wühlt ihn das auf. Eigentlich rennt ihm die Zeit fürs Proben davon, aber er will nicht anfangen, bevor die Lage geklärt ist. Er sitzt schweigend da.

Dann ein Anruf. "Okay. Gott sei Dank. Er hat nur verschlafen."

"Jetzt entspannen", sagt Büroleiterin Hagemeister. "Und Rede üben." Alle gehen rüber ins Wohnzimmer, setzen sich auf Sofa und Sessel und hören ihm zu.

"Ich bin stolz auf alle, die an diesem Programm mitgearbeitet haben", beginnt er. Dann muss er aufstoßen. Das Frühstück. "Oops, kleines Bäuerchen zwischendurch", sagt Schulz.

Im Manuskript stehe ja auch "Pause", sagt sein Redenschreiber.

Unmittelbar bevor er zwei Stunden später ans echte Rednerpult tritt, fragt er Engels und Dünow noch einmal, ob er das wirklich sagen solle mit dem Anschlag auf die Demokratie. Beide raten zu.

Er hält die Rede, sagt den Satz, und 6000 Genossen auf den Rängen der Dortmunder Westfalenhalle jubeln ihm zu.

Am nächsten Tag, daheim in Würselen, hat Schulz die Medienlage studiert, obwohl er das angeblich ja nicht mehr macht. Einige Unionspolitiker kritisieren ihn heftig für seinen Satz vom "Anschlag auf die Demokratie". Das freut ihn. "Endlich gibt es Reibung", sagt er. "Ich hoffe, dass es ein paar Schwarze gibt, die sich dazu hinreißen lassen, mich persönlich zu beleidigen." Er habe aber auch genau registriert, dass sich niemand aus Merkels engstem Zirkel geäußert hat. Die würden auch jetzt an ihrer Strategie festhalten: Bloß nicht reagieren! Bloß nichts sagen! "Ich könnte der Merkel 'nen Lkw Mist vors Kanzleramt schicken, da würde die nicht reagieren", sagt Schulz.

Am nächsten Tag wird Merkel, angesprochen auf den Anschlag, sagen, dass sie Herrn Schulz ganz anders kennengelernt habe. Um dann alle Hoffnung auf Reibung mit zwei Wörtern zu beenden. "Schwamm drüber."

3. Juli, Willy-Brandt-Haus

Der Tisch in seinem Büro ist mit einem üppigen Frühstück gedeckt, darunter vier Schalen randvoll mit gebratenen Spiegeleiern, die von Teelichtern warm gehalten werden. "Ich fang dann mal an", sagt Schulz und pikt ein Ei auf seine Gabel.

Ein wichtiger Tag steht bevor. Um 13 Uhr wollen Angela Merkel und Horst Seehofer ihr Wahlprogramm vorstellen. Die wichtigsten Details sind bereits durchgesickert. Es geht jetzt darum, wie Schulz und die SPD auf das Programm reagieren.

"Haben wir den Mut zu sagen: Das ist abgeschrieben!", fragt Schulz. "Schlicht und einfach von uns abgeschrieben!" Er selbst plädiert dafür, alle anderen raten ab. Das sei Gejammer, sagt Heil. Das finde niemand draußen skandalös. Wenn er im Konrad-Adenauer-Haus säße, würde er sich genau diese Reaktion wünschen. Der Rest

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

der Runde sieht es genauso. "Gut", sagt Schulz. "Sie haben zwar abgeschrieben, aber wir müssen so tun, als wäre all das zu 100 Prozent das Gegenteil von uns." Es widerspreche zwar seiner Überzeugung, aber okay.

Es ist das Grundproblem seiner Kampagne. Man muss die Unterschiede zwischen den Programmen von SPD und CDU mit der Lupe suchen. Die Abteilungsleiter des Willy-Brandt-Hauses haben dies auch mit Eifer getan, aber für eine feurige Kampagne ließ sich nicht genügend finden. Unter Merkels Führung ist die Union so weit nach links beziehungsweise ins Ungefähre gedriftet, dass sich mit klassischen sozialdemokratischen Inhalten, für die Schulz steht, kaum ein Kontrast erzeugen lässt.

Trotzdem soll er nun so tun, als gäbe es ihn. Schulz windet sich in seinem Stuhl, man sieht ihm an, wie unwohl er sich damit fühlt. Er war mit dem Wunsch angetreten, ohne große taktische Spielereien auszukommen. Er wollte so reden, wie es seiner Überzeugung entspricht.

Bei der Pressekonferenz wird er später nichts von "Klauen" und "Abschreiben" sagen, sondern das Programm der Union so darstellen, als sei es eine große Gefahr für den sozialen Frieden im Lande. Er nennt es "unseriös", "ungerecht" und "unverantwortlich".

Drei Tage später erfährt Schulz abends die Ergebnisse des ARD-Deutschlandtrends. Zwei Wochen lang hatte es diese Umfrage nicht mehr gegeben. Die SPD hatte zuletzt, anders als die Konkurrenz, konkrete, durchgerechnete Reformpläne für das Renten- und Steuersystem vorgelegt und dafür sogar Anerkennung erhalten. Der Parteitag war ordentlich verlaufen. Es hatte nicht mal nennenswerte Pannen gegeben. Und Sigmar Gabriel hatte auf spektakuläre Interviews verzichtet.

Es müsse jetzt endlich ein bisschen nach oben gehen, hatte Schulz in den vergangenen Tagen oft gesagt. Wenigstens so ein bisschen. Wahlkämpfe leben von nichts so sehr wie vom "Momentum", dem Gefühl des Aufstiegs. In dieser Woche, davon waren er und sein Team ausgegangen, würde das Momentum zurückkehren zu Martin Schulz und der SPD.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Das wäre so wichtig für die Psyche. Auch für meine Psyche." Er merke ja selbst, wie schwer es ihm falle, munter weiterzumachen, wenn es längere Zeit keine guten Nachrichten gegeben habe. Öffentlich mögen Politiker die Bedeutung von Umfragen herunterspielen. In Wahrheit gibt es nichts Wichtigeres.

Nun liegt das Zeugnis vor. Die SPD verliert einen Punkt und sackt auf 23 Prozent ab. Sie ist jetzt in etwa da, wo Schulz von Gabriel übernommen hatte. Die Union legt auf 39 Prozent zu. Auch im persönlichen Vergleich mit Angela Merkel ist er weiter zurückgefallen. Beliebtester Sozialdemokrat ist nun Sigmar Gabriel.

"Wir sind im freien Fall", sagt Schulz. Er spricht leise, lethargisch, als habe alles keinen Sinn mehr. "Vielleicht bin ich auch der falsche Kandidat." "Die Leute sind nett zu mir, aber sie sind es aus Mitleid. Das spüre ich schon seit einiger Zeit."

Nie zuvor hat er so niedergeschlagen, so antriebslos gewirkt. "Wie soll man das, bitte schön, in 80 Tagen drehen? Wenn ich nur wüsste, was ich falsch gemacht habe." Er sei ziemlich am Ende, gesteht Schulz. "Ich kann mich nicht aufreiben, wenn mir ein Motiv fehlt." Auf Nachfrage, welches Motiv er genau meine, sagt er: "Ich habe ja nicht den Hauch einer Chance."

Am nächsten Abend brennt in Hamburg das Schanzenviertel. Sein Parteivize, Bürgermeister Olaf Scholz, gerät in die Kritik, die Nation bewegt die Frage, ob Sozialdemokraten zu lasch bei der inneren Sicherheit sind. Dabei war es die Kanzlerin, die sich beim G-20-Gipfel in Hamburg mit den Mächtigen der Welt präsentieren wollte.

"Es ist immer irgendwas", flucht er am Dienstag nach den Krawallen im Auto zum Münchner Flughafen. Immer wenn er sich etwas vorgenommen habe, wie jetzt die Präsentation seines "Zukunftsplans" am kommenden Sonntag, komme etwas dazwischen. "Ich habe immer irgendein Ereignis, das mir da reinhaut."

Am Sonntag habe er daheim in Würselen zwei lange Gespräche geführt, die ihn sehr beschäftigt hätten, sagt er. Eins mit einem Freund, eins mit seiner Frau Inge. Der Freund sagte, dass Schulz jetzt anders wahrgenommen werde, weil er sich verändert habe. Frische und Unbefangenheit der Anfangszeit seien weg. Es komme ihm, dem

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Freund, vor, als hätten die Oberbedenkenträger, die in allem ein Risiko sähen, ihn fest in ihrer Hand.

"Er hatte recht", sagt Schulz im Rücksitz seines Wagens. Seine Stimme klingt kratzig und belegt vom ständigen Reden. Immer warne einer: Das kannst du so nicht sagen, da sind die Gewerkschaften nicht mit einverstanden. Oder: Dann kriegst du Schwierigkeiten mit der Bundestagsfraktion. Oder: Das musst du mit unserer Fachministerin abstimmen. Und so weiter.

"Man merkt dir an, dass du anfängst, an dir selbst zu zweifeln", habe Inge, seine Frau, gesagt. "Das stimmt auch", sagt Schulz im Auto. "Dieses Gefühl, dass eh alles vergeblich ist, und der Umstand, dass ich mich auf diese Übervorsicht eingelassen habe, haben zu einer Situation geführt, aus der ich mich nicht mehr befreien kann." Er zensiere sich inzwischen selbst, frage sich ständig: Ist das zu riskant?

Gestern Abend habe er eine Konsequenz für sich gezogen: "Ich habe mich da die ganze Zeit lähmen lassen. Damit ist jetzt Schluss. Ich mache es nur noch so, wie ich es für richtig halte."

Aber was ist richtig?

Im VIP-Wing des Flughafens angekommen, will seine Büroleiterin Natalie Hagemeister am Telefon ein neues Problem besprechen. Seine Sommerreise, das war der seit Langem ausgetüftelte Plan, soll ihn am Donnerstag ausgerechnet nach Hamburg führen. Für den Nachmittag hatte sein Team eine heitere Hafentrundfahrt geplant. Die würde nun seltsam wirken.

"Ich habe ein Pech", sagt Schulz, allein auf der Terrasse des VIP-Wings sitzend, als die Telefonate erledigt sind. "Wie kann man bitte so ein Pech haben? Ich habe regelrecht Scheiße am Fuß!" Er umklammert mit beiden Händen die Stirn und schüttelt den Kopf. "Ausgerechnet Hamburg!"

Als Jonas Hirschnitz, sein Redenschreiber, dazustößt, will er Schulz ein paar Fragen für den Fragebogen eines Gewerkschaftsmagazins stellen. Eine lautet, was sein Lieblingslied von den Beatles sei.

"Penny Lane", sagt Schulz. Sie suchen das Lied auf dem iPhone und spielen es laut ab. Schulz starrt auf das Telefon, dann kämpft er plötzlich mit den Tränen und

muss mehrfach schlucken. Bis ihn die Dame des VIP-Service abholt und ihn im Auto an die Gangway fährt.

Auf dem Flug nach Köln wird er in der Businessclass erzählen, warum er vorhin so emotional war: Die Beatles seien die Kinder einfacher Leute gewesen, und mit "Penny Lane" hätten sie die Straße einer Arme-Leute-Gegend besungen. Alles, was man erlebe im Leben, so die Botschaft, gehe auf jene Straße zurück, aus der man stamme. Man könne seine Herkunft niemals ablegen.

Er habe an seine Eltern denken müssen, die auch ganz einfache, ehrliche Leute gewesen seien. Und dann an seine heutige Situation, wie er da als Kanzlerkandidat im VIP-Bereich rumhänge und vom Premierminister von Singapur, der zufällig auch dort ist, spontan um ein Gespräch gebeten werde. "Mein Vater würde heute sagen: Was bist denn du für'n abgehobener Typ!"

Ein schmerzhafter Moment sei das gewesen.

15. Juli, Hotel Mövenpick, Berlin

Er bestellt Currywurst mit Pommes und Mayo, ein Gericht, das er dieser Tage immer öfter zu sich nimmt. Die strenge Diät, die er sich vor seiner Nominierung auferlegt hat, pausiert in diesen stressigen Wochen.

Am nächsten Tag wird er im Willy-Brandt-Haus seinen Zukunftsplan vorstellen. Das Tröstliche an Wahlkämpfen ist, dass es immer neue Chancen gibt. Es gibt immer neue Events, immer neue Reden, immer neue Ereignisse, die theoretisch die Stimmung drehen könnten. Der Zukunftsplan ist die nächste Chance.

Während des Abendessens soll er die dazugehörige Rede proben. Als er fertig ist, sind alle aus seinem Team begeistert. Ganz toller Text. Dann aber gehen sie die 13 Seiten Absatz für Absatz durch, es wird um jede Formulierung gerungen. Sogar Kommafehler werden in der Gruppe korrigiert.

"Leute, was macht ihr denn hier?", fragt Schulz irgendwann. "Ihr schreibt mir die ganze Rede um." Er drückt auf sein Handy, um die Uhrzeit zu sehen. Es ist halb elf. "Seit zehn Stunden hänge ich hier schon über diesem Ding. Ich will ins Bett."

Aber auf Angebote, jetzt abzubrechen, geht er auch nicht ein. "Nee, wir ziehen das jetzt durch." Und bestellt noch eine Kirschaftschorle.

Es wird die beste Rede seiner Kandidatur. Er erhält endlich jene Aufmerksamkeit, die er sich all die Zeit erhofft hat. Viele Medien berichten positiv. Das Frühstück mit seinen Leuten am nächsten Morgen ist einer der euphorischsten Momente der Kampagne. "Wir sind zum ersten Mal in der Situation seit langer Zeit, wo es gestern gut gelaufen ist und wo wir heute Rückenwind haben", sagt Schulz. "Zum ersten Mal! Eigentlich müssten wir das Ding gestern als unseren Wahlkampfauftakt betrachten."

Man sei bei 20 Prozent gestartet. Wenn jetzt gewählt würde, käme man auf 25 Prozent. "Das Gefühl, das Ding ist noch nicht gelaufen, gibt es da draußen tatsächlich."

Als das Gespräch wieder mal auf die Frage kommt, wie man Angela Merkel angreifen könne, läuft eine Sekretärin ins Büro: "Martin, das Telefonat mit der Kanzlerin wäre jetzt möglich."

"Ich komm rüber!", ruft Schulz mit halb vollem Frühstücksmund. Er springt umgehend auf und läuft zur Tür. Seine Leute schauen ihn verdutzt an. "Zum Geburtstag. Ich ruf die schnell an." Weiter fragende Blicke. "Ja, ich bin ein höflicher Mensch."

"Aber erst runterschlucken", rät Hagemeister. "Sag ihr, sie solle ihren letzten Geburtstag im Amt genießen", ruft ihm der Schatzmeister nach.

"Und, hat sie sich gefreut?", fragt Sprecher Dünow, als Schulz zurückkommt.

"Ja. Sie war erstaunt, glaube ich. Hat sie nicht mit gerechnet." Er macht sie mit hoher, kieksender Stimme nach: ",Hach, dass Sie mich anrufen. Und dann auch noch so früh." Ein bisschen wirkt er stolz dabei.

19. Juli, Willy-Brandt-Haus

Der Meinungsforscher Richard Hilmer hat eine Powerpoint-Präsentation in Schulz' Büro vorbereitet. Er hat interessante Studien dabei, die verständlicher machen,

wie der Schulz-Hype im Frühjahr entstehen und wieder enden konnte. Schulz lässt die Jalousien runterfahren, er will besser sehen und besser verstehen.

"Die neue Klientel war die alte Klientel der SPD, die verloren gegangen ist", sagt Hilmer. Millionen Menschen, die sich vor allem nach der Agenda 2010 abgewandt hätten. Diese Leute hätten kurzzeitig zurück zur SPD gefunden, seien jetzt aber wieder weg.

Schulz geht dazwischen. "Aber warum haben wir sie enttäuscht, die Leute?" Es ist die Schlüsselfrage seiner Kampagne. Das große Rätsel.

"Weil ... das ist, weil das ist ..." Hilmer zögert. Wie soll er das sagen. "Das ist sozusagen wie ..." Dann fällt ihm ein Vergleich ein. "Das ist wie eine kleine Pflanze, die man eben auch wirklich gießen muss", sagt er. "Das ist ja eine lang gewachsene Enttäuschungserfahrung gewesen." Mit der Person Schulz sei dann zum ersten Mal wieder ein Hoffnungsschimmer aufgetaucht: "Da ist jemand, der versteht uns, der spricht unsere Sprache, der kennt unsere Probleme. Das hat ja immerhin zwei Monate getragen."

Als Schulz Kandidat wurde, sahen viele Menschen in ihm einen anderen Politikertypus, sensibel, leidenschaftlich, volksnah, gradlinig und unverstellt. Er war ein angenehmer Kontrast zu den Machtpolitikern herkömmlicher Prägung. Zugleich schien es, als könnte er die SPD wieder mit sich selbst versöhnen. Als könnte er ihre Glaubwürdigkeit als aufrechter Anwalt der unteren Hälfte der Gesellschaft wiederherstellen. Dass er die Agenda vorsichtig infrage stellte, passte in dieses Bild. Spätestens als der Agenda-Kanzler Gerhard Schröder als Stargast des Parteitags sprach, blieb von diesem Eindruck wenig übrig.

"Was hab ich falsch gemacht?", fragt Schulz nun vor der Powerpoint-Präsentation. "Was hab ich falsch gemacht?" Pause. "Ich hab mich ja nicht verändert. Ich hab auch meine Rhetorik nicht verändert."

Ja, aber man hätte dann rasch etwas sehr Konkretes nachschieben müssen, sagt Hilmer, was mit dem Zukunftsplan ja endlich geschehen sei. Es bedeutet, dass Schulz nicht schnell genug nachgegossen hat. Dass er kurzzeitig einen Eindruck erweckte, den er mittelfristig nicht hielt.

"Kann man das noch nachholen, oder ist das zu spät?", fragt er. "So 'ne Enttäuschung, die sitzt jetzt erst mal", sagt Hilmer. Diejenigen, die sich heute als Unentschiedene betrachteten, seien aber theoretisch zurückzugewinnen.

Es gibt auch gute Nachrichten. Der Europachart. Die Zuwendung zu Europa sei massiv gestiegen. Vor zwei Jahren hätten nur 34 Prozent der Bürger gesagt, dass die Vorteile der Europäischen Union überwögen. Jetzt seien es 64 Prozent.

Schulz zeigt auf die Grafik, auf die plus 30 Prozent, die elektrisieren ihn, der 22 Jahre lang im Europäischen Parlament saß, fünf Jahre als Präsident. "Ich muss davon profitieren."

Er würde gern mal offen eine Frage erörtern. Er spricht stockend, was jetzt kommt, treibt ihn um. "Ich habe hier weitgehend Strukturen übernehmen müssen, die von jemand anders geschaffen wurden." Er meint das Willy-Brandt-Haus und Sigmar Gabriel. "Ist leider so." 1998 habe es auch eine Situation gegeben, bei der nicht klar war, welcher von zwei denkbaren Kandidaten ins Rennen gehen würde, Oskar Lafontaine oder Gerhard Schröder. Franz Müntefering habe damals zwei verschiedene Kampagnen vorbereitet, inhaltlich wie optisch zum jeweiligen Kandidaten passend. Es habe zwei Strukturen für den Wahlkampf gegeben. "Wir sind hier reingekommen mit einer gewissen Verspätung und einer Struktur, die nicht auf mich zugeschnitten war, sondern auf jemand anders. Das hab ich auch nicht gleich erkannt in dem Moment, als ich übernommen habe."

Schulz erkennt zu spät, welcher Geburtsfehler seiner Kandidatur zugrunde lag. Als er in die Küche kam, waren kaum Zutaten da – und kaum ein Hilfskoch, den er kannte. In der Euphorie des Anfangs fiel das aber nicht weiter auf.

Die ersten Wochen sei er unbekümmert durch das Land gezogen, erklärt Schulz nun. Sei einfach losmarschiert und habe erzählt, was ihm auf dem Herzen lag. "Ich hab da einfach so losgebabbelt."

Und damit die Stimmung gut getroffen, ergänzt Hilmer.

"Und je länger das dauerte, desto mehr wurde ich verwandelt in so einen Apparatschik. Dann wurde mir gesagt: Du musst mit dieser Europanummer aufhören, das ist ja jetzt kein Europawahlkampf. Du darfst auch nicht der Europafuzzi sein,

sondern der Bundeskanzler. Das ist meiner Meinung nach zu einhundert Prozent das Gegenteil von dem, was ich tun müsste."

Heil und Hilmer bestätigen ihn.

"Ja, warum rede ich dann nicht drüber?"

"Weil man dir eingeredet hat, dass du nicht der Onkel aus Brüssel sein darfst", sagt Heil, der zu jenem Zeitpunkt noch nicht an Bord war.

Am Ende ist Schulz zufrieden, er fühlt sich bestätigt. Hilmer hat ihm quasi die Erlaubnis verschafft, den ungehemmten Europäer rauszulassen.

20. Juli, eine Limousine, Paris

"Boah, bin ich fertig", sagt Schulz, als er kurz vor Mitternacht ins Auto steigt. Er hat Emmanuel Macron getroffen, hat Interviews gegeben, mit dem Eiffelturm im Hintergrund. Für einen Tag durfte er wieder der große Europäer sein, der er lange war und im Herzen noch ist. Es wäre schön gewesen, wenn das auch in den Abendnachrichten des Fernsehens gezeigt worden wäre. Wurde es aber nicht. Gezeigt wurde Sigmar Gabriel mit seinen Drohungen gegen die Türkei.

Auf der Fahrt zum Flughafenhotel liest Schulz nun auf seinem Handy einen Bericht von SPIEGEL ONLINE. Der Tenor: Gabriel habe ihm die Show gestohlen mit der Türkei. "Der SPD-Kanzlerkandidat hatte am Vortag den Stopp der EU-Hilfen für die Türkei verlangt, auch die Gespräche über die Ausweitung der Zollunion sollen auf Eis gelegt werden", liest Schulz laut. "Das waren klare Worte eines Wahlkämpfers. Wirklich wahrgenommen wurde Schulz damit nicht. Gabriel wirkte, wie so oft in jüngerer Zeit, durchschlagskräftiger. Wieder einmal wurde die Frage aufgeworfen: Wer ist Koch, wer ist Kellner?"

Schulz hört auf zu lesen. "Der übliche Scheiß. Na ja, gut, ist egal. Werde ich auch noch überleben."

Gabriel habe sich eigentlich korrekt verhalten. Man habe das gestern abgesprochen, dass Schulz als Erster Forderungen gegenüber der Türkei stelle und Gabriel sie heute aufgreife. "Aber es hätte natürlich keinen objektiven Grund für ihn

gegeben, auch noch seinen Urlaub abubrechen." Das verlieh der Angelegenheit eine gewisse Dramatik und war nicht abgesprochen.

Gabriel sei eben, wie er sei, sagt Schulz und blickt aus dem Fenster in die Pariser Nacht. Die Konsequenz laute nun, dass er sich absetzen und nichts Gemeinsames mehr mit Gabriel machen dürfe.

Immer wieder leidet Schulz in diesem Wahlkampf unter dem Verhalten seines Freundes. Er unterstellt ihm keine bösen Absichten, er weiß ja, dass Gabriel einen Erfolg der SPD genauso braucht, um politisch zu überleben. Aber er verzweifelt zugleich daran, dass der Freund sich partout nicht disziplinieren kann und immer wieder jene Scheinwerfer auf sich zieht, die eigentlich auf den Kandidaten gerichtet sein müssten.

Anfang August gibt es neue Probleme. Eine Abgeordnete der Grünen im niedersächsischen Landtag ist zur CDU gewechselt. Der rot-grünen Regierung ist die Mehrheit abhandengekommen. Es wird Neuwahlen geben. Die Abgeordnete war beleidigt, weil ihr Kreisverband sie nicht als Kandidatin nominiert hatte. Es hat rein gar nichts mit Schulz und der SPD zu tun, aber in den Zeitungen steht genau das. CDU-Generalsekretär Peter Tauber erklärt: "Das zeigt einmal mehr: Rot-Grün kann einfach nicht verlässlich regieren."

"Da hab ich mir gesagt: Jetzt reicht's", sagt Schulz beim Abendessen mit seinem Team. "Jetzt ist es genug. Die lernen mich jetzt mal von einer ganz anderen Seite kennen. Diese Mischpoke darf dieses Land nicht regieren. Jetzt lernt mich die Republik als Kampfschwein kennen."

Alle um ihn herum nicken erleichtert. Sie, die sich Tag und Nacht um seine Gemütsverfassung sorgen, mögen diese Momente des Aufbegehrens. Es habe immer wieder Momente in seinem Leben gegeben, sagt Schulz, in denen es ihm gelungen sei, den Schalter umzulegen. Er schnippt mit den Fingern in der Luft. "Wo ich sage: Jetzt ist Schluss! Jetzt zeige ich meine Stärke. Und dieser Moment war vergangenen Freitag. Dass da irgend so 'ne Trulla von den Grünen überläuft, und wir sollen schuld sein! Also nee, das läuft jetzt hier so nicht."

17. August, Willy-Brandt-Haus

Das Mittagessen, Currywurst mit Pommes und Mayonnaise, logisch, wird heute, wie so oft in diesen Tagen, am Besprechungstisch eingenommen.

"Ihr macht aus mir 'nen richtigen Kasper, wisst ihr das?", sagt Schulz, als ihm das Programm für seinen restlichen Tag erklärt wird. "Ich hab keine Lust. Ich will nach Haus."

"Sonst alles gut?", fragt seine Büroleiterin.

"Wie alles gut? Nix ist gut."

Für die schlechte Laune sorgt diesmal Gerhard Schröder. Der Altkanzler soll Aufsichtsrat beim russischen Ölkonzern Rosneft werden, alle Zeitungen sind voll mit Berichten vom gierigen Russen-Gerd. Und wieder heißt es: Riesenproblem für Schulz. Am Morgen hat Schröder nachgelegt und den künftigen Posten in der Schweizer Zeitung "Blick" verteidigt.

"Dieser Schröder, der geht mir auf den Senkel", sagt Schulz vor sich hin. "Mannomannomann. Jetzt muss ich mich den ganzen Tag wieder zum Schröder äußern."

Wenn es einen roten Faden seiner Kampagne gibt, dann ist es das fehlende Fingerspitzengefühl oder besser: die Rücksichtslosigkeit seiner diversen Vorgänger. Die Zeit und Energie, die Schulz den Herren Schröder, Steinbrück und Gabriel widmen muss, hätte er jedenfalls sinnvoller nutzen können. Von all den negativen Schlagzeilen für die SPD ganz zu schweigen. Solidarität, die Basis des sozialdemokratischen Weltbildes, scheint bei ehemaligen Spitzengenossen nicht allzu stark entwickelt zu sein.

Schulz ärgert sich jetzt, dass er Schröder im Juni als Redner nach Dortmund geladen hat. Dabei hatte er es doch nur gut gemeint. "Ich habe als langjähriger Freund alles unternommen, um diesen Mann mit der Partei zu versöhnen. Bin auf ihn zugegangen, hab ihn auf den Parteitag eingeladen. Gegen Widerstände im Präsidium. Und dann so was. Echt ey!" Und dann komme jetzt noch dieses Gespräch mit der "Blick". "Völlig deppert, der Kerl."

22. August, eine Limousine, kurz vor Trier

Seit gestern ist er auf Tour. 41 Kundgebungen wird er bis zum Wahltag bestreiten. Gestern Bremen. Gleich Trier. Auf der Fahrt zieht er das Manuskript seiner Rede aus der Mappe. "Wir mussten kürzen, weil ich gestern zu viel dazugedichtet habe", sagt Schulz. "Aber was ich dazugedichtet hab, hat den meisten Beifall bekommen. Tja, ist so."

Dann trägt er die Rede einmal laut vor und fragt seine Personenschützer vorn im Wagen, ob es ihnen gefallen habe.

Kurz vor der Autobahnausfahrt erhält er eine SMS eines Mitarbeiters mit einem Foto vom Ort der Veranstaltung, die Bühne steht direkt vor der Porta Nigra. "Ich empfehle, fünf Minuten vor Ankunft alles auszublenden. Augen zu und entspannen. Dann auf die Bühne und krachen lassen. Wetter ist gut. Rede ist gut. Tag zwei Aufholjagd." Schulz schaut gerührt auf sein Handy. "Der ist so süß. Der ist so nett!"

Kurz vor der Porta Nigra eine weitere SMS, diesmal vom Demoskopien im Willy-Brandt-Haus. "Plus ein Prozent bei Forsa!", ruft Schulz begeistert, um gleich zu erläutern, was das bedeutet: 24 Prozent bei Forsa seien wie 26 in echt. "Schon die zweite Woche in Folge einen Punkt mehr. Das ist doch nicht schlecht."

Wenn ständig schlechte Nachrichten auf einen einprasseln, erhalten die wenigen positiven eine umso größere Bedeutung. Sie wirken wie Antidepressiva gegen die Strapazen und das Gefühl von Vergeblichkeit. Auch wenn Schulz bisweilen in emotionale Löcher sackt, schafft er es immer wieder, sich selbst zu begeistern.

Dass er nicht Bundeskanzler wird, weiß er inzwischen. Aber er hofft noch immer auf 27 oder gar 28 Prozent. "Also insgesamt steigt die Stimmung für uns", sagt er. Und wenn das Foto stimme, das er gerade bekommen habe, dann sei da richtig was los in Trier. Das Foto stimmt.

Drei Tage später Katastrophenstimmung. Im Frühstückssaal seines Frankfurter Hotels sitzt er minutenlang am Tisch, ohne ein Wort zu sagen. Das kommt sonst nie vor. Die neuen Umfragen von ARD und ZDF sind da. In beiden sinkt die SPD um zwei Prozentpunkte, jetzt auf 22 Prozent. Es hört nie auf. Der ganze Elan, den er die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Woche über angesammelt hatte, gespeist aus den ersten Reden auf Marktplätzen, aus einer einzelnen Forsa-Umfrage (plus ein Prozentpunkt!) und einem ordentlichen Schuss Selbstsuggestion, ist erloschen.

Man könne nichts beschönigen, sagt Schulz. "Die Lage ist beschissen." Er versteht es nicht. "Da kommen Tausende Leute gestern nach Essen, und dann kriegst du solche Umfragen serviert!" Er schüttelt den Kopf. "Ich steh vor einem Rätsel."

Er steht auf und läuft in einen Besprechungsraum, wo zwei Reporter von Radio FFH für ein Interview warten. Erste Frage: Die SPD liege nach dem Höhenflug zu Jahresbeginn laut jüngster Umfrage wieder bei 22 Prozent. Habe Schulz vielleicht mitbekommen.

Habe er mitbekommen, ja, sagt der Kandidat. "Aber die Sonntagsfrage interessiert mich nicht", sagt Schulz. "Mich interessiert nur die Sonntagsfrage am 24. September." Das hatte kurz zuvor noch etwas anders gewirkt.

28. August, Willy-Brandt Haus

Schulz hat einen Zettel zur obligatorischen Montagsrunde mit seinem Team mitgebracht, darauf ein paar Bitten. Er brauche mehr Personal auf seiner Tour. Er reise mit einem Referenten und einem Pressesprecher. Das sei alles. "Ich meine, ich soll der Kanzlerkandidat sein, der Angela Merkel herausfordert, und laufe da allein durchs Land." Er klingt erschöpft, kurzatmig, verzweifelt. Es sei auch kein Platz für frische Hemden und Anzüge. "Ich hab in Bochum ausgesehen wie ein nasser Aufnehmer. Und dann weiter zum nächsten Termin. Da würd ich gern mal ein frisches Hemd anziehen und die Krawatte wechseln. Das macht ja viel aus." Aber dafür brauche er auch den Platz. Die Personenschützer seien nett, die würden seine Anzüge in ihren Kofferraum packen, der aber voll sei mit Knarren, Schutzwesten und Koffern. "Da wird dann die Kalaschnikow auf meinen Anzug gelegt, und der Anzug sieht dann aus, als wäre ich in einer Arrestzelle gewesen."

In der vorigen Woche seien zudem drei verschiedene Pressesprecher an seiner Seite gewesen. "Ich muss mich immer auf einen neuen einstellen. Das geht nicht,

Leute." Man brauche in so einer Situation auch ein bisschen Betreuung. "Ich bin ja keine Maschine. Deshalb meine einzige Bitte: Stattet mich stärker aus! Mehr nicht."

Am Abend soll Schulz in Salzgitter reden, im Wahlkreis von Sigmar Gabriel. Die "Bild"-Zeitung hat am Samstag ein Interview mit Gabriel veröffentlicht. Die Redakteure hatten ihm zwei Fotos hingehalten, eines von Martin Schulz, eines von Gabriel und seiner Tochter Marie. "Wen würden Sie wählen?", fragte "Bild". Und Gabriel wählte natürlich seine Tochter.

Das ganze Wochenende erreichten Schulz empörte SMS: Wie man so instinktos sein könne! Dann schrieb er selbst eine SMS an Gabriel, dass es jetzt genug sei. Das Interview selbst sei ja hervorragend, aber die Bildersprache! Da müsse er Profi genug sein.

"Jetzt bin ich ausgerechnet heute Abend in Salzgitter", sagt Schulz am Tisch. Die Journalisten würden natürlich spüren, dass da was sei. Er werde vorher noch mal mit Gabriel reden. Es sei ein absolutes Muss, dass er sich heute Abend in den Dienst der Sache stelle. Das gelingt nur bedingt: "Der Außenminister kocht den SPD-Kanzlerkandidaten während einer Kundgebung in Niedersachsen rhetorisch ab", schreibt später die "Welt".

1. September, ein Studio in Berlin

Die nächsten zwei Tage soll er in einem abgeschiedenen Raum für das große TV-Duell trainieren. Schulz steht vier Moderatoren-Darstellern gegenüber. Neben ihm an einem Stehpult steht eine Frau, die seit Wochen dafür trainiert, an diesen zwei Tagen Angela Merkel zu sein. Sie macht das perfekt, sie sagt alles, was Schulz zur Weißglut treiben könnte.

Mit ihrer Art, Schulz ständig recht zu geben, die SPD zu loben und niemals konkret zu werden, wirkt sie wie eine Satire auf die Kanzlerin, aber zwei Tage später, beim echten Duell, wird sich zeigen, dass sie ziemlich realistisch auftritt. Schulz muss oft lachen. Oder er schüttelt den Kopf. So wird das zwei Tage lang gehen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Als ein Moderator über "terroristische Gefährder in Deutschland" redet, geht Schulz sarkastisch dazwischen: "Die sind übrigens alle Mitglieder der SPD. Alles eingetragene Mitglieder."

"Ich denke, das Thema ist zu wichtig, als dass man zynische Bemerkungen dazu machen sollte", kommentiert die Merkel-Darstellerin trocken von der Seite.

"Jajaja, wenn die Sonne lacht, hat's die CDU gemacht. Gibt es Eis und Schnee, war's die SPD", ruft Schulz empört. "Wenn so was kommt, dann flippe ich aus."

Es ist nur ein Training, es geht um nichts, er ist umgeben von Darstellern und Freunden, aber Schulz ist ernsthaft erbost. Ihm fehlt der Filter.

Merkels Schlussstatement lautet: "Herr Schulz sagt, er möchte Kanzler werden. Ich sage, ich möchte Deutschland dienen."

"In Ewigkeit, amen", ruft Schulz, verlässt seinen Stehtisch und läuft auf seine Mitarbeiter zu. "Ich glaube, ich brauche noch ein bisschen Distanz."

Für die Manöverkritik setzt man sich am Tisch zusammen, bei Currywurst mit Pommes. "Wir sind ja jetzt in einer entscheidenden Phase des Wahlkampfes", sagt Schulz. "Deshalb muss das Ding am Sonntag sitzen." Am wichtigsten sei, dass er ausgeschlafen und ausgeruht sei. Gerade sei er physisch leider völlig am Ende. "Wenn ich ausgeruht bin, bin ich auch ein charmanter Mensch." Unterstelle er einfach mal. "Wer von euch jetzt widerspricht, kriegt ein paar aufs Maul." Großes Gelächter.

Er brauche ein Mittel, wie er seinen Zorn auf Merkel bremsen könne. Alle am Tisch sagen, dass das gerade bei Frauen ganz schlecht ankomme. Sie raten dringend zum maßvollen Umgang mit Merkel.

Schulz sagt, dass das eines der größten Probleme seines Lebens sei. Sein Vater, geboren 1912, hatte drei Söhne und zwei Töchter. Für ihn habe es keinen Unterschied zwischen den Kindern gegeben. Er habe die Söhne sonntags spülen lassen, und die Mädels konnten gehen. "Es gibt keine Unterschiede, so bin ich erzogen worden." Er selbst habe nie einen Unterschied zwischen Mann und Frau gemacht, weil er diesen Geschlechterunterschied hasse. Er stelle aber fest: "Behandelst du eine Frau so, wie du einen Mann behandelst, dann hast du ein Problem. Wenn ein Mann mir blöd kommt, sage ich: Wie kommst du mir denn? Und wenn mir 'ne Frau blöd kommt, sage ich das

Gleiche. Kommt mir aber 'ne Frau blöd, und ich sage ihr: Was kommst du mir so blöd, sagen alle: So kannst du doch nicht mit einer Frau umgehen."

Dieses Problem lässt sich vor dem TV-Duell aber leider nicht mehr lösen. Im zweiten Durchlauf ist er sehr viel vorsichtiger, disziplinierter, höflicher. Aber es ist auch ziemlich langweilig.

"Ha! Zehn Stunden geschlafen!" Mit diesen Worten und einer geballten Faust betritt er am nächsten Morgen das Studio. Er wisse jetzt, was er als Schlussstatement bringen werde. "Ich singe. Oder ich spiele Tuba mit der Krawatte." Er hält seinen Schlips an den Mund, spielt mit der Spitze Tuba und macht dazu Trötbewegungen. Die Laune ist deutlich besser als am Vortag. Das nächste Probeduell beginnt.

Zunächst ist er gut drauf, dynamischer, konzentrierter als am Vortag. Mit der Zeit wird er wieder aggressiver und ungehaltener gegenüber der Merkel-Darstellerin. An einer Stelle bezichtigt er sie einer dreisten Lüge. Die Berater am Rande schütteln den Kopf. Viel zu aggressiv. Die Panik steigt. Nur noch 30 Stunden bis zum echten Duell.

Nach 53 von geplanten 90 Minuten bricht Schulz ab. "Das bringt nichts. Ich bin nicht gut drauf."

Die Berater hatten gehant, dass es schwierig würde. Aber so kompliziert hatten sie es sich nicht vorgestellt. Sie ziehen sich mit ihm in eine Ecke zurück, um das Problem zu erörtern. Krisengipfel.

"Ich musste unterbrechen, weil ich die Aggression nicht bewältigt kriege", sagt Schulz. Die Merkel-Darstellerin macht ihre Sache hervorragend. Aber sie ist eben nur eine Merkel-Darstellerin. Es gibt keinen zwingenden Grund, sich tatsächlich über sie aufzuregen.

Er hatte darauf gesetzt, dass er die Wahl mit Emotionen gewinnen werde. "Ich bin emotional, die Merkel nicht", hatte er immer wieder gesagt und glaubte, damit einen Vorteil zu beschreiben. Nun sind es gerade seine Emotionen, die ihm schaden, die ihm im Wege stehen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es wird beschlossen, einen Spaziergang zu machen, obwohl es regnet. Runterkommen. Puls senken. Mit Schirm spaziert Schulz 20 Minuten lang über einen alten Friedhof in der Nachbarschaft. Die Probe kann weitergehen.

Plötzlich wirkt er wie ausgewechselt. Souverän, selbstbewusst, schlagfertig, sogar charmant. Als die Runde durch ist, springt ein Berater von seiner Bank auf, läuft zu Schulz und klatscht mit ihm ab. Alle sind erleichtert.

"Ich muss das Umfeld da im Studio tatsächlich ausblenden", sagt Schulz. "Ich muss mich ganz auf meine Botschaften konzentrieren." So richtig gelingt ihm das nicht beim echten TV-Duell, was auch an einer seltsamen Themenauswahl der Moderatoren liegt.

"Ich bin schon zufrieden, wenn ich uns nicht blamiert habe", sagt Schulz nach dem Duell auf der Fahrt vom Studio ins Hotel. "Wenn es heißt, dass ich die SPD würdig vertreten habe."

Auf seinem Zimmer telefoniert er noch eineinhalb Stunden mit seiner Frau. Die sei so begeistert gewesen, erzählt er später. Aber als sie dann die Blitzumfragen gesehen habe, die Merkel als Siegerin auswies, habe sie das ganz niedergeschlagen gemacht. Sie sei immer sehr kritisch mit ihm, aber das habe sie nicht verstanden. Da habe er ihr gesagt: "Schatz, das Volk sagt halt, was es denkt. Was willst du da machen? Das ist so."

Die Blitzumfragen prägen auch die Nachberichte, obwohl die ARD-Umfrage schon nach der Hälfte der Zeit abgeschlossen wurde. Der einhellige Tenor ist ferner, dass kaum Unterschiede zwischen den Kandidaten sichtbar geworden seien und Schulz zu zahm gewesen sei. Wie man inzwischen weiß, war gerade dieser Eindruck der Grund, warum beide Volksparteien in den letzten drei Wochen an Zustimmung verloren.

Als Schulz gleich zu Beginn des Duells gefragt wurde, ob er noch immer der Ansicht sei, Angela Merkel verübe einen "Anschlag auf die Demokratie", antwortete er plötzlich, dass dies eine Parteitagsformulierung gewesen sei, die er so nicht wiederholen würde. Später bedauert er das und sagt, er hätte zu der Formulierung stehen sollen. "Das war, weil mir in der ganzen Vorbereitung gesagt wurde: Attackier

sie nicht! Habe ich dann in dem Moment gedacht: Na ja! Aber war ein Fehler. War ein echter Fehler."

Ein paar Tage nach dem Duell sitzt er im Zug nach Braunschweig und führt ein Interview mit Zeitungsjournalisten. "Mann, hab ich mich gerade aufgeregt", sagt er, als die Reporter in Wolfsburg ausgestiegen sind. Er ist verzweifelt über den Verlauf des Interviews. "Da stellst du Zukunftsprojekte vor, zum Beispiel die Digitalisierung von Schulen. Und da fragen die: Warum haben Sie das denn bisher nicht schon gemacht?" Drei- oder viermal sei die Nachfrage gekommen: Die SPD sei jetzt schon so lange an der Macht, warum ist das nicht längst geschehen? "Da meinte ich, ich sag Ihnen jetzt, warum: Wir sind dick, doof, faul und gefräßig. Und blöd. Wir haben alles verpennt. Und jetzt ist uns aufgefallen, dass wir dick, dumm, faul und gefräßig sind. Und deshalb wollen wir jetzt alles ändern." Kurze Pause: "Mannomannomannomann."

Er hängt völlig durch in seinem Sitz, fast, als läge er. Er presst die Fingerkuppen vor Anspannung aufeinander. "Wenn wir diese Woche keine Bewegung in die Umfragen kriegen, dann ist das Ding gelaufen. Dann müssen wir uns damit abfinden, dass wir das Ding verloren haben. Das muss man nüchtern sehen."

Die nächsten Umfragen wird es am Donnerstag geben. Noch hat er Hoffnung, dass das Duell etwas bewirkt habe. Bei den Unentschlossenen habe er schließlich besser abgeschnitten als Merkel. Bei den Jüngeren auch. "Wenn wir jetzt auf 25 Prozent gehen und ich hätte dann in den letzten zwei Wochen die Chance, mit einer Zuspitzung ein bis zwei Prozent hinzuzugewinnen, dann ist es ja gut. Nur wenn sich da jetzt nichts bewegt oder wir, was ich auch nicht ausschließe, absacken, dann bricht, glaube ich, unsere Kampagne ein." Warten auf Donnerstag.

Am Donnerstag sitzt er vor seiner Kundgebung mit seinem Team im Restaurant "Esszimmer" in Marburg. Noch sind die Zahlen nicht da. "Wenn wir das jetzt nicht gedreht kriegen, dann laufen uns die Leute davon", sagt er wieder. "Ich kann mich auch nicht lächerlich machen. Ich muss da jeden Tag erklären, dass ich Kanzler werden will, und jeder weiß: Der wird niemals Kanzler. Die Leute finden mich peinlich, die lachen doch über mich."

"Nein, es lacht keiner über dich", widerspricht Dünow. Er habe noch nie so viel Unterstützung und Sympathie für einen Spitzenkandidaten in schwieriger Situation gesehen wie bei Schulz. "Du hast für diese Partei mehr geleistet als viele Vorsitzende zusammen. Und das in wenigen Monaten. Da kannst du stolz drauf sein."

Aber Schulz ist nicht nach Stolzsein zumute. Erst als das Essen serviert wird, steigt die Stimmung langsam wieder. "Leute, ihr müsst mir zwischendurch auch mal zugestehen, dass ich das rauslasse", sagt er später. "Ich muss doch irgendwo auch mal mit meinen Gefühlen und meiner Belastung hin. Ich kann das doch nicht die ganze Zeit nur meiner armen Frau Inge erzählen."

Während Schulz darüber redet, dass alles aus sei, wenn es in den heutigen Umfragen nicht nach oben gehe, bekommen seine Leute das Ergebnis des Deutschlandtrends aufs Handy geschickt. 21 Prozent. Minus zwei Prozentpunkte. Ende der letzten Hoffnungen. Sie werfen sich gegenseitig Blicke zu, aber sie zeigen ihm die Zahlen nicht. Nicht jetzt. Schlechter Moment. Er wird sie erst nach der Kundgebung in Marburg erfahren.

10. September, Willy-Brandt-Haus

Heute will die Partei etwas Innovatives probieren. Schulz will zwei Wochen vor der Wahl vier Punkte verkünden, die für ihn nach der Wahl unverhandelbar sind. Die Grünen und die FDP machen das eine Woche später ähnlich, allerdings mit großer Show auf einem Parteitag.

Die SPD stellt ihren Kandidaten hingegen vor eine Kamera im Willy-Brandt-Haus, setzt ein paar Leute unmotiviert in seinen Rücken und macht einen Livestream. Vor dem Haus steht eigens ein Übertragungswagen, das Projekt kostet richtig Geld. Leider ist der Text so schlecht vorbereitet, dass er in letzter Sekunde noch umgeschrieben werden muss. Und dann fällt zu Beginn der Ton aus. Es wird dann nicht der große Aufschlag.

14. September, Rathaus, München

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es geht immer weiter runter im Deutschlandtrend. 20 Prozent, gerade frisch reingekommen. Er steht im Münchner Rathaus und soll jetzt raus auf den Marienplatz, den Leuten zurufen, dass er Bundeskanzler werden wolle. Aber er geht erst mal zur Toilette. Eine Minute lang habe er allein dagestanden, so erzählt er es später, habe sich einmal ordentlich durchgeschüttelt und sich dann gesagt: So, jetzt gehst du da raus, zeigst den Leute, dass du dich nicht geschlagen gibst. "Ich bin depressiv aufs Klo gegangen und kampfeswillig zurückgekommen."

Er hält eine mitreißende Rede, die Leute feiern ihn. Niemand ahnt, wie es in ihm aussieht.

Eine Stunde später kauert er frierend im Sitz einer kleinen Propellermaschine. Er hat den Kopf ans Kabinfenster gelegt, seine Arme umklammern den Oberkörper, die Augen geöffnet, aber leer der Blick. Ein Mitarbeiter findet eine leicht abgewetzte Woldecke und legt sie ihm über Schoß und Beine. Schulz mummelt sich ein. Er sitzt da wie ein Häufchen Elend und sagt lange nichts.

Seine Mitarbeiter wissen, dass dies ein harter Flug wird. Pressesprecher Dünow hat am kleinen Kiosk in der Abfertigungshalle sicherheitshalber eine Jumbopackung Gummibären und eine Jumbopackung Colorado gekauft. Sie loben ihn für seine Rede eben auf dem Marienplatz. "Ja, 20 Prozent sehen das auch so", brummt Schulz.

Er kriege die Sachen einfach nicht zusammen: Auf den Plätzen super Stimmung. Man habe die zentralen Themen in den Mittelpunkt des Wahlkampfes gestellt. Aber es rühre sich nichts in den Umfragen.

"Ich will mir nicht vorwerfen lassen, ich hätte nicht alles gegeben", sagt er, als die Maschine in den finsternen Himmel steigt. "Ich gebe sogar noch mehr, als ich kann." Kurze Pause. "Ich meine, das hat ja was Demütigendes. Du reißt dir den Arsch auf und kriegst ständig den Stinkefinger gezeigt." Die Unermüdlichkeit, mit der er trotz all der Rückschläge und Widrigkeiten weitermacht, fällt bald selbst jenen auf, deren Geschäft sonst die Häme ist. Wer weiß, wie tief die SPD ohne die Standhaftigkeit ihres Kandidaten noch gefallen wäre.

Gegen 22 Uhr landet der Flieger in Schönefeld. Noch in der Luft surren die Handys. Es gibt gleich zwei gute Nachrichten. Ein Personenschützer zeigt ihm, dass

der 1. FC Köln 1:0 im Europa-League-Spiel bei Arsenal London führt. Schulz ballt die Faust. Dann erhält er eine SMS von seinem Demoskopen. Die Forschungsgruppe Wahlen wird die SPD morgen bei 23 Prozent ausweisen, drei Prozentpunkte höher als Infratest. Als Schulz aus dem Flieger steigt, wirkt er beinahe ausgelassen. Der 1. FC Köln verliert an diesem Abend noch mit 1:3.

18. September, ARD-Wahlarena, Lübeck

"Seid ihr zufrieden?"

Er sitzt auf einem schwarzem Ledersessel im mit weißen Tüchern abgehängten VIP-Bereich und blickt seine Entourage an. 75 Minuten in der Wahlarena der ARD liegen hinter ihm. Die Runde ist sich einig, dass es Schulz' bester TV-Auftritt bislang war. Ärgerlich, dass es auch der letzte ist.

Er war konzentriert, charmant, angriffslustig, pointiert. Er hatte klare Botschaften zu allen relevanten Themen der Partei. Seine Sprache kam ohne die blutleeren Parteiprogrammsätze aus. Er hatte eine Frau, die jedes Vertrauen in die Politik verloren hatte, mit leidenschaftlichen Worten dazu gebracht, ihm zu vertrauen. Er wirkte wie befreit. Es war, als stünde dort, kurz vor dem traurigen Ende, noch einmal der unbekümmerte Schulz vom Februar.

Später im Restaurant lesen sie sich gegenseitig die Berichte in den Onlinemedien vor. "Geht da noch was?", lautet eine der Schlagzeilen. "Haben wir die diesmal bezahlt, oder was ist los?", fragt sein TV-Coach. "Durch die Bank nur Lob für dich. Das haben wir noch nie gehabt." Endlich hat etwas genau so funktioniert, wie man es geplant und erhofft hatte. Es herrscht Freude, fast Übermut. Schulz ist selbst vom Essen begeistert, Lachs mit Bratkartoffeln. "Exzellent. Einmalig. Also ich bin von den Socken."

Dann wird überlegt, ob man in den letzten Tagen noch ein großes Ding drehen könne. Einen großen Auftritt. Irgendwas Überraschendes.

"Ja, was soll'n wir denn noch machen?", fragt Schulz. Alle grübeln. Dann macht er selbst einen Vorschlag. "Ich fliege morgen nach Washington und treffe den Trump."

Am Ende teilt man sich noch eine Packung Lübecker Marzipan. "So, ab in die Heia jetzt", sagt Büroleiterin Hagemeister. Am nächsten Morgen geht sein Flieger um 7.45 Uhr. Nicht nach Washington, sondern nach Stuttgart.

24. September, Wahltag, Flughafen Berlin-Schönefeld

Um 15 Uhr trifft Schulz am Flughafen Schönefeld ein. Er steht vor seinem Wagen, schaltet sein Handy an. Es dauert einen Moment, dann sieht er auf dem Display die Frühprognosen der Meinungsforscher. Es ist, nun auch offiziell, das Ende seiner Kanzlerträume.

Es ist nicht seine Schuld, dass er den europaweiten Trend nicht umkehren konnte, wonach viele der Sozialdemokratie nicht mehr zutrauen, die richtigen Antworten auf das Zeitalter der Digitalisierung zu haben. In den knapp 200 Tagen, die er nun Parteivorsitzender ist, ist das nicht zu leisten, erst recht nicht in den irren Zeiten des Wahlkampfs. Vielleicht wäre ein Kandidat mit weniger Stehvermögen und Leidenschaft in dieser Stimmungslage sogar noch sehr viel tiefer ins Ziel gekommen.

Es ist auch nicht seine Schuld, dass Berater und Abteilungsleiter ihm ständig Ratschläge erteilten, die weder zu seinem Naturell noch zu seinen Ansichten passten. Die Frage ist nur, warum er viele dieser Ratschläge tatsächlich annahm. Warum er sich nicht früher emanzipierte. Oder darauf drängte, von echten Profis umgeben zu sein, die zu ihm passten. Als treuer, harmonieliebender Mensch fiel es ihm schwer, Menschen zu enttäuschen. Um Bundeskanzler zu werden, so bitter das klingt, muss man dazu aber bereit sein. Angela Merkel war und ist es jedenfalls.

Er starrt auf das Handy, schüttelt den Kopf, dann steigt er in den Wagen.

Auf dem kurzen Weg vom Flughafen in die Parteizentrale vollzieht er eine ähnliche Wandlung wie zwei Wochen zuvor auf der Toilette des Münchner Rathauses. Er steigt als gescheiterter Kanzlerkandidat ein und als markiger Oppositionspolitiker wieder aus.

Vielleicht passt diese Rolle besser zu ihm, gerade zu seinem Naturell. Er hätte zu viel von dem, was in ihm schlummert, unterdrücken müssen, um auch nur annähernd

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

so kühl und diszipliniert zu wirken wie Angela Merkel, jene Bundeskanzlerin, an deren Stil sich viele Deutschen gewöhnt haben.

Distanziertheit und Kühle mögen im Alltag nicht die sympathischsten Eigenschaften sein, in der Politik aber werden sie mit Professionalität verbunden. Wenn es um den Job des Bundeskanzlers geht, ziehen die meisten Bürger den Eindruck von Professionalität der Emotionalität vor.

Je länger der Wahlabend dauert, desto befreiter wirkt Schulz. Er muss keine Rolle mehr spielen, muss weniger Rücksichten nehmen. Das sind keine schlechten Voraussetzungen, um in rauen Zeiten die Oppositionspartei Nummer eins anzuführen – gegen eine Kanzlerin, die zu lange von der Opposition geschont wurde. Und gegen eine AfD, die bislang glaubte, als einzige die nicht immer abgezirkelte Sprache des Volkes zu sprechen.

Die SPD werde von nun an Oppositionspartei sein, verkündet er selbstbewusst auf der Bühne des Willy-Brandt-Hauses und wird dafür bejubelt. Der Auftritt ist einer seiner emotionalsten und stärksten der letzten Monate.

Kurz darauf beschimpft er Merkel in der Elefantenrunde als "die größte Verliererin" der Wahl und nennt sie einen "Ideenstaubsauger". "Frau Merkel hat einen Wahlkampf geführt, der skandalös war." Mit ihrer Strategie der systematischen Verweigerung von Positionen sei "ein Vakuum" entstanden, das die Populisten ausgefüllt hätten. Sein Auftritt erinnert an die Proben zum TV-Duell – bevor seine Berater ihn zur Mäßigung drängten. Nur dass ihm an diesem Abend keine Dummy-Merkel gegenübersteht, sondern die echte.

"Da hab ich wohl den missmutigen Dreckhammel gegeben", sagt Schulz später beim Abendessen mit seinem Team. "Aber das musste heut Abend mal sein."

Nach der Sendung gibt er der Frau, die er eigentlich ablösen wollte, kurz die Hand und verschwindet ohne ein weiteres Wort. Er läuft auf den nächstbesten Aufzug zu, aber er darf nicht einsteigen, eine Frau verweigert ihm den Zutritt: "Dieser Aufzug ist für die Frau Bundeskanzlerin reserviert."

"Ach so, klar, da kann das gemeine Volk natürlich nicht mitfahren", sagt Schulz. "Ich nehme dann den normalen Aufzug."

Löwenjungen

Die Brüder Nadim und Khalid sind 12 und 13 Jahre alt, als sie der IS verschleppt. Sie werden gefoltert, umerzogen und mit Sprengstoffwesten nach Kurdistan geschickt, um Ungläubige und sich selbst in die Luft zu jagen. Einer der beiden schreckt im letzten Moment zurück.

Von Claas Relotius, Der SPIEGEL, 18.02.2017

Vier Minuten bevor Nadim, Kind mit geröteten Augen, den Auslöser an seiner Weste ergriff, um sich mit neuneinhalb Kilo Sprengstoff in den Tod zu reißen, riefen die Muezzine von Kirkuk über Lautsprecher in alle Viertel der Millionenstadt zum Abendgebet. Es war ein Sonntagabend im August, noch immer laut und heiß, genau sieben Uhr. Die Sonne über dem Nordirak war gerade untergegangen, Hunderte Gläubige strömten zur blauen Moschee neben dem Marktplatz, da näherte sich, unbemerkt, aus einer der engen Backsteingassen, ein dünner Junge mit schwarzem Haar und schmalen Schultern.

Nadim, 12 Jahre alt, ging vorbei an Imbissläden und Handyshops, an Gemüseständen und Schmuckgeschäften, überall standen Menschen. Er sah alte Männer, die vor den Teestuben Pfeife rauchten, junge Frauen, die Gewürze oder Kleider kauften, Kinder in seinem Alter, die auf der Straße Fußball spielten. Er selbst trug ein viel zu großes rot-blaues Trikot des FC Barcelona, Rückennummer 10, Aufdruck "Messi". Die Ärmel, so sollte später im Terrorbericht der Polizei von Kirkuk stehen, reichten über seine Hände, der Schnitt auffällig weit für seinen Körper; *"weit genug, um etwas Schweres darunter zu verstecken"*.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nadim atmete schnell und heftig. Über seiner Brust kreuzten sich zwei Drähte, verbanden vier Taschen voll Dynamit mit einem Knopf an seiner Hüfte. Zum Eingang der Moschee, seinem Ziel, waren es nur noch wenige Meter.

Über das, was dann geschah, gibt es heute viele Erzählungen. Es gibt Zeugen, die erinnern sich, Nadims Blick sei "voller Hass" gewesen, und es gibt andere, die sprechen nur von "blanker Angst". Ein Ziegenmilchhändler am Marktplatz sagt, der Junge sei ganz plötzlich losgerannt, schreiend in die Menge. Zwei Schuhputzer behaupten, er habe laut gerufen "Allahu akbar", Gott ist groß. Der Polizist, der Nadim packte und im letzten Moment stoppte, gab noch am Abend, vor Fernsehkameras, zu Protokoll: "Er wollte jeden von uns töten."

Doch keiner dieser Zeugen, kein Mensch in Kirkuk ahnte, dass Nadim, das Kind mit der Bombe um den Bauch, nicht allein gekommen war. Niemand rechnete damit, dass Nadims Bruder, Khalid, ein Junge von 13 Jahren, im Augenblick von Nadims Festnahme auf eine zweite Moschee zulaufen würde, nur in einem anderen Viertel, mit einem weißen Trikot am Leib und der gleichen Sprengweste darunter. Ihre Explosion, so beschwören es Einwohner noch Wochen danach, war in der ganzen Stadt zu hören, sie hallte durch Kirkuk wie ein Donner.

Die Brüder Nadim und Khalid, heißt es dort heute, kamen aus Mossul, um zu morden, als kaltblütige Killer, Kämpfer des "Kalifats". Dabei waren sie einmal einfach nur Jungen, die Söhne eines Bauern, geboren im Irak.

Die Geschichte von Nadim und Khalid ist die Geschichte zweier Kinder, die als Waffen benutzt wurden. Sie handelt von zwei Geschwistern, die der "Islamische Staat" verschleppte und zu Selbstmördern erzog; die in Lagern ohne Entkommen das Töten lernten und eines Tages ausgeschickt wurden, sich unter Kurden in die Luft zu sprengen. Nur einer von ihnen, Nadim, der Jüngere, kann diese Geschichte noch erzählen. Nur er hat überlebt.

Das Hochsicherheitsgefängnis der Autonomen Region Kurdistan ist eine schwere, sandfarbene Festung, gebaut für 3000 Gefangene, inmitten einer Wüste. Sie

liegt nahe der Stadt Dschamdschamal, eine knappe Autostunde östlich von Kirkuk, fünf Stunden nördlich von Bagdad, nahe der Grenze zu Iran.

Wer als Journalist an diesen Ort fährt, wer sicher hinter seine Mauern führen lässt, um Nadim zu besuchen, der muss durch insgesamt sechs Sicherheitsschleusen; vorbei an Checkpoints, vor denen Soldaten mit Maschinengewehren wachen, vorbei an meterhohen Stacheldrahtzäunen, bis hinter zwei gepanzerte Türen, die vom Trakt für verurteilte Schwerverbrecher in den Trakt für Kämpfer des "Islamischen Staates" führen. Mehr als 150 Männer sitzen dort in den Zellen, Gefangene aus dem ganzen Irak, Terroristen, Mörder, Massenmörder und seit 30 Tagen auch ein Kind.

Seine Zelle liegt am Ende eines langen Flures, ein kalter Raum hinter einer Eisentür, 1,8 Meter lang, 2,5 Meter breit, ohne Fenster. Eine Glühbirne flackert, aus einem Loch im Boden, der Toilette, steigt übler Geruch. Daneben, auf einer Pritsche, liegt Nadim und starrt gegen die Decke. Ein Junge in Häftlingskleidern, mit hoher Stimme und tiefen Augenrändern, "Marhaba", hallo, sagt er leise.

Es ist ein Nachmittag Ende November, drei Monate nach dem Anschlag seines Bruders, drei Monate nachdem Nadim in Kirkuk verhaftet wurde. Er sieht jetzt noch dünner, kindlicher aus als auf den Fotos, die damals um die Welt gegangen sind; verwackelte Bilder, gesendet im kurdischen Fernsehen und in den Nachrichten auf CNN, sie zeigten einen weinenden, halb nackten, in Panik schreienden Jungen, festgehalten von Soldaten, die ihm die Sprengweste vom Körper schnitten.

Nadim wehrte sich kaum, er schlug nicht um sich, er rief nur den Namen seines Bruders: "Khalid, Khalid!" Vielleicht, sagt einer der Soldaten, habe er sie warnen wollen. Wahrscheinlich, sagt ein anderer, sei es dafür schon zu spät gewesen.

Nachdem die Bombe im benachbarten Stadtteil Kirkuks explodiert war, nachdem sie Nadim in einem Polizeitransporter ins Gefängnis der Stadt gebracht hatten, sprach der Junge fast kein Wort. Er aß nicht, schlief nicht, tagelang. Jede Nacht, berichten Wärter, kreiste er im Dunkel seiner Zelle wie ein Tier. Jeden Morgen, sobald es hell wurde, holten ihn Männer in Uniformen, brachten ihn in einen grellen Raum, wo sie ihn neun Stunden am Tag verhörten. Nadim saß in Handschellen auf einem Stuhl aus Plastik, er sah keinem der Männer in die Augen. Woher er komme,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

wer ihn und seinen Bruder geschickt habe, fragten sie, wieder und wieder, aber Nadim antwortete nicht. Er schwieg Tage, Wochen, fast zwei Monate.

Als im Oktober, etwa 150 Kilometer entfernt, die Offensive der irakischen Armee auf Mossul begann, als der "Islamische Staat" bald darauf Viertel in ganz Kirkuk angriff, wurde Nadim verlegt und aus der Stadt gebracht. Er kam nach Dschamdschamal, zusammen mit anderen Gefangenen, erst hier fand er eines Morgens im November, ängstlich, seine Stimme wieder.

Es begann mit einer Handvoll bunter Wachsmalstifte. Ein Gefängnisarzt ließ sie ihm geben, dazu Bögen aus Malpapier, halb so groß wie seine Pritsche. Nadim sollte malen, worüber er nicht sprechen konnte. Er sollte zeichnen, was ihm widerfahren war. Es vergingen drei Tage und vier Nächte, und dann nahm er die Stifte, dann begann er zu sprechen, dann zeichnete und malte er Seite um Seite, in dunklen Farben und in so einfachen Bildern, wie nur Kinder sie malen, seine eigene Geschichte auf.

Einige dieser Bilder handeln von einer friedlichen Kindheit, von bunten Tieren und von Jungen, die Fahrrad fahren oder auf Berge klettern. Andere zeugen von Gewalt, von Folter, Schlägen und Enthauptungen, von bärtigen Männern, die finster und riesengroß erscheinen. Nur Nadim selbst kennt ihre ganze Wahrheit. Aber das, was seine Bilder zeigen, ähnelt den Berichten anderer Kinder, die dem "Islamischen Staat" entkommen sind.

Die Geschichte von Nadim und Khalid setzt sich zusammen aus dem, was er einem Gefängnisarzt von Dschamdschamal erzählt und anvertraut hat, in leisen Worten und in Skizzen von Unsagbarem. Sie beginnt irgendwann vor einem Jahr, im entlegenen Osten des Irak, in einem Bauerndorf der Provinz Dijala.

Nadim ist zwölf, ein schmales Kind, das lieber Rechenbücher als den Koran studiert, das nach der Schule angeln geht oder seinen Eltern, Viehhirten, bei der Arbeit hilft. Sein Bruder Khalid ist 13, schüchtern und blass. "Er hatte Angst vor Ziegen und Kühen", sagt Nadim, auf jedem Bild von seiner Heimat kommen Tiere vor.

Die Familie lebt in einem erdbraunen Haus aus Stein und Lehm. In den Garten davor hat Nadim hohe, strichförmige Palmen gezeichnet, deren Kronen voller roter und gelber Punkte sind, es sollen Granatäpfel und Datteln sein.

Die Brüder teilen sich ein Zimmer. Beide gehen in die dritte Klasse, beide haben schon einmal etwas vom "Islamischen Staat" gehört, haben marschierende Kämpfer im Fernsehen gesehen. Mossul, die irakische Hochburg der Dschihadisten, liegt nur ein paar Stunden entfernt, aber ihre Eltern haben keine Furcht. Ihre einzige Tochter, Ayalah, 16, soll im Frühling heiraten. Sie planen ein großes Fest, auf Nadims Bildern liegt Schnee auf den Bergen, als eines Abends im Winter zwei Dutzend Fremde auf Pick-up-Fahrzeugen ins Dorf kommen.

Die Männer tragen Turnschuhe, Kampfanzüge und lange Bärte, auf ihren schwarz-weißen Fahnen die Schahada, das Bekenntnis zum Islam. Sie recken Gewehre in die Luft, überfallen jedes Haus und befehlen den Familien, sich am Dorfbrunnen zu sammeln. Dort trennen sie die Alten von den Jungen, zerren Mädchen aus den Armen ihrer Mütter, schießen denen, die sich wehren oder fortrennen, in den Rücken.

Nadim und Khalid wehren sich nicht. Mit ihrer Schwester Ayalah und anderen Jungen und Mädchen steigen sie stumm auf einen Laster. Ihr Vater, Muhammad, fleht um seine Tochter. Ihre Mutter, Amira, bittet, den Kindern nichts anzutun. Nadim hört, wie seine Eltern weinen, er hört ihre Stimmen, dann vier oder fünf Schüsse, plötzlich wird alles still.

Als die Kinder auf dem Laster das Dorf verlassen, sehen Nadim und Khalid ihre Eltern auf der gefrorenen Erde liegen. Die Mutter auf dem Rücken. Den Vater auf dem Bauch.

Die Fremden fahren mit ihnen, in Dunkelheit und Kälte, die ganze Nacht durch die Wüste. Auf Bildern, die Nadim fast ein Jahr später im Gefängnis malen wird, sind viele der Kinder gefesselt. Nadim malt kleine Strichmännchen ohne Gesicht, manche haben kurze Haare, andere haben Zöpfe, um ihre Arme und Beine malt er Kreise, die aussehen wie Seile.

Als der Laster im Morgengrauen, am Ufer des Tigris, eine große Stadt erreicht, sehen Nadim und Khalid ockerfarbene Häuser, Tempel, Märkte, auf den Straßen nur Männer, keine Frauen. Schwarz-weiße Fahnen wehen über Mossul.

Ihre Entführer bringen sie in ein Lager, zusammen mit mehr als hundert Jugendlichen. Es sind Jungen und Mädchen aus allen Gegenden des Irak, aus

eroberten Städten und aus niedergebrannten Dörfern, die ältesten von ihnen sind 16, die jüngsten noch keine 8.

Die Männer geben ihnen Süßigkeiten. Sie sagen den Kindern, sie würden jetzt hier leben und ihre Eltern nie mehr wiedersehen. Die Mädchen, sagen sie, sollen den Kämpfern Mossuls dienen und dem "Islamischen Staat" neue Kinder schenken. Die Jungen, sagen sie, sollen im "Kalifat" zur Schule gehen, den Umgang mit Waffen üben und jeden Tag mehr über den "heiligen Krieg" erfahren. Und eines Tages, wenn sie stark genug seien, Großes zu vollbringen, würde man ihnen den Namen "Laith" geben, Löwen.

Nadim und Khalid verstehen nicht, aber sie fürchten sich und stellen keine Fragen. Die Männer sperren sie in ein großes, dunkles Haus, so beschreibt es Nadim, mit 70 anderen Jungen sollen sie auf dem Boden schlafen wie Soldaten. In der ersten Nacht schläft keines der Kinder und auch nicht in der zweiten.

Am Anfang, berichtet Nadim, beginnen alle Tage mit Gebeten. Ihre Schule ist eine zerstörte Moschee, ihr einziger Lehrer ein Mann, der sich Imam nennt und beim Predigen ein Messer in der Hand hält. Er redet laut auf sie ein, befiehlt ihnen, Verse nachzusprechen, die Nadim und Khalid zu Hause, im Koranunterricht ihrer Dorfschule, noch nie gehört haben. Nadim hat keinen dieser Verse vergessen. Er sitzt in seiner Zelle, er sagt sie nacheinander auf, wie schüchterne Kinder Gedichte aufsagen, zu Boden sehend, atemlos.

Sure 9, Vers 41: *Ziehet aus, leicht und schwer, und eifert mit Gut und Blut in Allahs Weg.*

In Mossul lernen sie diese Verse auswendig, sechs Stunden am Morgen, vier Stunden am Abend.

Sure 2, Vers 193: *Und bekämpfet sie, bis die Verführung aufgehört hat und der Glaube an Allah da ist.*

Der Lehrer bringt ihnen bei, dass es nur einen wahren Glauben gebe und nur ein wahres Kalifat.

Sure 2, Vers 191: *Und erschlagt sie, wo immer ihr auf sie stoßt.*

Zehnmals am Tag, in weißen Gewändern, singen sie Lieder über Mossul, Rakka und Blutvergießen, bis Nadim und Khalid davon träumen.

Sure 9, Vers 39: *So ihr nicht auszieht, wird Er euch strafen mit schmerzlicher Strafe.*

Sie singen, mit schwarzen Stirnbändern, dass nicht zu kämpfen Sünde sei und im Krieg zu sterben das kostbarste Geschenk.

Sure 4, Vers 74: *Und so soll kämpfen in Allahs Weg, wer das irdische Leben verkauft für das Jenseits. Und wer da kämpft in Allahs Weg, falle er oder siege er, wahrlich, dem geben wir gewaltigen Lohn.*

Einmal in der Woche, wie bei einer Prüfung, fragt der Imam die Verse ab. Macht einer der Jungen Fehler, werden alle bestraft, mit Peitschenhieben und Schlägen. Bärtige Männer prügeln mit Stöcken auf ihre Rücken, 200 Hiebe auf nackte Haut, bis die jüngsten Kinder bewusstlos werden. In stillen Nächten, wenn sie nebeneinander im Schlafsaal liegen, hört Nadim andere Jungen weinen. Auch Khalid, seinen Bruder.

Sie wissen nicht, wo sie sind, weshalb sie festgehalten werden und wie lange noch. Sie wissen, dass ihre Eltern tot sind, aber wollen es nicht glauben. Heimlich sprechen sie zu ihnen, beten um Hilfe, aber niemand hört sie, niemand kommt, um sie zu retten.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nach zwei oder drei Monaten, als der Winter vorüber ist, so erzählt es Nadim, lernen sie, in kleinen Gruppen Sprengsätze zu basteln. Sie lernen an Holztischen wie in Klassenzimmern, wie man schwarzes Pulver und Nägel vermischt, in Taschen füllt, diese Taschen durch Drähte miteinander verbindet, sie gezielt zur Explosion bringt.

Einmal, als sie auf einer Straße in Mossul das Zünden üben, sehen sie in der Ferne ihre Schwester. Sie erkennen sie nur an ihrem Gang, schwarz verhüllt bis auf die Augen, ein schwerer, grauhaariger Mann an ihrer Seite. Ayalah nickt ihren Brüdern zu, aber sie redet nicht mit ihnen. Sie verschwindet in einem Haus, der Mann geht hinter ihr her. Es ist das letzte Bild, sagt Nadim, das er von seiner Schwester hat.

In Dschamdschamal sitzt der Junge, in sich zusammengesunken, auf seiner Pritsche. Seine nackten Füße hängen in der Luft, berühren kaum den Boden. Er sieht keinem Fremden, der in seine Zelle tritt, je in die Augen, er weicht allen Blicken aus. Manchmal, wenn er erzählt, spricht Nadim hastig wie ein Kind und manchmal kalt und fluchend wie ein Greis. Aber er spricht nie geordnet, immer durcheinander, so als würden in seinem Kopf zu viele Stimmen laut.

Er hat die Mädchen aus seinem Dorf nie wiedergesehen, sagt Nadim, er weiß nicht, ob sie und seine Schwester heute noch am Leben sind.

Über Mossul wird es Frühling, Khalid und er hören die Vögel singen, erzählt Nadim, als für die Jungen in der Moschee das Beten endet. Der Imam bestellt einen Fernseher und zeigt den Jungen ein Video. Dieses Video, stundenlang, unterlegt mit den aufgezeichneten, hellen Gesängen der Kinder, zeigt explodierende Autos und Häuser, Panzer, die auf Menschen schießen, Männer, die Knienden den Kopf abschlagen, Frauen und Soldaten, die in Käfigen verbrennen. Keiner der Jungen darf wegsehen. Nadim und Khalid wird schwindelig, ihr Bauch zieht sich zusammen, sie müssen sich übergeben. Das Video, es verfolgt sie Tag und Nacht, aber bald zeigt der Imam es jeden Morgen, bald sollen die Jungen selbst das Töten lernen.

Die Männer geben ihnen scharfe Messer und Stoffattrappen in orangefarbenen Overalls, mit heller Haut und blonden Haaren. Sie sagen, sie sollen das Enthaupten üben.

Die Jungen gehorchen. Sie schneiden den Puppen die Kehle durch, dann trainieren sie es an Hühnern und an Hunden.

Eines Morgens, als Vermummte einen Mann an Ketten ins Lager der Kinder führen – einen Ungläubigen, sagen sie –, drücken sie einem der Jungen einen Dolch in die Hand, befehlen ihm, den Gefangenen zu schächten. Der Junge, keine 14 Jahre alt, Sommersprossen, weint, schlägt die Hände vor sein Gesicht. Sie geben ihm eine weiße Pille, er spült sie mit Wasser oder Limonade hinunter. Dann tötet er, zitternd, einen Menschen.

Nadim sieht die Bilder noch immer vor sich, er hört noch immer die Geräusche. Ein halbes Jahr später, im Gefängnis von Dschamdschamal, hockt er in seiner Zelle und macht die Bewegung nach, führt Daumen und Zeigefinger an seinen Hals wie eine Klinge.

Er habe das Töten in Mossul hundertmal geübt, sagt er. An Puppen. An Tieren. Auch an Menschen? Nadim schüttelt den Kopf, sieht zu Boden. Vor ihm, auf kaltem Beton, liegen Bilder, die er Stunden zuvor gemalt hat. Es ist vor allem Gewalt darauf zu sehen, viel Rot, viel Blut, es hat auf Nadims Hände abgefärbt.

Kann ein Junge wie er beides sein, Opfer und Attentäter? Geisel und Killer? Kind und Terrorist? In Dschamdschamal suchen sie nach einer Antwort.

Das Gefängnis war einmal Fort, es gehörte der irakischen Armee, Saddam Hussein diente es als Folterkerker. Später, als US-Truppen in den Irak einmarschiert waren, als Nadim und Khalid bald nach dem Krieg geboren wurden, bauten die USA Dschamdschamal zur Anstalt aus, schickten Häftlinge aus Bagdad und Abu Ghuraib hierher. Es gilt heute als eines der modernsten Gefängnisse des Nordirak, mit Einzelzellen und Hochsicherheitstrakten, mit Krankenstation und Haftrichtern. Aber worauf niemand vorbereitet war, nicht die Anstaltsleitung, nicht die Wärter, nicht die Richter, war ein Kind.

Nadims Zellentür wird dreimal am Tag geöffnet. Einmal am Morgen, wenn Wärter ihn, getrennt von allen anderen Insassen, zu den Duschen führen. Einmal am Mittag, wenn Wärter ihn, getrennt von allen anderen, in den Speisesaal bringen und

über den Hof spazieren lassen. Die Kämpfer des "Islamischen Staates" dürfen nur alle drei Tage aus ihren Zellen, aber es sind viele, und jede Woche werden es mehr, jede Woche kommen neue Gefangene hierher. Jeder dieser Kämpfer könnte Nadim kennen, jeder ein Komplize oder eine Bedrohung sein. Die Wärter, die auf den Jungen aufpassen, die einmal stündlich durch eine kleine Luke in seine Zelle blicken, sie sollen ihn bewachen und gleichzeitig beschützen.

Wenn sich die Tür das dritte Mal am Tag öffnet, tritt ein schwächlicher, freundlich lächelnder Herr herein, der keine Uniform, sondern Wollpullover trägt und Nadim sagt, dass er ihn Mahmud nennen soll. Mahmud, 39, einer von drei Gefängnisärzten, stammt aus Mossul, er hat bis vor zweieinhalb Jahren dort gelebt, an einem Krankenhaus gearbeitet. Als eines Abends schwarz gekleidete Kämpfer die Stadt überfielen, als ihr Anführer dort das "Kalifat" ausrief, packte Mahmud seinen Rucksack, ließ sein Haus und seinen Job zurück und floh nach Kurdistan.

Er sei kein Psychologe, keiner, der sich mit Kindern oder Mördern auskenne, sagt er, "nur ein einfacher Arzt". Aber weil es in Dschamdschamal keine Psychologen gibt, soll er sich um Nadim kümmern. Er soll herausfinden, ob das Militär den Jungen entlassen darf oder ob Nadim, der an unruhigen Tagen noch immer die schwarzweiße Fahne der Terroristen malt, weiterhin eine Gefahr ist.

Am Anfang, als Nadim in diese Zelle kam, wusste Mahmud kaum einen Weg, mit ihm zu sprechen. Er habe keine eigenen Kinder, sagt er, er habe nie die richtige Frau gefunden. Alles, was Mahmud wusste, war, dass er den Jungen nicht zwingen konnte zu reden, aber dass fast alle Kinder gern malen. Also ließ er ihm das Papier und die Stifte geben. Also hoffte er, anhand der Bilder, die Nadim zeichnen würde, seine Gefühle und Gedanken zu erkennen.

Nadim nennt den Arzt nie Mahmud. "Doktor", sagt er, aber Mahmud ist der Einzige, dem Nadim in die Augen schaut. Sie spielen häufig mit Murmeln, schnippen mit kleinen, runden Steinen gegen die Zellenwand. Wenn Nadim gewinnt, wälzt sich Mahmud auf dem Boden und singt ein arabisches Kinderlied über einen dicken Käfer, so lange, bis Nadims Züge weicher werden, bis über sein Gesicht beinahe ein Lächeln huscht. Wenn Mahmud gewinnt, setzt er sich neben den Jungen, legt eine Hand auf

dessen Knie oder einen Arm um dessen Schulter und bittet ihn, von Mossul zu erzählen.

Sie sitzen jetzt, im grellen Licht der Zelle, genauso nebeneinander. Sie könnten Vater und Sohn sein, wenn die schwere Eisentür nicht wäre, der Notizblock in Mahmuds Händen und die Angst in Nadims Augen.

Der Junge sagt dem Doktor, dass es für ihn und Khalid kein Entkommen gab. Dass er andere Jungen fliehen sah und dass die Männer, die sie schnappten, ihnen einzelne Finger oder die Hand abhackten. Er erzählt, dass Weinen unter Strafe stand und dass die Männer jeden Monat, nach dem Freitagsgebet, Menschen von Häusern "hoch wie Türme" warfen. Nadim sagt Mahmud, mit geschlossenen Augen, Khalid und er "wollten nie töten", nicht in Mossul und auch nicht in Kirkuk.

Der Befehl, sich in Kurdistan in die Luft zu sprengen, kam irgendwann im Sommer. Nadim hat versucht, Mahmud auch diesen Teil seiner Geschichte zu erzählen, mehr als ein Dutzend Mal, aber er hat es nie ganz geschafft, er kam nie bis zu der Stelle, als er die Bombe auf dem Marktplatz zünden sollte.

Er sitzt im Schneidersitz auf seiner Pritsche, umklammert mit beiden Händen seine Füße, wippt mit dem Körper auf und ab. "Langsam, langsam", sagt Mahmud, "keine Angst." Nadim hat ein großes Blatt Papier neben sich liegen, ein paar bunte Stifte, er beginnt schwarze Kreise zu malen, vier Räder, ein dunkles Fahrzeug. Er atmet schwer, er erzählt ganz leise.

Es ist eine Nacht Mitte August, als die Männer ihn und Nadim wecken und beiden Brüdern die Augen verbinden. Sie führen sie aus dem Schlafsaal, schieben sie in ein Auto und fahren sie aus Mossul heraus. Als der Morgen graut, nehmen sie ihnen, scheinbar irgendwo am Stadtrand, die Augenbinden ab, Khalid sitzt auf dem Beifahrersitz, Nadim dahinter. Er sieht neben sich zwei Männer mit Kampfanzügen und langen Bärten. Im Fußraum, vor ihnen, liegen Sprengwesten, die gleichen, mit denen sie wochenlang trainiert haben.

Nur der Mann am Steuer des Autos, ohne Kampfanzug und ohne Bart, fährt mit den Brüdern weiter. Es ist nicht klar, welche Route er nimmt, wie genau er mit den

Kindern nach Kurdistan gelangt, aber wahrscheinlich ist, dass er von Mossul aus nach Süden fährt, bis zu der Stadt Hawidscha, von dort aus Richtung Nordwesten, durch arabische Dörfer und Provinzen, über unbewachte Grenzen. Nadim kann aus dem Fenster sehen, er sieht am Anfang nur Wüste, dann weite Ölfelder, von denen schwarzer Rauch aufsteigt, schließlich, als sich dahinter eine große Stadt erhebt, erreichen sie Kirkuk.

Sie ziehen dort in eine Wohnung, mit Männern, die arabisch sprechen. Sie bleiben für fünf oder sechs Tage. Jeden Abend, ehe der Muezzin zu rufen beginnt, führen die Männer sie zu den Märkten, in die Einkaufsviertel, zu den schiitischen Moscheen. Nadim und Khalid sollen die Ungläubigen sehen, sie sollen sich merken, wo sie beten, wo sie lachen, wo sie am einfachsten zu töten sind.

Die Männer gehen den Plan mit ihnen durch wie eine Choreografie. Abend für Abend binden sie den Jungen kiloschwere Gewichte um, ziehen ihnen Fußballtrikots darüber, die Jungen überall auf der Welt tragen, eines von Messi und eines von Ronaldo. So führen sie beide, durch die arabischen Viertel, in die Altstadt von Kirkuk, Khalid in den Westen, Nadim in den Osten. Dort sollen die Brüder warten, bis zum Sonnenuntergang, bis zur Gebetszeit, bis die Plätze vor den Moscheen voll mit Menschen sind. Erst dann, sagen die Männer, sollen "Allahs Löwen" den Knopf an ihrer Weste drücken.

Der Tag, an dem es geschehen soll, ist ein Sonntag. In der Nacht davor sitzen die Männer mit Nadim und Khalid in ihrem Versteck an einem Tisch. Sie geben ihnen viel zu essen, sagen, das Paradies sei voller Süßigkeiten, aber die Jungen können nichts essen.

In der Wohnung läuft ein Radio. In arabischen Nachrichten hören sie, am gleichen Abend, in einer Stadt in der Türkei sei eine Bombe explodiert. Sie hören, 50 Menschen, Hochzeitsgäste, seien jetzt tot. Der Attentäter, verstehen Nadim und Khalid, war ein Kind.

Nadim schläft nicht in dieser Nacht. Die Brüder liegen, bewacht und getrennt voneinander, in zwei Zimmern, sie können sich nicht sehen, nicht mehr miteinander sprechen.

Irgendwann am nächsten Tag, Nadim erinnert sich kaum, wie verschwommen, legen die Männer ihnen die Sprengwesten um, befestigen sie mit zwei Gurten an ihren Schultern und mit Leinentüchern um ihre Hüften. Nadim sagt, dass ihm die Männer Angst machten. Dass sie ihm drohten, seiner Schwester wehzutun, würden er und Khalid fortrennen oder Hilfe rufen. Er erzählt, dass sie ihm weiße Pillen gaben. Er weiß nicht, was es war, bloß, dass er, sobald er diese Pillen hinunterschluckte, fast kein Gefühl mehr spürte, nur noch ein Pochen in der Brust.

So verließ er wohl am späten Nachmittag, auf den Straßen von Kirkuk war es fast 40 Grad Celsius heiß, die Wohnung. Khalid, der Ältere, ging zuerst, Nadim, der Jüngere, ging nach ihm.

Nadim hat kaum noch Erinnerungen an den Weg, weiß nicht mehr, ob er Minuten oder Stunden bis zur Altstadt lief. Er sieht heute, mit verzerrtem Gesicht, nur noch einzelne Bilder vor sich, die Frauen auf den Märkten, die Männer vor den Teestuben, die Fußball spielenden Kinder. "Sie haben gelacht", sagt Nadim. Dann ist es, als breche sein Gedächtnis ab, als seien die Augenblicke danach wie ausgelöscht.

Um 19.04 Uhr, vermerkten Polizisten aus Kirkuk in ihrem Bericht, *"lief ein Junge schreiend über den Marktplatz ... er griff unter sein Trikot, versuchte, sich mit einer Bombe in die Luft zu sprengen"*.

Es gibt von diesem Augenblick, von den Sekunden auf dem Marktplatz, nur ein Handyvideo, von einem Passanten zufällig gefilmt. Es zeigt, anders als manche Polizisten es beschreiben, anders als die meisten Zeugen sich erinnern, wie Nadim nicht auf die Moschee zulief, sondern weg von ihr, weg aus dem Gedränge, weg vom Marktplatz, vielleicht 80, 90 Meter weit, auf eine unbefahrene, fast menschenleere Straße.

Nadim weiß nicht mehr, weshalb. Er kann heute nicht mehr sagen, warum er nicht tat, was die Männer ihm befohlen hatten; warum er, anstatt zum Eingang der Moschee zu gehen, dahin rannte, wo er niemanden mehr töten konnte.

Um 19.33 Uhr, eine halbe Stunde später und rund tausend Meter entfernt, steht im Bericht der Polizei, *"explodierte in Kirkuk eine Bombe"*. Es gibt kein Video davon

und fast keine Zeugen, niemanden, der Khalid, einen Jungen im Ronaldo-Trikot, kommen sah.

Die Explosion in einer Gasse nahe der drittgrößten Moschee der Stadt, aber weit entfernt von ihrem Eingang, weit entfernt vom Pulk der Gläubigen, sprengte drei Häuserwände, verletzte vier Menschen, Männer und Frauen, schwer. *"Der Attentäter"*, als Einziger getötet und laut Ärzten nicht mehr zu erkennen, *"war ein Kind männlichen Geschlechts"*.

Es vergingen drei Tage, dann tauchte am selben Ort eine schwarz-weiße Karte auf, die Visitenkarte des IS. Sie trug ein Siegel aus Blut und Sprengstoffpulver, auf ihrer Rückseite das Foto eines Jungen: ein Foto von Khalid.

In Dschamdschamal malt Nadim heute, drei Monate danach, manchmal das Paradies. Es ist kein Blut auf diesen Bildern, keine Gewalt, nicht einmal Menschen, nur Täler, Flüsse, kleine Tiere. Die Landschaft, sie sieht aus wie in Dijala, seiner Heimat, ein Junge wie er könnte dort Kühe oder Ziegen treiben, jeden Morgen klettern, jeden Abend angeln gehen.

Es gibt Tage, da fragt Nadim, wo Khalid, sein Bruder, heute ist, im Paradies oder in der Hölle. Mahmud, der Doktor, antwortet dann, dass Khalids Überreste auf einem Friedhof nahe Kirkuk liegen. Er sagt auch, dass Allah kein Monster, sondern voller Gnade sei.

Oft beten sie gemeinsam, für Nadims Bruder, für seine Eltern und für seine Schwester, die vielleicht immer noch in Mossul ist, vielleicht auch nicht. Wenn Mahmud die Zelle verlässt, betet er häufig, auf dem Flur oder an seinem Schreibtisch, noch ein zweites Mal, für Nadim.

Der Doktor sieht ihn an, und er sieht nicht einen Killer, nur ein Kind. Er sieht dieses eine Video aus Kirkuk, sieht wie Nadim von der Moschee fortrennt und die Menschen um ihn herum nicht tötet, sondern vor dem Tod bewahrt. Er stellt sich auch dessen Bruder Khalid vor, und er sieht nicht einen Mörder, der hundert Menschen mit sich riss, sondern einen, der nur vier von ihnen verletzte. Mahmud sieht, mit jedem

Tag klarer, dass in zwei Jungen, "vollgepumpt mit Bösem", sagt er, "ganz plötzlich etwas Gutes siegte".

Er glaubt nicht, dass Nadim gefährlich ist, aber er weiß auch nicht, wohin mit ihm. In seinem Arztzimmer in Dschamdschamal, der Blick durchs Fenster geht weit hinaus in die Wüste, hört Mahmud jede Woche von neuen Anschlägen im Irak, in der Türkei, in Europa. Er hört, dass der "Islamische Staat" in Mossul immer schwächer wird, aber auch, dass immer mehr Kinder, Jungen und Mädchen von dort aus in den Krieg ziehen. Die meisten von ihnen sterben wie Khalid. Einige, wie Nadim, überleben, aber welches Leben, sagt Mahmud, steht Nadim noch offen?

Vor ein paar Tagen saß der Doktor mit ihm bis spät am Abend in seiner Zelle. Da war eine Frage, auf die er spät gekommen war und die ihm keine Ruhe ließ. Mahmud fragte Nadim, weshalb er nicht auf Hilfe gewartet habe; warum er, als er in Kirkuk auf dieser menschenleeren Straße stand, trotzdem den Auslöser an seiner Weste griff, trotzdem versuchte, sich in die Luft zu sprengen.

Nadim stritt das nicht ab, er senkte nur seinen Kopf, nahm seine Bilder und fing an, das, was er gezeichnet hatte, mit einem einzigen Stift zu übermalen.

Vielleicht wollte er nie wieder etwas sehen, fühlen, erinnern. Vielleicht suchte er damals, in Kirkuk, nur Erlösung. Er malte alles schwarz.

Heimatlos

Als die Gier in Mode kam, in den Neunzigerjahren, zog die Deutsche Bank aus, ein Global Player zu werden. Heute, 20 Jahre später, steht sie vor dem Ruin, ein gesichtsloser Konzern, zugrunde gerichtet durch Führungskräfte mit falschen Visionen.

Von Ullrich Fichtner, Hauke Goos, Martin Hesse, DER SPIEGEL, 22.10.2016

Gefallsucht, Gier, Provinzialität, Feigheit, Rabaukentum, Komplexbeladenheit, Selbstüberschätzung, Unreife, Verlogenheit, Inkompetenz, Schwäche, Hochmut, Versagertum, Dekadenz, Arroganz, Biedersinn, Naivität – wer nach Gründen für den Niedergang der Deutschen Bank sucht, darf sich aus dieser Auswahl frei bedienen, und mit gutem Recht. Alle Begriffe sind in Gesprächen während einer monatelangen Recherche über den Ablauf und die Ursachen des Niedergangs der größten deutschen Bank gefallen. Sie ist, im 146. Jahr ihrer Geschichte, ein Gefäß für abschätzbare, böse Worte, wie sie stets fallen, wenn Schuldige für eine große Misere zu benennen sind.

Die großen Worte sind gefallen in vielen Stunden Gespräch mit drei ehemaligen Vorstandschefs und dem aktuellen CEO der Deutschen Bank. Sie wurden gesagt in Interviews mit acht weiteren hochrangigen Vorstands- und Aufsichtsratsmitgliedern aus unterschiedlichen Zeiten, von den Neunzigerjahren bis heute. Sie wurden benutzt bei Begegnungen mit Industriellen, die die Bank kennen, bei Treffen mit Großaktionären, bei Unterhaltungen mit Künstlern, die sich eingehend mit dieser einst berühmten, heute berüchtigten deutschen Institution beschäftigt haben. Vor allem fallen sie in jedem Gespräch mit Menschen, die irgendwann für die Bank gearbeitet haben oder noch dort arbeiten, als Kundenberater, Filialleiter, Fahrer.

Der Befund nach diesen vielen Unterredungen, nach dem Studium von Bankbilanzen, der Lektüre von Tausenden Seiten Akten, Ausschussprotokollen, Archivmate-

rial lautet, dass der Absturz der Deutschen Bank ein Fall von jahrelangem, jahrzehntelangem Führungsversagen ist. Das oberste Management der Bank, dies wird zu veranschaulichen sein, verlor in den Jahren 1994 bis 2012 die Kontrolle über den zu einer Dauerbaustelle verkommenen Konzern.

Es ist eine Geschichte darüber, wie Hilmar Kopper, Rolf E. Breuer und Josef Ackermann, die Vorstandschefs jener Jahre in dieser Reihenfolge, die ihnen anvertraute Bank an eine hastig zusammengekaufte Truppe von angloamerikanischen Investmentbankern halb übergeben, halb verlieren, bis endlich Anshu Jain, der Häuptling der Händler, an die Spitze rückt und die Bank noch einmal drei Jahre lang volle Kraft voraus in die Irre führt.

Die Geschichte handelt davon, wie diese Chefs und zahlreiche andere Vorstände und Aufsichtsräte jahrelang dabei zusehen, wie Jain und die vielen anderen neuen Herren des Geldes das alte deutsche Geldhaus für ihre Zwecke umbauen, dabei ausplündern und insgesamt seiner Seele berauben, ohne dass unter dem Strich, und das ist durchaus tragisch, ein besseres, stärkeres Geldhaus entstanden wäre.

Groß und verwinkelt ist dieser Stoff, das versteht sich. Der Niedergang eines so großen Traditionshauses hat unübersehbar viele Facetten und steckt voller Paradoxien: Die Deutsche Bank verliert, einerseits, dramatisch an Wert, aber andererseits gilt sie weiterhin als das größte systemische Risiko, das die globale Bankenwelt heute kennt. Jedes Detail der Vorgänge ist umstritten, auch weil es in der Finanzwelt weiterhin üblich ist, dass sich Verantwortliche für nichts außer sich selbst verantwortlich fühlen. Alle sind sie darauf bedacht, die eigene historische Rolle in günstigem Licht erscheinen zu lassen und Entscheidungen aus den Zeitumständen heraus als alternativlos hinzustellen.

Dem ist allerdings klar zu widersprechen. So richtig es ist, dass die Rückschau auf historische Vorgänge die Gefahr der Besserwisserei immer in sich trägt, so falsch wäre es, jeden Fehler einfach aus historischer Rücksicht zu relativieren. Wenn sich eine Bank wie die Deutsche von einer Ikone der Seriosität und Solidität in eine grelle Karikatur auf die Wölfe an der Wall Street verwandelt, dann muss einiges schiefgelaufen sein, und es muss dafür Verantwortliche geben.

Es gibt sie, sie tragen die Namen der Vorstandssprecher, Vorstandsmitglieder und Aufsichtsräte vieler Jahre, und das zu konstatierende Führungsversagen rührt nicht vorrangig von fachlicher Inkompetenz. Die Beteiligten waren und sind bestens ausgebildete, häufig bewährte, nicht selten sehr erfahrene Finanzindustrielle. Ihr Fehlverhalten entspringt weicheren Faktoren, kulturellen, psychischen Dispositionen, und vor allem spielt das Deutsche an der Deutschen Bank im Verlauf der Jahre eine große Rolle.

Die hohen Herren ganz oben in den Frankfurter Doppeltürmen wollten sich offenkundig von jedem Ruch deutscher Provinzialität befreien, und sie übertrieben es damit derart, dass die Folgen bis heute, bis in diesen Herbst 2016 hinein, spürbar sind. Denn als sie der Deutschen Bank alles Deutsche endlich erfolgreich ausgetrieben hatten, wirkte ihr Unternehmen plötzlich ratlos und leer, verwirrt und ziellos.

Das ist die Lage: Die Deutsche Bank ist kaputt. Sie mag sich noch einmal herauswinden aus den 7800 Rechtsstreitigkeiten, in die sie aktuell verstrickt ist; sie mag so weit schrumpfen, dass sie irgendwann kein Systemrisiko mehr darstellen kann; sie mag noch einmal Investoren finden, die ihr helfen, genügend Kapital zusammenzukratzen, um die gesetzlichen Vorgaben auch künftig zu erfüllen; sie mag, im äußersten Fall, vom deutschen Staat und also mit Steuergeld doch noch gerettet werden. Aber kaputt, verglichen damit, was sie war, ist sie so oder so. Als Marke, als Symbol, als deutsche Ikone.

Es mag seltsam klingen, dass eine Bank nicht nur einen starken Heimatmarkt braucht, sondern auch eine Heimat, aber diese Notwendigkeit trägt die Deutsche Bank ja eigentlich schon in ihrem Namen, und es leuchtete hinaus in die Welt: In Amerika, in Asien leben die Klischees und Wunschträume von den anständigen, ordnungsliebenden Deutschen fort, von den fleißigen Meistern, die mustergültige Arbeit made in Germany abliefern.

Mit diesem Image ging die Deutsche Bank auch dann noch hausieren, als sie selbst längst heimatlos geworden war, weil die wechselnden Riegen ihrer Chefs der eigenen Belegschaft und ihren Kunden zu verstehen gaben, dass ihnen Oldenburg und Wismar, Mannheim und Augsburg nicht nur nicht am Herzen liegen, sondern sogar ein bisschen peinlich sind. Ihr eigenes Leben und Arbeiten spielte sich ja längst zwi-

schen Singapur und Los Angeles, Kapstadt und Peking ab, die kleinen heimischen Nöte lagen ihnen ferner als die gierigen Gelüste einer globalen Elite.

Die Folgen solcher Herablassung werden sich auch am Donnerstag kommender Woche wieder zeigen, wenn der neue Vorstand unter seinem Vorsitzenden und CEO John Cryan die neuen Quartalszahlen des Finanzkonzerns vorlegen muss. Die Aufsteiger, die damals die Welt unsicher machten, haben Trümmer hinterlassen, die auch nach Jahren nicht geräumt sind. Alles ist möglich, und die Analysten sind nervös: Entspannt sich die Lage der taumelnden Bank? Verschlimmert sie sich noch?

Der Medienbetrieb wird nächste Woche brummen und alle Kanäle mit schnellen Antworten fluten. Wer aber wissen will, wie die Deutsche Bank in ihre heutige unbequeme Lage geraten konnte, braucht ein tieferes Verständnis ihrer Geschichte. Der Niedergang begann nicht gestern und nicht 2007 oder 2008. Er begann, vor mehr als 20 Jahren, als hochfliegender Traum.

Im Juni 1994 fasste der damalige Vorstandssprecher Hilmar Kopper mit einer Handvoll Kollegen in der Deutsche-Bank-Niederlassung von Madrid den Beschluss, den Frankfurter Konzern zu einer global agierenden Investmentbank umzubauen. Es sollte ein Aufstieg werden, aber nach ein paar guten Jahren folgte ein dramatischer Niedergang, der bis heute andauert.

Es ist eine verwickelte Geschichte, deren Schlüsselszenen im Folgenden geboten werden. Erzählt wird, wie der einst mächtigste deutsche Konzern auszog, die Wall Street und die Londoner City zu erobern. Am vorläufigen Ende dieses Weges steht die Deutsche Bank ziemlich gerupft in der Frankfurter Taunusanlage herum. Dort, am Main, beginnt diese Erzählung, in einem trüben Heute.

I. Leistung ohne Leidenschaft

Ein Krankenbesuch auf der Aktionärsversammlung 2016. Dünner Applaus und gellende Schreie. Der Aufsichtsrat ist zufrieden. Man spricht Deutsch.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

In der Frankfurter Festhalle rumoren die Eigentümer der Deutschen Bank, kleine und große Aktionäre, sie werden fast täglich ein wenig ärmer, ihrer Bank geht es schlecht. Es ist der Morgen des 19. Mai 2016, die bislang letzte Hauptversammlung ist einberufen, an den Haupteingängen vorn drängen sich die Anleger, während hinter dem Haus die wichtigen Leute in Limousinen vorgefahren werden, Vorstände, Aufsichtsräte, sie haben Bilanz zu ziehen über ein sehr schlechtes Jahr.

Das Geldhaus hat 6,8 Milliarden Euro Verlust gemacht, es steckt in einer furchtbaren, existenzbedrohenden Krise. In der schönen Halle am Frankfurter Messegelände, in der sonst Janet Jackson oder Sarah Connor vorsingen, bekommt der Aufsichtsratsvorsitzende Paul Achleitner höhnischen Applaus. Achleitner hält davon unbeeindruckt eine selbstzufriedene Rede. Er sieht aus, als hätte er gut geschlafen, und er sagt, am Ende, es lohne sich, für die Deutsche Bank zu kämpfen, woran in seinem Fall gewiss kein Zweifel besteht.

Danach redet Jürgen Fitschen, es ist sein Abschied, er wird nur dünnen Applaus bekommen. Jahre-, jahrzehntelang hat er im Vorstand gewirkt, kam weit herum in der Welt, arbeitete in Bangkok, Tokio, Singapur, London, war Deutschlandchef, hat schließlich das ganze Haus als Ko-CEO mitgeleitet und vier Jahre lang den "Kulturwandel" von oben gepredigt. Er wirkte immer wie der letzte Rest an Seriosität, der in der Bank noch übrig war. Er wirkt, an diesem Bilanztag, ziemlich grau.

Mit Kulturwandel war die Rückbesinnung auf Werte gemeint, die Erinnerung daran, dass die lange Geschichte des Hauses auch heute noch Inspiration sein könne, "Resonanzraum", wie Fitschen sagt. Aber gleichzeitig brach die Flut der Klagen und Schadensersatzforderungen los, und das Wort vom Kulturwandel wirkte wie ein Witz. Fitschen erntet Zwischenrufe, vereinzelte. Ein Mann schreit gellend dazwischen, aber er ist nicht zu verstehen.

Wer als Laie käme, verstünde auch sonst nicht viel. Beim Blättern im Geschäftsbericht der Deutschen Bank für 2015 stößt man auf gewaltige, unverständliche Zahlen. Es wird eine Bilanzsumme ausgewiesen von 1629 Milliarden Euro, 1,6 Billionen. 101 104 Deutsche-Bank-Mitarbeiter werden gezählt, in 2790 Niederlassungen in 70 Ländern. Es gab 561 559 Aktionäre, und zum Stichtag 31. Dezember 2015 waren 1,38 Milliarden Aktien auf dem Markt, von denen allein an der Frankfurter Börse täglich

7,8 Millionen Stück gehandelt werden und den Eigentümer wechseln. Aber wie kann es sein, dass eine Firma am Abgrund steht, die solche Zahlen produziert?

Aktionärsvertreter treten auf, es ist für sie der schönste Tag im Jahr, sie spreizen sich vor vollen Rängen. Es fallen Begriffe wie "Rattenfänger" und "Augiasstall", wütende Männer überschreiten weit die vorgeschriebenen acht Minuten Redezeit, der Vorstand, sagen sie, habe überhaupt erst ein Umfeld geschaffen, das die vielen Betrügereien möglich gemacht habe. Hinter der Bank liege eine Dekade des Missmanagements, sie sei ein Sanierungsfall. Die Vergütungsregeln werden attackiert, der Kulturwandel verhöhnt, seit Jahren geht das jedes Jahr so. Und dann ist jedes Mal Mittagszeit, und es geht auf Rolltreppen hinauf und hinunter zu Speisesälen, in denen schöne Buffets aufgebaut sind, damit sich die Aktionäre stärken und beruhigen.

Vor der Aussprache steht in Frankfurt, im Mai, John Cryan am Pult, der glatzköpfige Chef der Bank. Er ist ein besserer Redner als Achleitner und Fitschen, ein beruhigender Mensch. Er spricht Deutsch, wie sich das für einen Chef der Deutschen Bank immer gehört hat und was bislang nur einer verweigerte, am Ende seines Weges, Anshu Jain, der Weltbürger aus London. Er ließ sich bei seiner letzten Hauptversammlung als CEO 2015 synchronisieren, und es war, so haben es alle verstanden, ein Zeichen tiefer Verachtung für das, was sie hier "deutsche Kultur" nennen.

II. Gordon Gekko oder wie es begann

Die Herren der Deutschland AG wären auch gern Masters of the Universe. Aber sie können noch nicht Englisch. Von den Achtzigern in die Neunziger: The Deutsche looks old.

"Globalisierung" macht als Begriff erst in den Neunzigerjahren wirklich Karriere, es sind Zeiten der ökonomischen Euphorie, froher Aussichten nach dem Fall der Berliner Mauer, nach dem vermeintlichen Sieg des Kapitalismus über den historischen Irrtum Kommunismus.

Im Kielwasser der in den Achtzigerjahren nach dem US-Präsidenten Ronald Reagan benannten "Reaganomics" und den antisozialistischen Doktrinen der britischen

Premierministerin Margaret Thatcher blüht der Neoliberalismus. Für seine Anhänger ist das eine gut fundierte Theorie, für seine Gegner eine zynische Ideologie, die irrigerweise an die selbstregulierende Kraft der Märkte glaubt. Neoliberale Ideen werden Mainstream, auch in Deutschland stehen Politiker Schlange, um der Deregulierung das Wort zu reden, dem schwachen, dem Nachtwächterstaat.

Das Internet ist da, ein Game Changer, man redet jetzt gern Englisch, die New Economy steht plötzlich gegen die Old Economy, das Reale, Gegenständliche, Schwerindustrielle gilt als gestrig, das Virtuelle, Mögliche als zukunftssträchtig, und der "Shareholder-Value", frei übersetzt: das Glück der Aktionäre, wird zur treibenden Kraft allen Wirtschaftens erklärt.

Auch in den Banken verschieben sich die Gewichte: Wo bisher mit Anleihen, Aktien und Rohstoffen Geld verdient wurde, werden zunehmend Wetten auf die Preisentwicklung von Anleihen, Aktien und Rohstoffen platziert. Auf den Markt setzt sich, getrieben von neuen finanzmathematischen Formeln, ein Metamarkt. Das wird immer verrücktere Züge annehmen, immer verrücktere "Finanzprodukte" werden kalkulierbar. Aus Risiko werden Wertpapiere; wer nicht Teil der Maschine ist, versteht nur noch Bahnhof.

Die berühmten amerikanischen Geldhäuser J. P. Morgan, Goldman Sachs, Merrill Lynch, Shearson Lehman Brothers locken die besten Uni-Abgänger aus der ganzen Welt an die Wall Street. Es entstehen neue Rollenmodelle, maskuline Sexsymbole. Im Jahr 1987 erscheint Tom Wolfes Wall-Street-Roman "Fegefeuer der Eitelkeiten" über den tiefen Fall von Sherman McCoy, ein Buch, das die Investmentbanker in ihren hektischen Handelsräumen als "Masters of the Universe" beschreibt. In Oliver Stones "Wall Street" aus demselben Jahr macht Gordon Gekko Furore, gespielt von Michael Douglas, die ganze Rolle eine halbseidene Hymne auf die Geldgier; breite Hosenträger, dicke Zigarren und in den Haaren reichlich Gel.

Dass so einer jemals in die Deutsche Bank vorgelassen würde, erscheint damals, in den späten Achtzigerjahren, noch völlig ausgeschlossen. Bis 1988 leitet Friedrich Wilhelm Christians die Geschäfte, ein diskreter, vornehmer Mensch aus Paderborn, Jahrgang 1922, schon seit 1949 bei der Bank, ein weißhaariger Zeitzeuge des Rheini-

schen Kapitalismus. Die Deutsche Bank ist 1988 die größte Spinne im Netz der deutschen Wirtschaft.

Sie hält noch immer große Anteile an vielen, wenn nicht an allen deutschen Großfirmen, ihr gehört ein Viertel bis ein Drittel der Daimler-Aktien, sie ist Miteigentümerin von Karstadt, von Südzucker, beteiligt an der Metallgesellschaft, am Baukonzern Holzmann, an der Horten-Gruppe, am Porzellanfabrikanten Hutschenreuther und so weiter und so fort. Vor allem sitzen ihre Vorstände und Direktoren damals noch in 400 Aufsichtsräten im ganzen Land. Ohne die Bank geht nichts; gegen sie auch nicht. Sie ist Deutschland, die Deutschland AG, und dabei ein kleiner Staat im Staat, eine Firma so mächtig, dass man sie leicht für eine Gefährdung der Demokratie halten könnte; was viele damals tun.

Seit 1985 ist Alfred Herrhausen zweiter Vorstandssprecher neben Christians, und nach dessen Ausscheiden 1988 für ein Jahr lang bis zu seiner Ermordung durch die RAF alleiniger Vorstandschef. Herrhausen hat neue Pläne, hochfliegende Ideen für eine bessere Welt, für den Aufbau Afrikas, die Bank will er schlanker machen, schneller, und er wittert, dass im internationalen Investmentgeschäft die Zukunft liegt. Deutsche Kunden machen Bekanntschaft mit der erfrischenden Geschäftstüchtigkeit internationaler Banken, die Deutsche muss aufpassen, nicht ins Hintertreffen zu geraten.

Herrhausens Nachfolger Hilmar Kopper teilt diese Sorgen, und er ist, auf dem Chefsessel der Deutschen Bank, ein neuer Typ, einen guten Schritt entfernt vom alten Christians, einen großen Schritt näher beim gelackten Filmbroker Gordon Gekko.

Damals wird im Vorstand der Deutschen Bank noch Deutsch gesprochen. Zu Vorstandstagen wird die Schauspielerin Hannelore Elsner eingeladen, um Gedichte vorzulesen. Karriere macht, wer gute Manieren hat, Pünktlichkeit und Ordnung für herausragende Werte hält und politisch auf der richtigen Seite steht, die natürlich rechts der Mitte liegt. In diesem Klima des ausgestellten Anstands, man kann es sich leicht vorstellen, wirken virile Typen, die vor Geldgier sprühen, ein breites Englisch reden und auf Traditionen pfeifen, mindestens so erotisierend wie abstoßend. Und die Deutschen, die "braven Seelen", wie Kopper sie nennt, der ja auch selbst ein wenig zum Rabaukentum neigt, können eine Aufmischung gut vertragen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Der Weltkrieg ist weit genug weg, die Wirtschaft hat ihr Wunder gehabt, der Blick geht wieder ins Ausland. Konzerne mit globalem Potenzial haben ihren Sitz in München, in Stuttgart, in Berlin, in mancher Stadt der Provinz, sie alle brauchen eine Bank, die sie bei der Expansion begleitet; so jedenfalls sieht es Kopper, und er kann den Vorstand des eigenen Hauses davon leicht überzeugen.

Auch deutsche Vorstände hören in jenen Jahren von den märchenhaften Bezügen ihrer US-amerikanischen Kollegen in vergleichbaren Positionen. Sie mögen deren Gehälter und Boni in guter protestantischer Tradition noch eine Zeit lang für unanständig halten, aber reizvoll ist das Ganze doch. Überhaupt wirkt die rücksichtslose Ergebnisorientierung der angloamerikanischen Investmentbanker wie eine Gegenthese zum vergleichsweise biedereren Geschäftsgebaren der Deutschen Bank, und vermutlich sind ihre Manager gerade deshalb so fasziniert von ihnen.

Im Juni 1994 fällt in Madrid im kleinen Kreis um Kopper der Beschluss, die Deutsche Bank als globale Investmentbank neu aufzustellen. Der Beschluss wirkt, grundsätzlich, folgerichtig, weil das alte Geschäftsmodell der Bank, Deutschland AG, ohne eine Ergänzung durch lukrativere Geschäftsfelder auf Dauer nicht genug abwirft. Mit der immer neuen Vergabe von Geschäftskrediten allein kann das Haus nicht wachsen. Die Bank expandiert ein bisschen nach Italien, nach Spanien – aber das wahre Abenteuer hat eine andere Adresse: Wall Street. Da wollen sie hin. Und in die Londoner City.

Das Problem ist: Die Deutsche Bank hat dafür, Mitte der Neunzigerjahre, keine Leute. Und der deutsche Arbeitsmarkt, die deutschen Universitäten, bringen sie noch nicht hervor. Es braucht aber Mathematiker, Programmierer, Formelkundige mit Sinn für die Ökonomie, und es braucht Händler, die die Bank wie ein Produkt verkaufen, Leute, die nicht in Büros sitzen und auf Aufträge warten, sondern Klinkenputzer, die sich aufdrängen, die einen Markt schaffen, die ein Geschäft überhaupt erst erfinden. Es braucht Typen, die sich Dienstleistungen ausdenken, die man teuer verkaufen kann, die Verträge basteln, von denen kein Kunde zu träumen gewagt hätte. Verträge, die auf verschlungenen neuen Wegen Zinsrisiken mindern, schwankende Wechselkurse bedeutungslos machen oder einen Kreditausfall abfedern; all das braucht es jetzt, all das braucht die New Economy. Und dafür braucht es "new people", um jeden Preis.

III. Edson Mitchell und die 50 Räuber

Die Deutsche Bank geht Ende der Neunzigerjahre einkaufen und wird groß. Im Haus arbeiten jetzt "Eroberer". Sie feiern Partys mit den Rolling Stones. In der deutschen Provinz hat man ein paar Fragen.

Es ist die Stunde von Edson Mitchell, Jahrgang 1953, er ist der Phänotyp der neuen Zeit, vielleicht einen Tick zu klein, aber er ist drahtig und trägt die teuersten Maßanzüge. Mitchells Großvater war aus Schweden in die USA eingewandert, die Familie gehörte zur unteren Mittelklasse. Es zählen: Härte und Leistung. Auf dem College ist Mitchell immer einer der Besten, ebenso während des Wirtschaftsstudiums an der Eliteuniversität Dartmouth. Mit 27 Jahren kommt er zu Merrill Lynch.

Seine Mitarbeiter bewundern Mitchells Wettbewerbsgeist, seine Direktheit, seine Chuzpe; er sei, heißt es, "aggressive in a positive way". Ständig will er wetten, ständig will er sich messen. Obwohl er kein großer Mann ist, spielt er Basketball, ein Terrier, der sich auch bei Trainingsspielen restlos verausgibt, als ginge es um Medaillen. Später, als er mit dem Golfspielen beginnt, kann er keine Runde spielen, ohne mit seinen Mitspielern Loch für Loch um Geld zu wetten, wer weniger Schläge braucht.

Merrill Lynch verweigert ihm wegen seines ruppigen Führungsstils den Aufstieg in die erste Reihe. Tief gekränkt lässt er sich 1995 von der Deutschen Bank abwerben, er ist damals in der Szene bereits ein bekannter Mann, ein Star.

Kopper stellt ihn ein – und Mitchell bringt gleich 50 Kollegen mit, seine besten Leute, es ist ein spektakulärer Akt, unerhört für die Deutsche Bank, im internationalen Geschäft aber bald durchaus üblich. Die Investmentbanker kennen keine Loyalität, sie ziehen in Gruppen immer dorthin, wo sie die besten Jagdgründe vermuten, wo die reichste Beute lockt.

Mitchell, ein Kettenraucher, rötliche Haare, kleine, schlaue Augen, wird noch viele Jäger zur Deutschen nachziehen, er hat Carte blanche beim Aufbau seiner Abteilung Global Markets. In London soll er ein großes internationales Geschäft mit Wert-

papieren und Derivaten, Devisen und Rohstoffen aufziehen. Er soll die Deutsche Bank, mit anderen Worten, überhaupt erst zu einer Investmentbank machen.

Von Anfang an polarisiert Mitchell, er personifiziert den von oben gewünschten Kulturbruch: Seine direkten Mitarbeiter schwören ihm bedingungslose Gefolgschaft – wer weiter weg von ihm arbeitet, hasst und beneidet ihn aus der Ferne. Mitchell ist ein Mann der Zahlen, er gilt als hart, ohne Fehlertoleranz. Als er einmal in Frankfurt von einem Kollegen nicht erkannt und gefragt wird, wer er sei, soll Mitchell geantwortet haben: "Ich bin Gott." Überliefert sind auch andere goldene Worte von ihm, wie: "Wer mit 40 keine 100 Millionen auf dem Konto hat, ist ein Versager."

Mitchell sieht in den ersten Jahren selbst wie einer aus, er macht mit seiner Abteilung Verluste und findet keinen Dreh, wie die Geschäfte der englischen Investmentbank Morgan Grenfell einzubinden wären, obwohl er genau dafür geholt worden war. Die Deutsche Bank hatte Morgan Grenfell schon 1989 geschluckt und dabei eine Erfahrung gemacht, aus der sie im weiteren Verlauf nicht viel lernt: Wer eine Investmentbank kauft, kauft sich im Grunde nur Leute ein, aber die wollen in der Regel nicht für einen arbeiten und laufen schnell davon. So ist es auch hier. Die Morgan-Grenfell-Leute gehen und nehmen ihre Beziehungen und ihr Wissen mit, es dauert, bis es Edson Mitchell gelingt, die Abgänge zu stoppen.

Seine Antwort auf Erfolge oder Misserfolge ist immer dieselbe: Er fordert mehr Geld für sich und seine Leute, es muss heißen: noch mehr Geld, unverschämt viel Geld für ein Haus wie die Deutsche Bank, wo viele Bescheidenheit noch immer für eine Zierde halten. Nicht Mitchells Leute.

Sie sehen sich selbst als "Indianer", als "Söldner", als "Eroberer", ihren Boss nennen sie "Haifisch" oder "Terminator". Personalgespräche bei Mitchell dauern selten länger als zwei Minuten, dann entscheidet er, wer bleiben darf – und wer nicht.

Die, die bleiben, führen ein Leben nach den Mustern der damals modischen Vorstellungen von Glück. Sie pendeln zwischen London und New York, feiern ihre Geschäftsabschlüsse bei riesigen Festen am Lago Maggiore oder auf Phuket in Thailand, sie mieten sich Jets und lassen den Champagner fließen, und dabei bringen sie, un-

merklich erst, das gesamte Finanzgewerbe einschließlich der Deutschen Bank in Ver-
ruf.

Damals beginnt es, damals zieht die verächtliche Sprache in den Alltag der
Händler ein. Kunden werden wie Idioten behandelt, denen man Dreck gegen Gold ver-
kaufen könne. Ungefähr hier, ungefähr im Jahr 2000, als auf Hilmar Kopper schon
Rolf Breuer gefolgt ist und Josef Ackermann schon in der Kulisse steht, beginnt, was
sieben, acht Jahre später zur Weltfinanzkrise wird. Und die Deutsche Bank, die im In-
land noch aussieht wie die alte, ist in London und New York schon ein Haus, das
kaum wiederzuerkennen ist.

Aber am 22. Dezember 2000, es ist ein Schock, stürzt Edson Mitchell mit einem
Flugzeug ab, auf dem Weg zum Weihnachtsfest mit seiner Familie in den US-Bundes-
staat Maine, er wird nur 47 Jahre alt. Als die Nachricht seines Todes bekannt wird,
bricht der Kurs der Deutschen Bank kurz ein, erholt sich aber rasch wieder. Dass Mit-
chell starb, sagten damals viele in der Deutschen Bank, war schlimm. Aber schlimmer
wäre es gewesen, wäre er zur Konkurrenz gegangen. So zynisch sind sie damals
schon.

Aber Mitchell hinterlässt ja seine Leute, viele begabte, ehrgeizige Menschen, die
in seinem Geiste weiterarbeiten. Grant Kvalheim etwa, Amerikaner, Jahrgang 1957,
Spezialist für Anleiheemissionen. Seth Waugh, Amerikaner, Jahrgang 1958, ihn holt
Mitchell in seinem letzten Lebensjahr 2000 noch von einem Hedgefonds, Experte für
festverzinsliche Wertpapiere. Thomas "Tommy" Gahan ist da, auch Amerikaner, Jahr-
gang 1961, zuvor elf Jahre bei Merrill Lynch, wo er als Spezialist für Junk Bonds galt,
für Anleihen mit schlechtem Rating und hohem Zins. Anshuman "Anshu" Jain ist da,
ein Brite, 1963 in Jaipur im indischen Bundesstaat Rajasthan geboren, ein Zögling
Mitchells. Jain, von dem noch viel zu hören sein wird, hängt sich nach dessen Tod
Mitchells Porträt ins Büro. Er wäre für ihn, hat Jain einmal gesagt, "bis ans Ende der
Welt gegangen".

Jain wird 2001 Mitchells Nachfolger als Chef der Abteilung Global Markets und
bald ein Superstar. Im Februar 2006 porträtiert die "Financial Times" den "Pionier"
Jain einmal mit unverhüllter Bewunderung. Jain ist damals 43, er entwickelt das Ge-
schäft mit den heute berüchtigten, damals nur Fachleuten bekannten Derivaten, er

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

schwimmt wie ein Fisch in der finanzindustriellen Buchstabensuppe aus CDO, CDS, ABS, RMBS, und seine Zahlen machen ihn zu einem der besten Händler der damaligen Zeit. Ihm verdankt die Deutsche Bank Bilanzwachstum und fette Profite, ihm verdankt sie Renommee und Glamour. Die Londoner Handelsabteilung, die Jain leitet, steuert große Teile zum gesamten Konzerngewinn bei.

Unter Jains Führung kämpft sich die Deutsche Bank im Markt mit Derivaten auf den weltweit vierten Rang vor, das geschieht in einem Augenblick, in dem schon manche zu warnen beginnen und andere aussteigen. Die Baseler Bank für Internationalen Zahlungsausgleich, oft als Zentralbank der Zentralbanken bezeichnet, warnt vor den neuen Techniken der Risikostreuung. Aber Jain beirrt das nicht, und auch nicht den Reporter der "Financial Times": Die lachsrote Zeitung der Londoner City zitiert Analysten, Jain sei "top-notch", einer, der "als Händler bewiesen hat, dass er auf dem Wasser gehen kann".

Auch andere Mitchell-Boys machen Karriere: Michael Philipp, William Broeksmit, Henry Ritchotte, alles Amerikaner, dazu Colin Fan, ein Kanadier mit chinesischen Eltern, Jahrgang 1973, Harvard-Absolvent, ein "Wunderkind", der später über fragwürdige Geschäfte stürzt. Warum stehen diese unbekanntenen Namen alle hier? Warum muss man sie wenigstens einmal gehört haben? Weil sie die neue Deutsche Bank wurden.

Amerikaner, Briten, niemand sonst zählte mehr. Die alte Ordnung, fast ein Jahrhundert lang gültig, war zertrümmert. Die Müllers und Meiers und Schulzes, die Filialleiter in Düsseldorf, in Stuttgart, in München, die früheren Stars im Reich der Deutschen Bank, sie galten nichts mehr. Ihre Kreditbücher, noch immer prall gefüllt, wurden als altbackenes Gedöns belächelt.

Und die irritierten Fragen aus der deutschen Provinz nach den märchenhaften Gehältern der schillernden Dollarsöldner wurden abgetan. Aber stimmte es denn nicht, dass Edson Mitchell 30 Millionen Dollar im Jahr verdiente? Und konnte es wahr sein, dass in den Nullerjahren die Hälfte aller Gewinne, Hunderte Millionen Euro, als Boni direkt in die Taschen der Superhändler wanderten? Dass sie mehr verdienten als jedes Vorstandsmitglied in Frankfurt?

Und wieso müssen sich die Chefs zu ihrer jährlichen Investorenkonferenz in Barcelona Kylie Minogue einfliegen lassen? Und die Rolling Stones? Wieso mietet Ackermann für Hunderttausende Dollar in New York das ganze Kennedy-Center und lässt dort für geladene Gäste die größten Opernstars der Zeit auftreten? Ist das wirklich nötig fürs Kerngeschäft?

IV. Das Leben ist eine Baustelle

Die Deutsche Bank verliert ihre Deutschen. Sie will zu viel zu schnell. Sie wird amerikanischer als die Amerikaner. Kontrolle ist Glückssache. Ackermann ist da.

Die Deutsche Bank verliert ihre Heimat, ihre Mitte. Sie nimmt ihre Deutschen in der Deutschen Bank nicht mehr mit, die vielen verdienten Mitarbeiter, die teils seit Jahrzehnten mit Stolz und Freude für die Bank gearbeitet haben und denen nun vermittelt wird, dass sie nur noch fürs leider unvermeidliche Brot-und-Butter-Geschäft taugen, aber eigentlich komplett austauschbar sind. Die herrlichen Moneymaker dagegen, die in London, in New York, sie werden von den Chefs in der Frankfurter Zentrale für unersetzlich gehalten.

So muss es den eigenen Leuten vorkommen. Entfremdung macht sich breit, auch an der Taunusanlage in Frankfurt, wo ein Mitarbeiter kurz nach der Jahrtausendwende die Lage der Bank einmal mit einem drastischen Bild beschreibt: Diese spiegelnden Türme, sagt er, seien eine Täuschung, im Innern habe sich ein Nasskern gebildet, das Haus verfaule von innen, weil die Mitarbeiter den Glauben verloren hätten.

Noch mehr Frontlinien schneiden mitten durch den Konzern. Die Außenstellen in der Londoner City und in Downtown Manhattan blicken verächtlich auf die fernen Frankfurter Türme herab, die sie den "Kreml" nennen. Andererseits erzählen Händler, die in New York für die Deutsche arbeiteten, dass sie sich vorkamen wie auf einer Insel. Dass die Zentrale nicht zu viel regelt, sondern zu wenig.

Es prallen zwei Welten aufeinander, die nicht zu versöhnen sind: die der deutschen Geschäfts- und Kundenbank, die sich als Institution versteht, als langfristig operierendes Geldhaus, das auf seine Substanz achtet und maßvoll wächst. Und die Welt

der Investmentbanker, deren erstes und hauptsächliches Ziel das Geldverdienen im Hier und Jetzt ist, in der nicht eingezahlt, sondern entnommen wird.

Diese Kultur, die der Jäger, ist bei direkter Konfrontation der anderen, jener der Sammler, überlegen, sie ist kurzfristig aggressiver, stärker. So gewinnen die Amerikaner, die Briten den Kulturkampf in der Deutschen Bank, sie vernichten die alte Identität des Unternehmens. Die Bankvorstände und Aufsichtsräte der damaligen Zeit sind blind für diesen Vorgang und schätzen die Lage offenkundig völlig falsch ein: Der Führung in Frankfurt, erst unter Kopper, dann unter Breuer, aber auch noch mit Ackermann an der Spitze, misslingt die Einbindung der neuen Abteilungen in einen geordneten Geschäftsablauf.

Banker sagen "Compliance", wenn sie die Abteilung meinen, die darauf achtet, dass Geschäfte nach Recht und Gesetz statthaft sind und dass sie auch die intern aufgestellten Regeln respektieren. Diese Abteilung wächst aber nicht schnell genug. Die Truppen in New York und London haben viel zu viel Freiraum, die Leine ist zu lang, sie sind juristisch schlecht beraten, und dasselbe gilt für das Risikomanagement.

Die Amerikaner wundern sich, wie leicht es ist, ihre teils waghalsigen Deals durch die Gremien der Bank zu bringen. Sie sind es aus den USA gewohnt, ihre Ideen in zähen Verhandlungen mit den von ihnen verachteten Kleinkrämern vom Risk Management durchbuchstabieren zu müssen, jeder Deal erfordert umfangreiche Dokumentation, das Durchrechnen von Szenarien, rechtliche Expertise.

Bei der Deutschen Bank haben sie es dagegen oft mit Managern zu tun, die ihre Arbeit völlig anders verstehen, mit Deutschen, die entweder nicht wissen, worum es geht, oder die in Gegenwart der coolen Angloamerikaner vielleicht ebenso cool sein wollen. Die Amerikaner hören jedenfalls von den deutschen Risk-Leuten: "Oh, was für ein toller Deal. Viel Glück damit!" Sie trauen ihren Ohren nicht und lachen sich auf ihren Festen über die Kollegen kaputt.

Es tritt ein, was im Zuge dieser Recherche viele Gesprächspartner fast gleichlautend sagen: Die Deutsche Bank will damals, unter Kopper, unter Breuer, viel zu viel viel zu schnell. Sie versucht, mehrere hochkomplexe Operationen gleichzeitig auszuführen: Sie versucht, als ob das einfach so ginge, von deutscher auf angloamerikani-

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

sche Kultur zu schalten. Im Vorstand spricht man jetzt Englisch, noch nicht einmal das klappt reibungslos, weil da noch so mancher alte Herr sitzt, der die Sprache gar nicht kann. Die Führung glaubt auch, den Schritt von der klassischen Geschäfts- zur aggressiven Investmentbank ohne Brüche gehen zu können – und so wird die Deutsche Bank zu einer Baustelle, die bis heute nicht mehr geschlossen wurde.

Jedes Vierteljahr sehen die Organisationscharts der Bank anders aus, es werden neue Abteilungen aus dem Boden gestampft und andere geschlossen, es wird das Personal hier verdoppelt, da gekürzt.

Gegen Ende der Neunzigerjahre setzt ein Kontrollverlust ein, der damals vielleicht gerade noch aufzuhalten, einzudämmen gewesen wäre, aber der Vorstand in Frankfurt, der Aufsichtsrat, sie reagieren nicht. Gut möglich, dass manche Vorstände, gestandene Männer eigentlich, von den neuen Herren des Geldes, den gottgleichen Geldfürsten Marke Mitchell und Jain, eingeschüchtert sind. Dass sie sich, vielleicht, zum Widerspruch nicht kompetent genug fühlen. Gut möglich auch, dass einigen Vorständen einfach alles egal ist, solange die Kasse und die eigenen Bezüge stimmen. Gut möglich schließlich auch, dass viele einfach zu feige zum Widerspruch sind.

Seit 2002 steht Josef Ackermann auf der Brücke, seine Berufung zum Nachfolger von Breuer erfolgte schon zwei Jahre zuvor. Er wirkt nicht wie jemand, der sich Widerspruch wünscht. Und er duldet keine Kritik an seinen Geldmaschinen in London und New York, die die Bilanz der Bank immer fetter machen und ihre Gewinne stetig steigern. Ackermanns schärfster Kritiker, Thomas Fischer, im Vorstand damals fürs Risikomanagement zuständig, aber auch Chef des operativen Tagesgeschäfts, hinterfragt die vielen riskanten Positionen, die die Bank nun allerorten aufmacht. Fischer wird von Ackermann erst gestutzt und dann erledigt. Der Schweizer gewinnt den Machtkampf, Fischer muss gehen. Sein Ausscheiden markiert das Ende des internen Widerstands in Frankfurt. Die Zeit der "Checks and Balances" ist vorüber.

Ackermann kann durchregieren, und er tut es. 2002 ist das Jahr einer Bankenkrise, die heute völlig vergessen ist, große Sorgen um die weltweite Stabilität gehen damals um. Aber die Jungs aus Amerika, die bei der Deutschen angeheuert haben, müssen darunter nicht leiden. Die Großzügigkeit, die in der Risikoabteilung an den Tag gelegt wird, waltet auch in Fragen der Vergütung. Während Goldman Sachs und Mer-

rill Lynch die Bezüge ihrer Leute im dritten Quartal 2002 um zehn Prozent kürzen, legt die Deutsche nach damaligen Schätzungen ihren Investmentbankern sechs Prozent mehr Gehalt und Bonus drauf – obwohl die Einnahmen im Investmentbanking um 15 Prozent gesunken sind.

V. Ackermann und die Brandstifter

Alles neu macht der Mai nach 130 Jahren Geschichte. In Frankfurt tagt jetzt ein exklusives Exekutivkomitee. Die Bank verpasst die Finanzkrise 2008. Interner Zwist. Wer kontrolliert die Kontrolleure?

Als Josef Ackermann am 23. Mai 2002 an die Spitze der Deutschen Bank rückt, ist damit eine Revolution verbunden. 132 Jahre nach ihrer Gründung beginnt die Deutsche Bank, das angelsächsische Führungsmodell nachzuahmen. Das klingt nach weniger, als es ist, es ist ein großer, kultureller Einschnitt. Der Chef der Deutschen Bank war bis dahin als Vorstandssprecher lediglich Erster unter Gleichen, und es war selbstverständlich, bei allen Beschlüssen die Einstimmigkeit des Gremiums herzustellen. Britische und US-Banken werden dagegen schon damals nach dem CEO-Prinzip geführt: Alle Geschäftsbereiche unterstehen direkt dem Chief Executive Officer, dem CEO, in dessen Position sich alle Macht bündelt.

Ackermann schrumpft den Vorstand von neun auf vier Mitglieder und schafft daneben ein neues Gremium, das wie eine Kreuzung aus kommunistischen und kapitalistischen Führungsfantasien klingt: das Group Executive Committee (GEC).

Dieses Exekutivkomitee, zwölf Mitglieder, wird zum neuen Machtzentrum, eine Art Nebenvorstand. Dem GEC gehören die Vorstandsmitglieder selbst an, dazu sieben Manager, die die großen Geschäftsbereiche der Bank leiten und direkt an Ackermann berichten. Dieser direkte Zugriff wird zum wichtigsten Macht- und Steuerungsinstrument Ackermanns. Er macht seinen Leuten ständig ehrgeizige Renditevorgaben, lässt sich täglich die Zahlen vorlegen und setzt seine beigeordneten Chefs erst mit ausgesuchter Freundlichkeit unter Druck, dann mit Belehrungen, schließlich mit Beschimpfungen, sodass Leute, die dabei waren, von "Psychoterror" sprechen.

Ackermann wird der Sonnenkönig der Bank, und das muss ihm guttun. Seine eigene Biografie weist einen ähnlichen Knick auf wie die von Edson Mitchell. So wie dem Amerikaner bei Merrill Lynch der Aufstieg nach ganz oben verwehrt blieb, so hat Ackermann diese Zurückweisung bei der Credit Suisse erfahren. Ackermann säße eigentlich lieber dort auf dem Thron, aber ihm wurde Mitte der Neunzigerjahre ein Konkurrent vor die Nase gesetzt, und er ging im Unguten. Der damalige Deutsche-Bank-Chef Kopper ließ ihn wissen, dass er in Frankfurt jederzeit willkommen sei, und sehr wahrscheinlich wurde ihm sogar schon vor seiner Ankunft der Aufstieg zum Vorstandschef in Aussicht gestellt.

Ackermann ist eine interessante, rätselhafte Figur. Er ist zweifellos ein Mensch mit narzisstischen Zügen, der gern mit seinen Leistungen und berühmten Bekanntschaften prahlt, das bestätigt sich bei Begegnungen mit ihm, und es zieht sich auch durch alle Porträts, die es von ihm gibt. Mal erzählt er davon, wie ihn der New Yorker Bürgermeister Michael Bloomberg als Helden willkommen heißt, mal sind es Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde, die ihn als "von Gott gesandt" begrüßen. In seinen Reden flicht Ackermann immerfort Auszeichnungen ein, die er im Leben erhalten hat, und gern ruft er in Erinnerung, dass er als Chef der Deutschen Bank auf den Hauptversammlungen stets Standing Ovationen erhalten habe.

Die Einschätzungen von Kollegen schwanken zwischen Bewunderung und Abneigung; Ackermann scheint ein Mensch zu sein, der Hassliebe auslöst. In Frankfurt lernen seine Untergebenen einen Mann fürchten, der mit einem fotografischen Gedächtnis für Zahlen ausgestattet zu sein scheint. Ackermann, heißt es, könne kurz auf eine Excel-Tabelle blicken und kenne danach jede einzelne Zahl.

Dieser Mensch wird nun der erste Ausländer auf dem Chefsessel der Deutschen Bank; es gibt kein Medium damals, das diesen Umstand nicht raunend vermelden würde. Ein Schweizer, der erklärtermaßen nie ein Freund von Diskussionen über die deutsche Kultur der Bank war. Er schmückt sich nach außen und zu PR-Zwecken gern mit den deutschen Tugenden der Bank, nach innen stellt er sich als Anhänger der Internationalisierung dar, als einen, der die Fenster aufmacht auf einem arg muffigen Flur. Das Deutsche an der Deutschen Bank taugt gut für Werbezwecke, aber schlecht

fürs Geldverdienen à la Wall Street. So betreibt Ackermann die ideelle Entkernung der Bank, während er sie gleichzeitig als Hort der Ideale feiert.

Das Exekutivkomitee ist sein Instrument, um Kontrolle auszuschalten und Ressourcen ohne Widerspruch umverteilen zu können. Das neue Machtzentrum wird dominiert von den Investmentbankern um Anshu Jain und dem für Großfusionen zuständigen Michael Cohrs und spiegelt damit die Kräfteverhältnisse, die in der Bank spätestens seit der Übernahme von Bankers Trust herrschen.

Die Deutsche Bank hatte die US-Investmentbank 1999 übernommen und schloss damit zu den größten Banken der Welt auf, was sie fortan mit großem Stolz vor sich her trug. Die Übernahme sandte vor allem ein Zeichen in die Bankenwelt hinein, dass es der Deutschen Bank ernst war mit ihren Plänen, zu einer der führenden Investmentbanken aufzusteigen. Der damals noch hoch aktive Edson Mitchell konnte nun leichter Talente rekrutieren und Investoren an Land ziehen, weil das Argument, die Deutsche sei an den entscheidenden Märkten ein zu kleiner Fisch, nicht mehr stach.

Mit der neuen Führungsstruktur haben die Investmentbanker besseren Zugriff auf Ressourcen, sie verhandeln die Budgets für ihr kapitalintensives Geschäft direkt mit Ackermann, der auch die Boni verteilt. Es ist eine clevere Konstruktion, die auch Ärger mit den Aktionären und der Öffentlichkeit vermeiden hilft: Während Vorstandsgehälter im Geschäftsbericht ausgewiesen werden müssen, gilt das für die Gehälter der GEC-Mitglieder nicht. Anshu Jain und andere im GEC verdienen in den guten Jahren mehr als Ackermann, allein Jain soll im Laufe seiner Karriere bei der Deutschen Bank 300 bis 400 Millionen Euro verdient haben.

Ackermanns organisatorischer Coup hat noch einen weiteren Effekt: Durch die Verlagerung der wesentlichen Entscheidungen vom Vorstand ins Exekutivkomitee verliert der Aufsichtsrat weitgehend den Zugriff auf die Führung der Bank. Das Gremium darf nach dem Aktiengesetz nur den Vorstand kontrollieren, über die vom GEC verantworteten Geschäfte erfahren die Aufsichtsräte lediglich so viel, wie Ackermann preiszugeben für richtig hält. Eine wirksame Kontrolle wird auch dadurch erschwert, dass nach dem Rücktritt Ulrich Cartellieris 2004 nur noch ein einziger gelernter Banker im Aufsichtsrat sitzt: Rolf Breuer.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die deutsche Finanzaufsichtsbehörde BaFin hat die neue Struktur vor dem Umbau geprüft und nicht beanstandet. Sie gibt sich letztlich mit der Auskunft der Bank zufrieden, die GEC-Mitglieder seien juristisch betrachtet keine Geschäftsleiter. Die BaFin verzichtet deshalb darauf, wie sie es bei Vorständen tut, die Eignung der GEC-Mitglieder zu prüfen. So führt die Existenz des Komitees nicht nur zu einer Machtverschiebung innerhalb der Bank, sondern vor allem zu einer Kultur der organisierten Verantwortungslosigkeit. Unter dem GEC gibt es weitere Komitees und Subkomitees, und am Ende weiß keiner mehr, wer wofür die Verantwortung trägt, auch nicht Ackermann, obwohl seine formale Kontrollmacht noch weiter wächst.

Vom Aufsichtsrat lässt er sich 2006 vom Vorstandssprecher zum Vorstandsvorsitzenden befördern, damit ist er noch einen Schritt näher am amerikanischen CEO. Für die Bank hat das später einen verhängnisvollen Nebeneffekt: Hatte bis dahin der Vorstand den Chef aus seiner Mitte gewählt, dem der Aufsichtsrat lediglich zustimmte, ist von nun an der Aufsichtsrat selbst für die Nachfolgersuche zuständig.

Am 4. Mai 2006 rückt Clemens Börsig, bis dahin Finanzvorstand, an die Aufsichtsratsspitze. Es ist schwer bis unmöglich, innerhalb und im Umfeld der Bank jemanden zu finden, der über Börsig viel Gutes zu sagen hätte. Vielmehr herrscht einhellig die Meinung, dass er im Amt überfordert war, vor allem mit der Suche eines Nachfolgers für Ackermann. Als der Schweizer 2007 erstmals seinen Rücktritt für 2009 anspricht, beginnt eine chaotische Nachfolgersuche, an deren Ende sich Börsig schließlich selbst vorschlägt, aber der Aufsichtsrat lehnt diesen Versuch einer Selbstberufung ab. Man überredet Ackermann zu bleiben, Börsig und er sind fortan heillos zerstritten, müssen aber gemeinsam noch drei Jahre lang weitermachen.

Schließlich setzt Börsig gegen den Willen Ackermanns Anshu Jain und Jürgen Fitschen als neues Führungsduo ein. Das eigentliche Problem aber ist: Während sie sich in Frankfurt über Personalien und Zuständigkeiten zerfleischen, geht draußen gerade die Welt unter. Man schreibt die Jahre 2007, 2008, 2009, 2010, 2011, auf die Weltfinanzkrise folgt die Staatsschuldenkrise, die Europa zu zerreißen droht.

Die Deutsche Bank – statt nun schnell und genau ihre Modelle zu überprüfen, ihre Risikopositionen neu zu bewerten, ihre Zukunft zu wägen – lernt aus dem Crash so gut wie nichts. Sie hat unter Ackermann die intellektuelle Substanz, aber auch die

organisatorische Struktur verloren, um eine kompetente Debatte über den haarscharf abgewendeten Zusammenbruch der Bankenwelt führen zu können. Verstrickt in kindische, persönliche Streitereien vergeht eine Chance auf einen Neuanfang.

Kritiker der Bank sehen darin ein unverzeihliches Versagen, dessen Folgen bis heute nicht ausgestanden sind. Denn im Grunde, als 2012 dann auch noch Jain, ausgerechnet, auf Ackermann folgt, bleibt die Bank als eine der wenigen weltweit auf dem verheerenden Kurs des Weiter-so. Und weil sie die Konsequenzen des Debakels von 2008 unterschätzt, fehlen ihr die Antennen dafür, wie ernst die Gesetzgeber die Entwicklung nehmen. Dass die Behörden auf die Idee kommen könnten, beim Investmentbanking den Stecker zu ziehen, sieht man in Frankfurt viel zu spät.

VI. Rules are for fools

Die Deutsche Bank nimmt alles mit. Sie ist bei jeder Schweinerei dabei. Am meisten verdient sie, wenn die eigenen Kunden bluten. Die Nullerjahre, noch einmal, als Polizeireport.

Ende April 2002 erscheint in der "Welt am Sonntag" ein Interview mit dem "Vorzeige-Banker" Friedrich Wilhelm Christians, Vorstandssprecher der Deutschen Bank bis 1988. Christians feiert ein paar Tage später seinen 80. Geburtstag und lässt sich einige Fragen über die gute alte Zeit und die aktuelle Lage gefallen.

Christians wird gefragt, ob er die hohen Gehälter und das ganze sonstige Gehabe der Investmentbanker für gerechtfertigt hält, und er antwortet: "Natürlich nicht. Eine Bank, die schon mehr als hundert Jahre Erfolg hat und auch eine Tradition, macht sich vieles damit kaputt. Es war immer etwas Besonderes, bei der Deutschen Bank zu arbeiten. Diesen jungen Burschen ist das egal, die sind doch nur noch darauf bedacht, sich in der Sicherheit zu wiegen, dass ihre Boni auch bezahlt werden."

Es ist eine Stimme aus der Vergangenheit. Sie wird in Frankfurt, in Ackermanns exklusivem Exekutivkomitee, nicht mehr gehört. Man spricht Englisch. Und viele hier dürften kaum noch wissen, wer dieser alte Herr Christians überhaupt ist.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Transformation der Deutschen Bank ist praktisch abgeschlossen. Die größte Geschäftsbank der Deutschen hat sich in eine angloamerikanische Investmentbank verwandelt. Bald wird das englische Wirtschaftsmagazin "The Economist" die Deutsche in einem hellsichtigen Artikel als einen "gigantischen Hedgefonds" betiteln. Es beginnt die Zeit der großen Übertreibungen, der irrsinnigen Fehler, der vorsätzlichen und leichtfertigen Vergehen, deren juristische Spätfolgen noch heute die Bilanzen der Deutschen Bank ruinieren.

Die Jahre, die nun kommen, sind reich an unerhörten Dingen, die später viele Behörden beschäftigen werden.

In den USA verkauft die Deutsche Bank von 2005 an in großem Stil dubios gestaltete, gestückelte und immer wieder neu verpackte Hypothekenkredite.

Seit 1999 schon und mindestens bis 2006 hat die Bank Geschäfte in Libyen, Iran, Burma, Syrien, in Kuba und Nordkorea laufen, die unter dem Verdacht stehen, gegen US-Sanktionen verstoßen zu haben, darunter Geldwäsche.

Von 2003 an soll die Deutsche Bank den Handel mit Devisen mit betrügerischer Software manipuliert und vieltausendfach Kunden bestohlen haben.

2005 schadet die Deutsche Bank Mittelständlern und deutschen Kommunen, indem sie ihnen derivative Finanzprodukte der Klasse "Spread-Ladder-Swaps" verkauft, die keine Spareffekte bringen, wie erhofft, sondern Verluste reißen.

Von 2008 an hilft die Bank US-Bürgern beim Verstecken ihres Schwarzgelds auf Schweizer Bankkonten.

Ab 2009 ist die Bank Teil eines Plots zur "bandenmäßigen Steuerhinterziehung" mithilfe von CO2-Zertifikaten.

Im November 2010 manipulieren Händler der Deutschen Bank in Südkorea durch den Verkauf eines Aktienkorbs im Wert von 1,6 Milliarden Euro den Kurs des führenden Aktienindex des Landes.

Von 2011 an helfen Mitarbeiter der Deutschen Bank in Moskau und London dabei, Rubel im Wert von zehn Milliarden Dollar in täglichen Tranchen aus Russland zu transferieren, ohne dass ein Geschäft erkennbar wäre.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

2011 betreibt die Deutsche Bank längst ein florierendes Geschäft mit "Dark Pools", Handelsplattformen, die Käufern und Verkäufern Geschäfte unter Wahrung ihrer Anonymität erlauben, aber die Bank handelt sich Vorwürfe ein, die Preisgestaltung der Wertpapiere zum Schaden der Kunden zu manipulieren.

Wenn sich Banken verabreden, den Londoner Referenzzinssatz Libor zu manipulieren, dann ist die Deutsche Bank dabei.

Wenn an Gold- und Silberpreisen gedreht wird, gerät auch die Deutsche Bank in Verdacht.

Dies alles, und es ist nur eine Auswahl, geschieht in den Jahren, in denen Josef Ackermann der unumschränkte Herrscher der Deutschen Bank ist. Hat er den Überblick verloren? Oder lässt er laufen? Tritt auch bei ihm, der so viel Kontrollmöglichkeiten hat, ein Kontrollverlust ein?

Es sind die Jahre, in denen Ackermann alles auf Rendite trimmt und Anshu Jain sie mit seinen Truppen liefert. Es ist Jain, der im Handelsgeschäft Strukturen schafft, die noch höhere Gewinne ermöglichen – die aber auch Manipulation begünstigen. Er wird später die Mär von Einzeltätern verbreiten, von schwarzen Schafen, aber die einschlägigen Untersuchungsberichte der ermittelnden Behörden entlarven die Trickserien der Deutschen Bank als Organisationsversagen, als System.

Der für so viele Geschäfte und Sparer so wichtige Libor-Zins etwa konnte auch manipuliert werden, weil die Banker, die an der Errechnung des Zinses beteiligt waren, vom Management um Anshu Jain geradezu ermuntert wurden, mit den Händlern der Bank zu kommunizieren, die ihre Wetten auf ebenjenes Zins abschlossen.

Im unmittelbaren Vorfeld zur Finanzkrise leistet sich die Bank eine besonders bemerkenswerte Schweinerei, die ihren einst so guten Namen endgültig in den Staub tritt: Sie verkauft ihren Kunden nicht nur Wertpapiere, von deren Wertlosigkeit ihre eigenen Händler längst überzeugt sind. Sie erlaubt ihren Leuten an der Wall Street sogar, Wetten auf den Verfall ebenjener Anteilsscheine abzuschließen, um noch einmal abzusahnen, wenn die eigenen Kunden am Ende bluten müssen.

Greg Lippmann heißt der Trader, der 2000 zur Deutschen Bank stieß und am Ende fünf Milliarden Dollar gegen seine eigenen Produkte wettete. Seine Geschichte,

mittlerweile verfilmt, ist im Untersuchungsbericht des US-Senats über die Ursachen der Finanzkrise ausführlich nachzulesen. Dort finden sich auch die Aussagen, dass Lippmann bei drei Gelegenheiten, im Winter 2007, von Anshu Jain die Erlaubnis bekommt, mit seinen zutiefst unmoralischen Wetten weiterzumachen. 1,5 Milliarden Dollar soll Lippmann für die Bank damit verdient haben. Man wüsste gern, ob es dafür im Jahr 2008, als weltweit die Billionen verschwanden, noch einen schönen Bonus für ihn gab.

VII. Wie gewonnen, so zerronnen

Die Bilanzen der Deutschen Bank und ihre Gesamtbilanz als Investmenthaus. Ein nüchterner Blick in die Bücher. Ein Befund: schade um das schöne Geld.

In die Bilanz der Deutschen Bank fließen etliche Millionen Zahlen ein, der bislang letzte Geschäftsbericht für das Jahr 2015 hat fast 500 Seiten. Wer sich in die Berichte vertieft und Jahrgänge vergleicht, stößt auf Zahlen, in denen sich die Metamorphose des Geldinstituts verdichtet.

Die Bank ist seit 1994 größer geworden, aber sie hat an Wert verloren. Ihre Geschäfte wurden wesentlich risikoreicher, aber das hat sich letztlich nicht ausgezahlt. Die Gesamtbilanz der Operation "Neue Deutsche Bank" ist ziemlich ernüchternd.

1994 beschäftigt der Konzern 73 450 Mitarbeiter, drei Viertel davon in Deutschland. 2001 arbeiten 94 782 Mitarbeiter für sie, die Hälfte davon außerhalb Deutschlands. 2007, auf dem Höhepunkt des Booms, sind schon zwei Drittel im Ausland beschäftigt. Auch die Erträge kommen nicht einmal mehr zu einem Drittel aus Deutschland.

Die Bilanzsumme steigt zwischen 1994 und 2007 von 573 Milliarden Mark auf 2,2 Billionen Euro, eine unglaubliche Erweiterung. Aber Größe an sich ist kein Wert. Der Wert des Unternehmens lässt sich an Aktienkurs und Börsenkapitalisierung ablesen. Und da ist die Bilanz ernüchternd. Zwar hatte die Deutsche Bank ihren Börsenwert zwischenzeitlich, unter Breuer und noch einmal unter Ackermann, gegenüber

1994 mehr als verdoppelt – heute aber ist sie weniger wert als vor dem großen Strategiebruch.

Woran das liegt, zeigen andere Zahlen. Die Bank hat eine völlig veränderte innere Struktur: 1994 kam das Gros der Erträge noch aus dem traditionellen Bankgeschäft. Bis zum Höhepunkt der Börsenparty 2007 steigerten die Investmentbanker ihren Anteil am Ertrag der Bank, gern mit besonders riskanten Handelsgeschäften, mehr als 70 Prozent der Gewinne stammten aus diesem Geschäftsfeld.

Ackermanns Strategie scheint sich zunächst bezahlt zu machen. Auf dem Höhepunkt des Erfolgs 2006 erreicht die Bank eine Eigenkapitalrendite von 31 Prozent vor Steuern, nach Schätzungen lag sie damit doppelt so hoch wie 1994. Die Eigenkapitalrendite drückt aus, wie viel Gewinn eine Bank gemessen an den dafür eingesetzten Eigenmitteln erzielt. Es war Ackermanns lang gehegter Traum, 25 Prozent Rendite zu erreichen. Dafür wurde er damals zu Unrecht als gieriger, rücksichtsloser Geldhai beschimpft. Denn bis zur Finanzkrise, bis 2008, waren Ackermanns 25 Prozent keine ungewöhnlich hohe Zahl.

Ungewöhnlich bis unanständig wirken aber die Tricks und die Brutalität, mit denen Ackermann seine Renditeziele erreicht. Die Eigenkapitalrendite steigt, logisch, wenn der Gewinn steigt – sie steigt aber auch, wenn das Eigenkapital sinkt. Und wenn beides gleichzeitig passiert, bekommt man eine besonders schöne Zahl.

Ackermann fordert seine Leute immer wieder auf, die eigenen Aktien, Deutsche-Bank-Aktien, zurückzukaufen, einzustampfen – das dürfen und machen Aktiengesellschaften regelmäßig – und so die Summe des Eigenkapitals zu senken. Ackermann spart, anders gesagt, an der langfristigen Substanz des Unternehmens, nur um die Bilanz aufzuhübschen.

Zu Beginn der Ära Ackermann liegt die Kernkapitalquote der Bank noch bei zehn Prozent. Bis zum Höhepunkt des Booms und bis zum Ausbruch der Krise drückt Ackermann sie auf unter neun Prozent. Der Kapitalpuffer schrumpft, das Risiko steigt, damit sind die Geschäfte der Bank, in der Sprache der Fachleute, enorm gehebelt. Das Verhältnis von Eigen- zu Fremdmitteln, mit denen hoch riskante Geschäfte betrieben werden, kann bei manchen Geschäften zeitweise bei 1:40 liegen.

Ein weiteres Risiko, das sich die Bank in jener Zeit auflädt, findet sich erst in späteren Geschäftsberichten: Strafen und Schadensersatzforderungen wegen illegitimer oder illegaler Geschäfte. Diese Bombe zündet mit Verzögerung. Ihre Wirkung springt zum ersten Mal im Anhang des Geschäftsberichts 2012, Ziffer 29, ins Auge, dort explodiert die Position "Operationelle Risiken/Rechtsstreitigkeiten" von 822 Millionen auf 2,6 Milliarden Euro. Damals schrecken die Ermittlungen in der Libor-Affäre die Branche auf, es drohen Bußgelder, und diese Risiken steigen in den Folgejahren immer weiter, bis heute.

Ackermann verteidigt sich damit, bis zur Finanzkrise bewusst immer an die Grenzen des regulatorisch erlaubten gegangen zu sein, er bekennt sich dazu. Beim Kapital, beim Hebel, beim Risiko hat er jeden Raum ausgenutzt, der sich bot: Andernfalls, sagt er, wäre die Bank nicht wettbewerbsfähig gewesen. Aber hat sich diese Strategie gelohnt?

Auch darüber geben die Bilanzen Auskunft. Sowohl die hohen Gewinne als auch ein Großteil der Rechtsrisiken der Deutschen Bank fallen im Geschäftsbereich Global Markets an, also in Anshu Jains Handelsabteilung. Sie verschlingt auch besonders viel Kapital und verursacht die höchsten Kosten. In den 15 Jahren von 2001 bis 2015 verdiente Global Markets nach Steuern 25 Milliarden Euro. Dem steht aber ein Großteil der mehr als 12 Milliarden Euro an Kosten für Rechtsstreitigkeiten entgegen, die allein seit 2012 angefallen sind – Bußgelder, Schadensersatz, Strafen. Weitere 5,5 Milliarden Euro hat die Bank vorsorglich auf die Seite gelegt, aber womöglich wird sie, wie Analysten schätzen, bis zu zehn Milliarden brauchen.

Dann aber wären, unter dem Strich, fast alle Gewinne weg. Die große Investmentbank wäre ein Nullsummenspiel gewesen oder, schlimmer: eine Last. Denn um die Händler gut zu füttern, lagen andere Bereiche brach, die gesamte Infrastruktur, Investitionen in die Computersysteme des Hauses unterblieben, erst auf Druck der Aufsichtsbehörden investierte die Bank zuletzt eine Milliarde Euro in bessere Kontroll- und Sicherheitssysteme. Auch das ist Geld, das Ackermann schon damals in die Hand hätte nehmen müssen.

Unkalkulierbar sind schließlich die Kosten des Reputationsschadens, den die Deutsche Bank durch Ackermanns und Jains Geschäfte und Gebaren erlitten hat. Wie

wird das wohl von Ackermann "eingepreist", dass der Ruf der Deutschen Bank ruiniert ist? Dass sie eine austauschbare, in ihrer Gesetzestreue fragwürdige, in ihrem Geschäftsgebaren dubiose Globalbank geworden ist, in deren Namen das Deutsche ein leeres Wort ist?

Bleibt eine letzte Referenzzahl: die Boni. Von 1994 bis 2015 ist die Zahl der Mitarbeiter der Bank um 30 Prozent gestiegen, die Gesamtvergütung aber um 200 Prozent auf 13 Milliarden Euro. Das meiste davon blieb bei Jains Truppen hängen. Und es ist bemerkenswert, dass die Gehaltssumme seit der Krise nicht nennenswert gesunken ist. Noch 2015 verdienten 756 der insgesamt gut 100 000 Mitarbeiter der Deutschen Bank mehr als eine Million Euro im Jahr. Wofür genau?

VIII. Kein schöner Land

Die Deutsche Bank will wieder nach Hause. John Cryan vernichtet die Hälfte des Börsenwerts. Das Ende der Selbsttäuschung. Die Hoffnung stirbt zuletzt.

Die jüngere Geschichte der Deutschen Bank gibt einem viele Sätze ein, die mit "Hätte" und "Wäre" beginnen. Wäre es der Bank anders ergangen, wenn sie damals, im Jahr 2000, mit der Dresdner Bank verschmolzen wäre? Wäre sie besser gefahren, wenn sie das Investmentgeschäft parallel geführt hätte, neben der klassischen Bank, unter dem Dach einer Holding? Hätte man nicht schon 2002 erkennen können, dass die Wall Street letztlich ein Boom-and-Bust-Business ist, ein ewiger Kreislauf von Überschwang und Untergang?

In der Krise vor der Krise wurden damals, 2002, an der Wall Street 50 000 Banker arbeitslos und 25 000 in London, Merrill Lynch und Goldman Sachs schrumpften, und die Deutsche? Sie gab Gas. Sie kürzte weniger als die Konkurrenten, weil sie hoffte, im nächsten Aufschwung Marktanteile zu ergattern. Und das klappte sogar, und Josef Ackermann ließ sich feiern als Genie, das ging so bis 2007, 2008.

Auch aus der Weltfinanzkrise 2008 lernte die Deutsche Bank nicht viel. Ackermann fährt gern Zahlen auf, die beweisen sollen, wie er entschlossen Konsequenzen aus der Krise zog, aber die entscheidenden blieben aus. Der Einstieg bei der Postbank

und deren schrittweise Übernahme mag sein Versuch gewesen sein, die Heimatbasis wieder zu verbreitern, aber es stellte sich nie das Gefühl ein, dass sie in den Frankfurter Türmen viel mit der Neuerwerbung anfangen könnten. Was die Gesamtstrategie anging, korrigierte Ackermann hier und da, scheute aber vor nötigen Zäsuren zurück. Die Deutsche tanzte nicht nur, wie ihre Konkurrenten, solange die Musik spielte. Sie tanzte immer weiter, bis 2012, bis zu Ackermanns Abgang, und erst recht danach, als der größte aller Investmentbanker, Anshu Jain, ihr Chef wurde. Er konnte und wollte nichts anderes als Investmentbanking, und sein Kocheff Jürgen Fitschen schaute dabei zu und stoppte ihn nicht.

Es waren Investoren, die Aufsichtsratschef Börsig drängten, Jain auf den Thron zu heben, weil sie noch immer glaubten, der Superstar von einst könne noch einmal Geld regnen lassen. Das war ein Irrtum. Jain baute das Group Executive Committee auf 22 Leute aus, um seine Getreuen zu belohnen, und an die Spitze der Deutschen Bank rückten jene Leute, unter deren Augen sich vorher ein skandalöses Geschäft an das andere gereiht hatte. Wie sollten diese Investmentbanker mit der Vergangenheit brechen und aufräumen, wie es die Zeit geboten hätte?

Sie konnten es nicht. Als in den Jahren 2012 bis 2015 nach und nach ans Licht kam, mit welchen Methoden die Händler der Deutschen Bank zu ihren Milliarden Gewinnen gekommen waren, klärte Jain nicht rigoros auf, sondern beschönigte, verschleppte, und Aufsichtsratschef Achleitner hielt dabei die Hand über ihn, während Jains Kocheff Fitschen für die Galerie über Kultur und Werte referierte.

Aber nun rächte sich, dass die Deutsche Bank mit der Bankenaufsicht nie viel zu tun haben wollte und vielen Aufsehern mit Arroganz begegnet war. Britische und amerikanische Behörden stellten der überheblichen Großbank aus Frankfurt anscheinend besonders gern hinterher, und die Höhe der verhängten Strafen gegen die Deutsche wurden auch mit deren mangelnder Kooperation begründet. Jain war jedenfalls überfordert im Umgang mit den Behörden, zumal mit den deutschen.

Und ihm gelang auch nicht mehr, wofür er berühmt war: Geld zu machen. Der neue Chef der Deutschen Bank verkannte die Zeichen der Zeit, glaubte es aber besser zu wissen als alle anderen. Während sich die Konkurrenz aus dem Handel mit Zinsen,

Währungen und Derivaten zurückzog, blieb Jain dabei und gewann auch Marktanteile – aber auf einem Markt von Produkten, die keiner mehr haben wollte.

So tanzte die Deutsche Bank weiter, an der Wall Street, in London. Sie tanzte und tanzte und sah dabei aus, als wäre sie verrückt geworden und hätte den Bezug zur Realität und das Gefühl fürs Geld verloren.

Noch heute sind ihre Geschäfte, nach Berechnungen des "Wall Street Journal", im Verhältnis 1:24 gehebelt, Goldman Sachs hat es auf 1:9 zurückgefahren. Und immer weiter jonglierte die Bank mit Billionen in Derivaten, in die Zukunft gerichteten Papieren. Ihr Derivatebuch stelle kein bedenkliches Risiko dar, beteuert das aktuelle Management, aber nach allem, was war, fehlt vielen Investoren das Vertrauen. Wie damals bei Lehman Brothers. Die Geschichte könnte sich wiederholen, 2008 reloaded, und dann stünde "The Deutsche" im Zentrum.

Wie geht sie weiter, die Geschichte der Deutschen Bank? Geht sie weiter? Mit John Cryan? Er ist ein Anti-Ackermann. Während der Schweizer die Bank stets stärker geredet hatte, als sie war, spricht der Brite in offenen Briefen an seine Mitarbeiter von den Defiziten der Bank und sagt öffentlich, was alles schlecht läuft. Damit erschreckt er Kunden und Aktionäre, niemand trägt sein Geld zu einer Bank, die das Gefühl verströmt, zu den Verlierern ihrer Branche zu gehören. Seit Cryans Geschäftsübernahme als CEO ist der Aktienkurs der Deutschen Bank um 50 Prozent gefallen, zeitweise unter zehn Euro, wo er zuletzt in den Achtzigerjahren stand.

Es gibt wöchentlich Meldungen über hochrangige Manager und Investoren, die der Deutschen Bank mangels Perspektive den Rücken kehren. Im Investmentbanking verliert der Konzern Marktanteile schneller, als es Cryans Schrumpfkurs vorsieht. Seine Teams machen zudem nicht den Eindruck, als könnten sie in Deutschland selbst, im plötzlich wieder so wichtigen Heimatmarkt, punkten, wie auch: Das Firmenkundengeschäft wird von einem Amerikaner von New York aus geleitet. Damit schließt sich der Kreis. Die Deutsche ist eine amerikanische Bank geworden, die von den USA aus nun die eigene Heimat wiedererobern will.

Aber viele Mitarbeiter sind auch froh über das Ende der Selbsttäuschung, darin liegt eine Chance. Cryan und die Bank stehen vor Fragen wie schon 1994, als ein Irr-

weg begann, der in die Sackgasse führte: Mit welchen Geschäften und in welchen Märkten hat die Bank eine Zukunft? Die Antworten darauf fallen noch schwerer als damals.

Die Bank, die großgeschriebene Deutsche, hat auf dem Weg seither ihre Identität verloren, nun soll sie neue Ziele finden in einer Zeit, die für das Geschäft von Banken schlechter nicht sein könnte. Die Zinsen stehen bei nahe null, das wird auch noch eine Weile so bleiben, Europa droht als politische Union zu zerfallen, im Digitalen wachsen neue, schnelle Konkurrenten heran, die das Bankgeschäft revolutionieren. Die Regulatoren, der Gesetzgeber, traumatisiert durch die Vorgänge von 2008, sie nehmen die Banken immer stärker in die Zange, verlangen dickere Kapitalpolster und engen Handlungsspielräume ein. Es wird Investmentbanken, wie sie vor 2008 mit großen Löffeln den Rahm abschöpften, in Europa nicht mehr geben, sie sind nicht mehr gewollt.

Doch was bleibt der Deutschen Bank übrig? Sie muss, daran gibt es keinen Zweifel, schrumpfen, und zwar deutlich. Sie muss überlegen, ob sie in 70 Ländern vertreten sein muss und warum sie heute mehr Mitarbeiter hat als je zuvor, obwohl es mit den Geschäften seit Jahren bergab geht.

Wenn es gut läuft, kann sie die quälenden Strafverfahren aus den Ackermann-Jahren, wenigstens die ganz großen Brocken, in nächster Zeit abräumen, vielleicht noch bis Ende dieses Jahres. Dann erst wäre Raum und Ruhe für das Nachdenken über eine neue Strategie, wenn es nicht selbst dafür zu spät ist. Die Bank ist angewiesen auf Kapitalgeber und schon heute nicht mehr alleiniger Herr ihres Schicksals. Es geht ums nackte Überleben.

Wenn die Strafzahlungen zu hoch ausfallen und die Bank in die Knie geht, dann steht in Deutschland eine Diskussion bevor, an der sich die nächste Bundestagswahl mitentscheidet. In diesen Zeiten, in denen Populisten den Takt vorgeben, wäre ein Bailout für Deutschlands größte Bank, die Rettung eines Geldhauses mit Steuergeldern, eine heikle politische Operation, um das Mindeste zu sagen. Keiner wird sie anführen wollen.

So ist es, im 146. Jahr ihrer Geschichte, sehr einsam geworden um die Deutsche Bank. Einst war sie Deutschland, war die Deutschland AG, die tragende Säule des Landes, vernetzt bis in die hintersten Winkel der Provinz. Ihre Chefs waren bewunderte Herren, die die Tugenden lebten, die sie von ihren Angestellten erwarteten.

Vorbei. Die Deutsche Bank, wie wir sie kannten, ist tot. Sie geriet, sagt einer ihrer früheren Oberen, durch ihre enorme Größe in eine "darwinistische Nische". Dort waren keine Konkurrenten, keine Feinde mehr, und so wurden die Herren an der Spitze des Hauses träge und unachtsam.

Es ist wie in einem Gleichnis: Die ratlosen Herren luden sich Leute ein, um den Laden aufzufrischen, aber die Neuen verselbstständigten sich. Erst teilten sie noch, was sie erjagten, aber dann wollten sie alles für sich allein. Am Ende war kein Halten mehr. Es gab Kontrolleure, die nichts mehr kontrollierten; es herrschte, jahrelang, nur noch eine Illusion von Ordnung.

Und das stolze Haus, eine Burg einst, gebaut aus zwei spiegelnden Türmen, wurde zum Selbstbedienungsladen einiger weniger, die unsagbar reich wurden. Und von den Alten, sofern noch welche übrig waren, hatte keiner mehr die Kraft, das Treiben zu beenden; sie schauten ihm, faul und feige, zu. So scheiterte ein großes Werk, das Generationen in hundert und mehr Jahren getan hatten, und es hieß, daran sei niemand schuld.

Herr Piepgras macht Politik

Wer „Politik“ hört, denkt an Merkel und den Bundestag. Aber Politik, das sind auch: Benutzungszwang der Kanalisation, Goldene Ringelgansfedern und ein Nachbar, der dich hasst. Ein Tag mit dem Bürgermeister von Hallig Hooge.

Von Jonathan Stock, Der Spiegel, 18.06.2017

Am Morgen, um 4.45 Uhr, hört man seine Schritte durch die dünne, hölzerne Decke. Matthias Piepgras hat sein rotes Bettlaken zurückgeworfen, er geht in sein Arbeitszimmer, setzt sich an den Kieferntisch am Westfenster, dort, wo man das Licht des Leuchtturms in der Nacht sehen kann, und schreibt an der wichtigsten Rede, die er dieses Jahr halten wird. Der Wind hat aufgefrischt, und es liegt ein salziger Geschmack in der Luft. Draußen schlafen die Seevögel unruhig, nur ab und zu dringen ihre Schreie über das Wasser. Piepgras hört den Wind, wie er gegen die Fenster drückt, den Dachstuhl bewegt, durch das Reet schießt, einen hellen, vibrierenden Ton, als rief er ihn.

Piepgras ist Bürgermeister auf Hallig Hooge, einem Haufen Erde in der Nordsee, 20 Kilometer von der Küste entfernt, so flach, dass er bei Sturmflut überspült wird, so hoch, dass Menschen auf ihm leben können. Ein Horizont, eine Wiese. Ein SPD-Ortsverein, ein CDU-Ortsverein. Sechs Gaststätten, eine afghanische Flüchtlingsfamilie. Jedes Amt auf Hooge ist umkämpft, jede Besetzung wird diskutiert, jeder Kassenwart steht unter Beobachtung. Wo wenig ist, hat alles Bedeutung. Hooges Regierung ist der Gemeinderat. Hooges Sitzungssaal ist die Gaststätte "Zum Seehund". Das Büro des Bürgermeisters ist sein Wohnzimmer, sein Auto oder der Deich.

Erst mal sei er Bürgermeister, alles andere komme danach, sagt Piepgras. Er ist auch Amtsvorsteher von Pellworm, Kreistagsabgeordneter, Vorsitzender der Biosphäre Halligen, Vorsitzender des Tourismusausschusses, Mitglied im

Bauausschuss, Vorstand des Hafenverbandes, Zweckverbandsvorsitzender für die Daseinsvorsorge, Vater von zwei Söhnen, Besitzer von drei Telefonen, Vermieter von fünf Ferienwohnungen. Piepgras sagt, er sei jetzt mit 61 Jahren auf dem Höhepunkt seiner politischen Laufbahn. Vermutlich stimmt das. Er glaubt, dass Politik etwas bewegen könne, dass sie das Leben besser mache, die Zukunft größer, die Angst kleiner. Manchmal, in den dunklen Momenten, fürchtet er das Gegenteil. Nun, in der Nacht, schaut Piepgras auf dem weißen Zettel vor sich, er nimmt seinen blauen Kugelschreiber und beginnt mit krakeliger Schrift, die sich schnell über die Linien zieht: "Herzlich willkommen."

Heute ist Spatenstich für den neuen Supermarkt, davor leitet Piepgras eine Sondersitzung für Finanzen mit dem Kämmerer, der Minister kommt, ein Protestschreiben wird übergeben, Piepgras muss die Ringelganstage eröffnen, mit der sie hier die Ankunft von mehreren Tausend Gänsen begrüßen, die Feierstunde in der Gaststätte moderieren, und die Heizungswartung steht an. Er muss die Naturschützer glücklich machen, aber auch die Bauwirtschaft, die Kirche und die Deichbauer, die Gäste und die Einheimischen. 230 Leute werden erwartet, mehr als sie überhaupt Teller haben, wenn das Schiff nicht vorher auf Grund läuft, wie es hier ab und zu passiert. Es wird einen Notfall geben, er muss noch Feriengäste abholen und sich um die afghanische Flüchtlingsfamilie kümmern, die sie vor anderthalb Jahren im Gemeindehaus aufgenommen haben. Und an die Sanierung der Schultoiletten denken. Es gibt diese Tage im Leben eines Politikers, an denen alles zusammenkommt. Heute ist einer davon.

Als drei Stunden später die Sonne auf den Deich scheint, kommt Piepgras in die Küche, er hat seinen roten Bademantel angezogen, hält das fertige Redemanuskript und ein Handtuch in der Hand, schüttet sich drei Löffel Kaffeepulver in den Filter, isst nichts, weil er nie frühstückt, und blickt kurz durch das weiße Sprossenfenster. Seine Lippen sind ganz schmal geworden, er hat nicht gut geschlafen. Er lauscht. Draußen hat der Wind den Himmel grau gefärbt. Sturmtief, südlich von Island, Wind aus Nordwest, 47 Kilometer die Stunde.

Politik, so denkt man, das ist Merkel und der G-20-Gipfel und die Air Force One. Die großen Sachen. Und Hooge ist klein. Man vergisst dabei, dass es mehr

kleine als große Sachen gibt. Es gibt eine Bundeskanzlerin, aber mehr als 11 000 Gemeinden in Deutschland, mehr als 11 000 Bürgermeister wie Piepgras, die jeden Morgen aufstehen und Politik machen. Sie verwalten mehr als 200 Milliarden Euro an Einnahmen. Sie regieren 82 Millionen Menschen. Auf ihrem Gebiet liegen 39 Flughäfen, mehr als 300 Kraftwerke und 50 000 Kindergärten. Politik, sagt Piepgras, geschehe auf dem Boden und nicht in der Luft. Oben ist die Luft dünn. Unten aber ist sie schwer.

Niederschrift über die Sitzung der Gemeindevertretung in der Gaststätte "Zum Seehund", Hanswarft. Der Gemeindevertreter Hauke Ketelsen fehlt entschuldigt. Zuhörer: 6 Gäste. Themen: Energiekonzeptausgestaltung. Ein sozio-ökonomisches Gutachten für die Finanzierung von Privathäusern. Nachhaltige Finanzierung des kommunalen Haushaltes. Optimierungsbedarf im Gesundheitswesen. Auszug aus Tagesordnungspunkt 8: "Leider können die zahlreichen Aktivitäten in der Bevölkerung nicht immer aufgrund ihrer Komplexität klar dargestellt und kommuniziert werden."

Bei der letzten großen Sturmflut ging Piepgras am Abend nach draußen. Die Wellen umspülten sein Haus. Der Wind traf ihn mit voller Wucht, peitschte Regen in sein Gesicht, drückte in seine Lungen, machte das Atmen schwer. Der Wind brachte die Dachbalken zum Vibrieren und sog die Gischt nach oben, dass es aussah, als würde die See kochen. Er hatte so etwas noch nie gesehen. Kein Rettungshubschrauber dringt durch so einem Sturm, kein Seenotkreuzer, niemand. Der Katastrophenschutz rief bei Piepgras an, um ihm zu sagen, dass er für dessen Leute die nächsten Tage nichts tun könne. Sein Sohn stapelte Sandsäcke um sein Haus, Piepgras schob die 24 Millimeter dicken Holzschotten vor die Tür und verriegelte seine Fensterläden. In der Nacht ging er noch einmal auf die Wiese, blickte in die Schwärze des Sturms, sah keinen Mond, keine Sterne, nur das winzige Licht der Stirnlampen in der Ferne, Menschen, die nach ihrem Vieh und Hof schauten. Piepgras sagt, an die Natur müsse man sich anpassen. Das gehe schon irgendwie. Aber die Menschen, sagt er, die blieben kompliziert.

Piepgras sagt, er habe einen Amtseid geleistet, zum Wohle der Gemeinde Hooge. Der erste Paragraph der Gemeindeordnung lautet: "Die Gemeinden haben das

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wohl ihrer Einwohnerinnen und Einwohner zu fördern. Sie handeln zugleich in Verantwortung für die zukünftigen Generationen." Aber was heißt das: Gemeinwohl? Aristoteles sagt: das Glück der Bürger. Rousseau meint, es sei die "volonté générale", der allgemeine Wille, zu finden in einer kollektiven Anstrengung. Nach Adam Smith ist Gemeinwohl das Ergebnis einzelner, egoistischer Interessen. Platon glaubt, dass nur Philosophen wüssten, was das sei, Gemeinwohl, und sie deshalb die Regierung übernehmen sollten.

Piepgras war mal Kolonnenführer im Tiefbau. Dann wurde er Lehrer, arbeitete mit schwer erziehbaren Jugendlichen, hieß Sonderpädagoge für Menschen mit Sprachstörungen, wurde Familientherapeut, Dozent an der Universität Kiel, moderierte beim Bau von Schweinemastanlagen und arbeitete auf Fischerbooten. Er heiratete eine Hoogerin, wurde Vater, baute ein Haus, arbeitete, arbeitete mehr, bekam ein Burn-out, trennte sich, zog nach Hooge, ging in einen Ausschuss, wurde Vorsitzender des Ausschusses, trat in die SPD ein und wurde so Politiker. Seit neun Jahren ist er Bürgermeister. Wenn man ihn nach seiner politischen Theorie fragt, sagt er: nicht verzweifeln.

Piepgras steigt in sein Auto, schnallt sich nicht an, weil er sich auf Hooge nie anschnallt, und fährt los, die Straße hinunter, in einen grauen Morgen, in einen Horizont ohne Deckung. Kreisstraße K82, ausbesserungsbedürftig, er muss das im Blick behalten. Wahlkampfthema. An der Seite heben sich Häuser auf kleinen, aufgeworfenen Erdhügeln, die sie Warften nennen, dem Himmel entgegen. Wenn die Flut kommt, dann treiben hier manchmal Seehunde, und die Warften sind Inseln in der See. Heute grasen nur die Gänse auf den Salzwiesen. Piepgras interessiert sich nicht besonders für Gänse, aber er mag es, wie sie ihr Territorium verteidigen. "Es könnte hier ein Paradies sein", sagt er. Könnte.

Freunde hat kaum einer auf Hooge. Zu dicht lebt man aneinander, zu alt sind die Unterschiede, zu schnell sind die Gerüchte. Es gibt Streit um das Erbe, Streit um den Boden, Streit um den Streit. Jeder hat ein Fernglas am Fenster stehen. Jeder weiß alles, immer zu viel. Zu tief sitzt die Angst. Bei den großen Sturmfluten hat das Wasser Grabsteine aus der Erde gerissen und die Särge nach oben gespült. Die Alten erinnern sich, wie das Wasser nachts leise in ihr Kinderzimmer floss, wie sie in

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Gummistiefeln zwischen Spielsachen wateten. Auf was ist noch Verlass, wenn weder die Toten noch die Kinder ruhen dürfen? "Der Friede des Herrn sei mit euch allen", wird die Pastorin morgen sagen, in einer Kirche, deren Boden aus Strandsand besteht, damit das Wasser besser ablaufen kann. Piepgras sagt, man dürfe vor dem Abgrund nicht die Augen verschließen.

Niederschrift über die Sitzung des Bau-, Umwelt- und Agrarausschusses in der Gaststätte "Zum Seehund", Hanswarft. Zuhörer: 8 Gäste zu Beginn der Sitzung. Zum Thema "Bimmelbahn" wird es auch noch eine detaillierte Projektvorstellung geben. Tagesordnungspunkt 4: Wie ist der Sachstand zur Renovierung der Schultoiletten? Für die Schule muss eine Gefährdungsanalyse durch einen Gutachter erstellt werden. Sollte der Gutachter zu dem Schluss kommen, dass Dinge im Bereich der Schultoiletten saniert werden müssen, dann werden die Schultoiletten kurzfristig saniert. Mit einem Dank an die Anwesenden schließt der Vorsitzende die Sitzung um 22.25 Uhr.

Beim Gemeindebüro angekommen, kauft Piepgras Pflaumenmus für seine Feriengäste, er muss später noch eine Friesentorte backen, dann sieht er einen weißhaarigen, schweigsamen Mann über das Gras gehen, an dem Ort, an dem der Supermarkt entstehen soll. Es ist Werner Boyens, er ist gegen den Bürgermeister und gegen den neuen Supermarkt und gegen die aktuelle Politik auf der Hallig. Die beiden stehen sich auf dem Rasen gegenüber und verharren kurz, Boyens hält ein Protestschreiben in der Hand. Keiner guckt dem andren in die Augen. Keiner grüßt. Schließlich wendet sich Boyens ab und geht sein Protestschreiben kopieren, und Piepgras geht zu seiner Sondersitzung in den "Seehund".

Der Bauingenieur des Supermarkts kommt, die Beamten vom Küstenschutz, die Finanzmittelgeber aus dem Ministerium, der Kämmerer aus Husum. Es ist ein Bauprojekt von etwa zwei Millionen Euro, die Kosten pro Einwohner sind höher als für die Elbphilharmonie oder den Berliner Flughafen. Ein Prestigeprojekt, sagen seine Gegner. Notwendig, sagt Piepgras. Jetzt in der Sitzung müsse er ein Machtwort sprechen, die Kommunikation laufe noch nicht rund. Kostenaufstellung. Planungsleistung. Bodengutachten. Prüfstatik. Grundbalkenrandschalung.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Pfahlgründungsarbeiten. Stellenplan. Sonderbedarfzulage.

Kommunalabgabengesetz. Rechnungsprüfbericht. Längervorhaltung. Position 10.

Piepgras sagt, er habe von Zeit zu Zeit einen Traum. Er ist wieder jung, ein Student, er sitzt im Hörsaal, lauscht der Vorlesung. Dann öffnet sich die Tür, zwei Männer erscheinen, zeigen auf ihn und führen ihn ab. Er ist verraten worden. "Du kannst dich auf nichts verlassen", sagt Piepgras. Das ist eine Sorge, die ihn umtreibt. Einmal hat jemand morgens vor seinem Haus gestanden, die Fenster seines Autos eingeschmissen und gerufen: "Verpiss dich von der Hallig. Du hast hier nichts verloren." Seitdem schließt er seine Tür ab. Er sagt, man müsse für alles eine Regelung finden, aber es sei etwas anderes, wenn man in Kiel oder Berlin ein Gesetz unterzeichne oder hier direkt seinem Nachbarn sagen müsse, dass er seine Gülle nicht abladen könne, falsch parke oder eine Baugenehmigungen brauche. Er hat fünf Dienstaufsichtsbeschwerden bekommen. Seine Gegner werfen ihm Amtsmissbrauch, Schikane, Einschüchterung und Ämteranhäufung vor. Piepgras sagt, er erwarte keinen Dank.

Während der Besprechung im "Seehund" berät sich Boyens nebenan mit dem Warftsprecher in einer alten Kapitänsstube, seinem Wohnzimmer. Er sei Seehundjäger, sagt Boyens, in letzter Zeit male er aber auch gern. An der Wand hängt ein Bild von zwei Menschen, die über das Watt durch den Nebel irren, fast nichts sieht man darauf, außer den Dunst. Boyens und sein Nachbar sitzen darunter vor dem Protestschreiben, das sie dem Minister übergeben wollen, aber sie können sich noch nicht einigen, wer es übergibt. Mit dem neuen Supermarkt soll auch der Deich erhöht werden, aber nur auf der Westseite – auf der Südseite, wo Boyens' Haus steht, nicht. Boyens kommt sich verraten vor, Millionen werden für einen Supermarkt ausgegeben, er bekommt davon nichts ab. Piepgras könne gut reden, sagt er, er gehe immer nach vorne, aber er nehme die Leute nicht mit. Der alte Seehundjäger schaut nach draußen, vor dem Fenster grast ein Schaf. Kein Feind zu sehen. Am Ende sitzt Boyens allein im Wohnzimmer unter dem grauen Dunst seines Bildes. Er sagt: "Wir müssen mit dem Sturm leben."

Niederschrift über die Sitzung des Ausschusses für Soziales, Bildung und Gesundheit in der Gaststätte "Zum Seehund", Hanswarft. Tagesordnungspunkt 6:

Soziales Miteinander. "Es kam zu dem Ausspruch: 'Wir wollen hier keine Schwarzen.'" Der Ausschuss und die Gemeinde Hallig Hooge distanzieren sich ausdrücklich von einem solchen Gedankengut und verurteilen dies auf das Schärfste. Die Gemeinde Hallig Hooge ist weltoffen und heißt alle Menschen jeglichen Geschlechts, Religion, Hautfarbe, Weltanschauung und sexueller Orientierung herzlich willkommen. Dies soll so auch in das Papier "Der demografische Wandel in der Gemeinde Hallig Hooge" aufgenommen werden.

Piepgras hat seine Sitzung hinter sich gebracht, er läuft zum Auto, muss jetzt dringend zum Anleger, die Gäste empfangen, er ist außer Atem, ruft etwas Unverständliches aus dem Fenster. Die "Seeadler" hat festgemacht, schwankend liegt das Boot am Anleger. Über den Steg balancieren schon die Gäste, darunter der Minister Robert Habeck, mit ihm Peter Prokosch, Träger der Goldenen Ringelgansfeder, und Siegfried Puschmann, stellvertretender Kreispräsident. Piepgras stellt sich an die Mole, eine einzelne Figur im Wind, und sagt jedem Moin. Einhundertachtunddreißigmal.

Der israelische Historiker Yuval Noah Harari beschrieb, wie Menschen mehr als eine Million Jahre in Gemeinschaften mit bis zu 150 Menschen lebten. 150 – das scheint Forschern zufolge die natürliche Obergrenze sozialer Gruppen zu sein, in Firmen, Staaten, globalen Netzwerken, das ist die Zahl der Leute, die wir tatsächlich kennen, die wir in unser Leben lassen, unabhängig von der Zahl der Facebook-Freunde. In solchen kleinen Gemeinschaften findet Politik statt, aus ihnen besteht die Welt. Benjamin Barber, einer der einflussreichsten Politikwissenschaftler der Welt, meinte, dass Bürgermeister die Probleme lösen müssen, an denen Nationen versagen. Die Frage ist: wie?

Auf Hooge leben 108 Einwohner. Bei einer Zahl unter 70 wäre Hooge nicht mehr regierbar, glaubt Piepgras. Dann gäbe es keinen Gemeinderat mehr, sondern nur noch eine Gemeindeversammlung, eine Selbstregierung der Bürger. Das hieße, über alle Angelegenheiten der Gemeinde würde nicht mehr ein gewählter Rat entscheiden, sondern alle Bürger in einer Versammlung. Diese Möglichkeit der Selbstregierung sieht das Grundgesetz in Artikel 28 ausdrücklich vor. Aristoteles fürchtete diese direkte Demokratie. Diese Herrschaft der vielen sei so schlecht wie

die Tyrannei, die Herrschaft des Einzelnen, oder die Oligarchie, die Herrschaft der wenigen, denn wenn alle sich selbst regieren, dann denken alle nur an sich. Piepgras sieht das genauso. Man könne nicht mit 70 Leuten die Farbe einer Kachel entscheiden, sagt er. Das mache lieber einer allein. "Ich muss manchmal auch Träume zerstören", sagt Piepgras.

Am Anleger unten am Hafen drückt ihm ein Mann namens Bruno einen hölzernen Stab mit Schellen in die Hand, auf dessen Spitze ein Teufelskopf sitzt, und fragt, wo er den hinbringen solle. Piepgras muss noch die Basstölpel transportieren, eine Musikgruppe aus Langeneß, und den Gewinner des Malwettbewerbs begrüßen. Boyens kommt mit seiner Protestnote, die er dem Minister in die Hand drückt, er will seinen höheren Deich. Der Minister versucht zu erklären, warum der Deich auf der Westseite höher wird, was unter anderem daran liegt, dass Westwind herrscht und seit Jahrhunderten von dieser Seite die höchsten Wellen kommen. "Das sehen wir nicht ein", sagt Boyens. Dann kommt der Spatenstich. Der Minister, der Ingenieur und Piepgras schlagen mit ihren Spaten auf die Grasnarbe ein. Der Wind ist laut, das Mikrofon hat einen Wackelkontakt, zwischendurch hört man Piepgras' Stimme: "Pionierarbeit ... Pilotprojekt ... großer Schritt für die Hallig". Ein Mann mit Kapitänsmütze murmelt: "Großer Schritt, aber in die falsche Richtung." Am Ende liegen drei Spaten auf dem Rasen neben drei Häufchen Erde, und alle gehen rein, bald gibt es Torte.

In Gemeinden unter 8000 Einwohnern, und das sind die meisten Gemeinden in Deutschland, müssen Bürgermeister ehrenamtlich arbeiten, so schreibt es die Gemeindeordnung vor. Sie bekommen eine Aufwandspauschale, Piepgras erhält 412,67 Euro im Monat. Wenn man die Bürger Hooges fragt, warum er das trotzdem mache, kriegt man unterschiedliche Antworten. Die Hallig sei seine Bühne, sagt die Pastorin. Er sei in einem Strudel gefangen, sagt ein ehemaliges Mitglied des Gemeinderats. Die anderen buckeln doch immer vor ihm, sagt der Kapitän. Populismus, sagt der Milchbauer. Karriere, sagt der Fischer. Große Projekte, sagt der Minister. Er glaube wirklich an seine Arbeit, sagt ein Deichbauer. Er habe eine Vision, sagt seine Freundin. Piepgras sagt: „Es war keiner da, und dann hab ich das gemacht.“

Piepgras muss jetzt die Ringelganstage eröffnen. Die Menge schunkelt und singt: "Wo de Nordseewellen trekken an den Strand", "An de Eck' steit 'n Jung mit 'n Tüdelband", "Dor is mine Heimat, dor bün ik to Hus". Minister Habeck sagt: "When you can make it here, you can make it everywhere." Piepgras lehnt neben ihm am Rednerpult, er hat nicht mitgesungen, er schaut auf sein Redemanuskript, darauf steht das Wort "Landesstrukturentwicklungsplanung". Hinter ihm schaut ein ausgestopfter Seehund auf die Menge, vor sich hat er den Bürzel einer Ringelgans. Es geht jetzt nicht mehr um den Supermarkt, um die heimische Wirtschaft, er muss jetzt umschwenken auf Naturschutz, Ringelgänse. Der Tag ist noch nicht um, und Piepgras sagt, der nächste Anruf komme bestimmt.

Ein Mann tritt an ihn heran, er möchte sich vorstellen, sein Name sei Hinrich Bäemann, und er habe eine Idee, wie man aus Scheiße Gold machen könne. In Kanada habe er beobachtet, wie sie Elchkot in farblosen Lack tauchen und als Andenken verkaufen, fünf bis zehn Dollar pro Stück, zum Beispiel als Ohrring oder als Weihnachtsbaumschmuck. Das sei absolut hygienisch, stinke überhaupt nicht, wegen des Lacks. So was könne man mit den Ködeln der Ringelgänse doch auch machen. "Wie sich so was entwickelt", sagt Piepgras begeistert, er will das Projekt weiterverfolgen.

Anruf vom Gemeindebüro: Wie sollen die Schultoiletten werden? Unisex? Und die Fliesen? Normal, weiß? Piepgras ist auch das Bauamt hier, sagt er, und das Ordnungsamt. Manchmal holt er die Klodeckel ab, wenn er auf dem Festland ist, oder einen Kühlschrank. **Anruf vom Planungsbüro:** 950 Meter Wasserleitungen müssen verkleidet werden. "Denkt an die Leerrohre", sagt Piepgras. Manchmal rufen ihn Leute an, weil die Heizung kaputt ist. **Anruf vom Krankenpfleger:** Ein Rettungsflieger kommt, holt einen Nachbarn ab, dringender Notfall. **Anruf von der Anwältin:** Die afghanischen Flüchtlinge auf Hooge, es geht um die Duldung, übermorgen bringt er sie zur Anhörung in die Ausländerbehörde. Der Vater der Afghanin ist erschossen worden, oder war es ihre Schwiegermutter? Er versuche sich immer alles zu merken, sagt Piepgras, aber manchmal sei die Gesamtkomposition kompliziert.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

*Sitzung der Gemeindevertretung. Protokollführerin: Birgit Buhmann.
Tagesordnungspunkt 9: Kindertagesstättensatzung. Tagesordnungspunkt 10:
Benutzungszwang der Kanalisation. Tagesordnungspunkt 14: Fracking gemäß
Paragraf 15 des Bundesberggesetzes. Tagesordnungspunkt 15: Katastrophenschutz.*

Das Boot fährt weiter zur Feierstunde nach Langeneß, es ist kalt geworden, Piepgras hilft dem Decksmann und schleppt Kabel in einen Schafstall, der im Sommer für Konzerte genutzt wird. Der Stall ist voll, der Grill dampft, es riecht nach Bratensoße und Bier, alle warten auf ihren Einsatz am Buffet. Vorher sollen aber noch einmal alle 20 Träger der Goldenen Ringelgansfeder über ihre Leistungen der Ringelgansforschung reden und Wünsche für die Zukunft äußern. Niemand ist mit dieser Regelung einverstanden, auch die Träger der Goldenen Ringelgansfeder nicht, aber irgendwie gibt es kein Entkommen. Piepgras ist immer noch im Kampfmodus. Er flucht hinter den Kulissen, will in das Planungsgremium der nächsten Ringelganstage, schaufelt sich demonstrativ seinen Teller voll, obwohl das Buffet nicht eröffnet ist, er kann nicht anders. Er muss immer die nächste Fähre kriegen, ins Ministerium, den Haushalt besprechen, zum Telefon greifen, jemanden wegdrücken, sich beschweren, sich aufregen, die Sitzung sprengen, ein Machtwort reden, eine neue Idee verkünden. Das ist Politik für ihn. Und vielleicht ist das auch Politik.

Piepgras glaubt, dass es als Bürgermeister früher leichter gewesen sein müsse. Es reichte, zu Geburtstagen zu gratulieren, Sitzungen einzuleiten, boßeln zu gehen und allen das Gefühl zu geben, es bleibe so, wie es ist. Bürgermeister waren Garanten der Stabilität. Aber nun treibt alles an seine Hallig wie Strandgut: Verordnungen aus Brüssel, Gesetze aus Berlin, Entscheidungen aus Kiel. Er muss sie auflesen und damit arbeiten. Jeder sagt, Piepgras nehme die Leute nicht mit. Piepgras fragt: "Wie kann ich die Leute mitnehmen?" Die neuen Parkbuchten am Anleger erklärten seine Gegner für die Einführung der Diktatur auf Hooge. Oder die Erhebung des Halligtalers, einer Kurtaxe, die habe Sinn gemacht, sagt er, er konnte damit die Stelle des Hafenmeisters finanzieren, Schulden vermeiden. Aber keiner wollte den Halligtaler, die Feriengäste nicht, die Reedereien nicht, auch nicht die Vermieter. Trotzdem war es die richtige Entscheidung, glaubt er. Ist das Gemeinwohl, wenn einer gegen alle steht, weil der eine glaubt, es sei für alle besser?

Das sei es manchmal, sagt Piepgras. Das Problem dabei: Man wird nicht wiedergewählt.

Piepgras sagt, er habe Federn gelassen. Die Anstrengung, der Stress, das ständige Unterwegssein. Das zehre an der Kondition. Manchmal, wenn die Luft brenne auf Hooge, sagt er, dann schlafe er nur vier Stunden. Arzttermine schiebe er hinaus. Er habe kaum Zeit für sich. Eines Tages lag er morgens auf dem Sofa, Verdacht auf Herzinfarkt. Fünf Stunden habe es gedauert, von der Hallig ins Krankenhaus zu kommen. Die Luft war zu neblig für den Rettungsflyer, das Wasser stand zu niedrig für die Fähre. Der Arzt musste von Amrum kommen, in Dagebüll hätten sie ihn die Mole nicht hochbekommen, schließlich mussten sie nach Husum. "Ein Getüdel", sagt Piepgras. Im Krankenwagen überlegte er sich, wie man diese Rettungswege verbessern könnte, er sprach während der Fahrt mit der Notärztin darüber. Seitdem arbeitet Piepgras an einem neuen Telemedizinssystem, das auf Offshore-Anlagen eingesetzt wird. Er hat dazu bald eine Telefonkonferenz mit Kiel. Ein Riesending werde das, sagt er.

Piepgras sagt, dass er keine Angst vor der Macht habe. "Macht", sagt er, "kann die Möglichkeit sein, etwas zu gestalten, oder die Gewalt, über andere zu bestimmen." Er glaube an die Möglichkeit des Gestaltens. Doch der Bürgermeister, sagen einige, habe das Tempo erhöht, diskutiere nicht mehr so viel, regiere jetzt gern per Eilentscheidung, als ob in der Gemeinde das Notstandsrecht herrschte. Hooges Gemeinderat ist kleiner geworden mit der Zeit, zwei haben ihn bereits aus Protest verlassen; wenn noch einer geht, dann ist der Rat nicht mehr beschlussfähig. Seit 30 Jahren wird Hooge von der SPD regiert. Doch vor Kurzem hat der Hafenmeister eine CDU-Ortsgruppe aufgemacht, und die CDU hat bei der Landtagswahl auch auf der Hallig mehr Stimmen als die SPD bekommen. Je schneller Piepgras nach vorn schreitet, desto weiter lässt er seine Leute zurück. Wenn einer gegen alle steht, dann kann der eine auch unrecht haben. "Man muss auch mitgehen wollen", sagt Piepgras.

Am Abend fährt Piepgras seine Feriengäste nach Hause. Er muss dran denken, morgen die Betten abzuziehen. Die Kreisstraße. Die CDU. Wahlkampf. Das Kommunalabgabengesetz. Das Bundesberggesetz. Die Wiederwahl. Seine Feriengäste sind ein Schweizer Ornithologe mit seiner Frau, sie sitzen hinten im

Auto. Sie schweigen. Piepgras erzählt ihnen, dass er mal eine Eismöwe gesehen habe, ganz weiß sei die gewesen, weißer als andere Möwen. Von der Arktis habe sie wohl ein Sturm hergeweht, und später sei sie auf dem Festland verhungert, aber zwischendurch habe sie es hier geschafft, ganz nah an seinem Haus. Die Geschichte gefällt ihm. Der Ornithologe räuspert sich, später schreibt er Piepgras eine Nachricht, es habe sich um eine Elfenbeinmöwe gehandelt, nicht um eine Eismöwe. "Man kann nur verlieren", sagt Piepgras.

Niederschrift über die Sitzung des Tourismus- und Wirtschaftsausschusses, Hallig Hooge. Tagesordnungspunkt 4. Anfragen aus der Öffentlichkeit: Keine Öffentlichkeit vorhanden. Daher entfällt der Tagesordnungspunkt.

Als es dunkel geworden ist, zieht sich Piepgras aus und geht in die Sauna. Er hat sie in seinen Keller gebaut, wie einen Schutzraum aus Holz. Die Sauna ist klein. Piepgras redet über Größe in der Politik. Über Kohl, über Schmidt, über Mitterrand. Es klingt so, als würde er über Amtskollegen reden, die Bürgermeister benachbarter Halligen. Dann spricht er von einem Termin, der ihm wichtig ist. Bald, im Sommer, wird er zu den Sanden laufen, kleinen Sandbänken im Meer vor der Hallig, sie gehören zur Gemeinde, aber niemand lebt auf ihnen, nichts wächst dort. Keine Menschen, keiner, der stört. Er wird auf den Sanden stehen und seinen Bereich inspizieren, er wird irgendwie weitermachen. Ein einsamer Herrscher mitten im Meer. Seine Wiederwahl wäre 2018. Er weiß noch nicht, ob er sich zur Wahl stellen soll. Er wird, so sieht es gerade aus, vermutlich nicht wiedergewählt werden. Es weiß aber auch keiner, wer es sonst machen soll. Auch das ist Macht.

Piepgras hat heute mit 112 Leuten gesprochen, 46 Telefonate geführt, 3 Reden gehalten und zweimal Schweinebauch mit viel Schwarte gegessen. Er ist müde. Oben wartet wieder die Dunkelheit auf ihn und der Leuchtturm. Seine Schlaflosigkeit. Draußen sind keine Vögel mehr zu sehen, nur noch eine Möwe, die mühsam gegen den Wind anfliegt. Irgendwann gibt sie auf und legt sich ganz sacht auf das Wasser. „Jetzt ist Schluss“, sagt Piepgras, „Schluss.“

Anmerkung des Autoren: Ausgangspunkt für die Reportage war eine „Meldung und ihre Geschichte“ über die afghanische Flüchtlingsfamilie auf Hooge. Seitdem habe ich mit Piepgras Kontakt gehalten, da er mir als Protagonist einer Geschichte über Politik in Kleinstgemeinden interessant erschien. Ich war insgesamt viermal auf Hooge bei Gemeindesitzungen und habe Piepgras bei meinem letzten Aufenthalt eine Woche begleitet. Ich habe in seinem Arbeitszimmer übernachtet und ihn gebeten, jeden Anruf, wenn möglich, auf laut zu stellen. Ich war an den meisten Tagen bei allen beruflichen und privaten Gesprächen dabei. Während unserer Zeit auf Hooge haben wir auch die Gegner von Piepgras besucht und interviewt. Sie, aber auch seine Unterstützer, haben den Artikel positiv aufgenommen. Piepgras selbst hat inhaltlich nichts auszusetzen, findet aber, er hätte besser überkommen können.

Fremdenverkehr

Was haben all die Flüchtlinge nur mit diesem Land gemacht? Eine Winterreise durch die Gemeinden.

Von Alexander Smoltczyk, DER SPIEGEL, 07.01.2017

Franz Grassl, den sie im Tal nur den Flinsei nennen, weil er vom Flinsenlehen stammt, und der die Autolackiererei in Schönau hat, da hinter Berchtesgaden, der Flinsei also hat von der Asylantenflut, wie sie das nennen im Tal und auch sonst wo, zwei abbekommen. Ahmed, den kleinen Syrer, der so flink im Fußball ist, und den Afghanen Qais, der zu Fuß aus Iran hergelaufen ist und jetzt Lackierer lernt beim Flinsei in der Werkstatt. Da, wo ein Foto vom Deutschland-Bob hängt. Weil der hier gespritzt wird, in Schwarz und Rot und Gold. Der Bob. Aber irgendwie auch der Ahmed und der Qais.

"I hob Ungarn g'habt, an Polen, an Türken, Slowaken, Bulgaren und durch dies hob i koa Angst ned, woäßt? Es gibt ja weiche, de hob'n Angst von de Ausländer. I scheid ma do nix, auf Deitsch g'sogd." Sagt der Flinsei.

Hinterm Kehlsteinhaus, da ist Mekka. In diese Richtung beten sie. Das Kehlsteinhaus liegt da oben, auf dem Obersalzberg, wo Franz Grassl jetzt hinzeigt übers Werkstattdach, und hat mal dem Hitler gehört. Nein, er habe kein Problem mit dem Beten und dem Mekka: "Beim Rammadan, da bin i schon menschlich. I find des guat, dass sie's machen, weil des eana Glauben und ihr Dahoam is. Wenn mir schuahplattl'n, muass der a zuaschau'n."

Es ist ganz einfach.

Man muss nur das haben, was Franz Grassl "eine Linie" nennt und was mit "Heimat" zu tun haben mag, selbst wenn die irgendwo hinterm Kehlsteinhaus liegt, und mit

Verwurzelung und einer Sprache, die mehr Heimat ist als alles andere und ohne die der Flinsei nicht der Flinsei wäre.

"Ob i mi verändert hob? Wegen dera Auslända? Na. I hob mei Linie. Bei mir gibt's koa Veränderung ned. De miass'n si nach uns richt'n, weil sonst miassen's dahom bleib'n. Des Oanzige, was i im Betrieb g'ändert hob, beim Brotzeitmach'n kriag'n de scho de richtige Brotzeit, ohne Schweinefleisch. Da kennan's dann ihr Hendl essen, dös, wos sie kennan. Wia der zu mia g'sagd hod, er miassat um halbe zwölve in sei Richtung schau'n und bet'n, dann sag i: Geh auffi, nimm dein Teppich mit, und in zehn Minuten bist wieda do. Und die zehn Minuten muass er dann nacharbeit'n."

83471 Markt Berchtesgaden (73 Flüchtlinge)

Im Sommer 2015 stellten Unbekannte eine Google-Map ins Netz, eine "Übersicht zu Asylantenheimen in Deutschland". Jede Turnhalle, jeder Container war mit einem roten Stecknadelkopf markiert, und vor lauter Rot war kein Land mehr zu sehen. Die Absicht war dunkel, die Botschaft klar: Deutschland ist geflutet.

Sobald man sich jedoch in diese Karte hineinzoomt, verändert sich das Bild. Die Nadelköpfe lösen sich voneinander, sie entklumpen sich und bekommen Namen. Und wenn man diese Ortsnamen dann mit dem Wort "Flüchtling" zusammen googelt, kippt das ganze Bild, und es tauchen Berichte auf über gemeinsame Fußballspiele, Kümmerer, Gemeindefeste, Bürgerversammlungen.

Dies ist der Bericht über eine Reise zu acht dieser Stecknadeln. Manche rein zufällig gewählt, ihres Namens oder ihrer Lage wegen. Acht sehr gewöhnliche Orte, in denen kein Heim brannte und keine Studentin ermordet wurde. Es sind kleine und kleinste Orte, jeder auf seine Weise im Abseits, aber alle dann doch ins Zentrum eines Geschehens gerutscht, in jenem Moment, als die ersten Fremden kamen.

Franz Grassl ist selbst Bob gefahren. Er ist gut Freund mit dem Hackl Schorsch, dem Rodler, und mit dem anderen Franz, der auch oft im "Goldenen Bären" sitzt und Beckenbauer heißt. "I hob mit de Deitsche mehr Probleme ais mit de Auslända. De Deitsch'n woil'n ja nix mehr lerna, nimmer arbeit'n. Wenn de a Furz druckt, dann san's krank. Seit zehn Joar is des ganz scheee schlimm woan."

Der Nachbarn wegen würde er keinen Schwarzen einstellen, das nicht. Aber den Ahmed schon und den Qais, auch wenn der noch nicht anerkannt ist, aber immer mit dem Vokabelheft rumgelaufen ist. Die seien so fleißig: "De hob'n den Führerschein gemacht, lauter Oansa und Zwoara. De hob'n ja fui Deitsch g'lernt. Von 30 Schülern, do bleib'n 3 übrig. Und de drei, von dene hob i genau zwoa dawischt. Zehn Prozent san des, mit dene du wirklich wos ofonga konnst. Sog i jetza. Ois oandre konnst wieda hohamschicka. Wenn sie selber Deitsch lerna woll'n, dann schaff'n sie's. Arbeit'n konnst du denen schon lerna, woaßt. Des Wichtigste is Deitsch lerna! Weil, sonst konnst di ned mit dena unterhoit'n."

Deutschlernen ist das Wichtigste.

02957 Weißkeißel (50 Flüchtlinge)

"Flüchtlingswelle überschwemmt Landkreis", hatte der "Berchtesgadener Anzeiger" anfangs geschrieben. Damals redeten alle wie die Wassertechniker, von Überflutung, Eindringen, Versickern, Obergrenze, manche auch von Durchmischung und Dambruch. Es war wie beim Oder-Hochwasser.

Hinter dem Büro von Andreas Lysk parken Müllautos in Reihe, weiter hinten liegen nach Farbe sortiert die Tonnen. Abfallentsorger ist ein erfüllender Beruf. Außerdem muss jemand es ja machen. Deswegen ist Andreas Lysk auch nebenbei noch Ortsvorsteher geworden. "Bevor die Roten rankommen", sagt er. "Ich habe meine Erfahrungen mit den Leuten gemacht, zu Ostzeiten."

Weißkeißel liegt bei Weißwasser, was für manche der hinterletzte Ort Ostsachsens ist. Weißkeißel liegt noch dahinter. Eine Handvoll Häuser und viel Gegend. "Als die Flüchtlinge kamen, war die erste Frage von denen: Wo ist Köln? Wo ist Hamburg? Die mussten erst mal auf eine Karte schauen." Und da war kein Köln und auch kein Hamburg. Da war nur Weißwasser. Und Krauschwitz, wo der nächste Netto ist, und dann kommt nur noch Polen.

1285 Seelen. "Das hier ist Fläche ohne Ende", sagt Andreas Lysk. Wer hier durchfährt, an Truppenübungsplätzen und Seniorenheimen und Discountern vorbei, der meint, dass dem Land ein wenig demografische Bewässerung nicht schaden könnte. Der Staat müsste mehr machen, sagt Andreas Lysk, der Ortsvorsteher. "Nee, ich bin

nicht der Staat. Staat ist, wer Gesetze machen kann. Ich kann nur die Satzung machen, wann der Hund bellen darf."

Nun stand da am Ortsrand das ehemalige Haus vom Bundesforstamt. "Da sagte der Bund zum Landkreis: Ihr braucht doch Platz für Flüchtlinge. Oh, dachte ich, jetzt ist es auch bei uns angekommen, in Ostsachsen. Na denn. Stellen wir uns der Geschichte."

Es gab die erste Demo in der Geschichte von Weißkeißel und eine Versammlung. Ein ortsfremder Reichsbürger machte Stimmung und musste von der Polizei herausgetragen werden, mitsamt des Stuhls, an dem er sich festkrallte. Ein Anwohner fragte: "Wie sind die überhaupt versichert? Das Bundesforstamt ist nicht über meine Wiese gelatscht."

Also wurde ein Zaun gebaut. "Die Stimmung war nicht abwehrend", sagt Andreas Lysk. "Eher abfragend. Die Leute verstanden nicht, weshalb jetzt plötzlich Geld da war und sonst die Lehrer und Polizei immer abgebaut wurden. Da muss man erst mal eine Antwort haben. Ich hatte nichts gegen Familien, möglichst aus denselben Ländern. Aber 30 Single-Herren aus Nordafrika, hier, wo um 17 Uhr die Bürgersteige hochgeklappt sind, das möchte ich nicht. Also haben wir Familien gekriegt."

Ortsvorsteher Lysk hätte sich natürlich was anderes gewünscht für seinen Leerstand. Andererseits: Wer zum Stichtag 30. Juni in Weißkeißel gemeldet ist, ist Bürger der Gemeinde. "Je mehr Leute hier wohnen, desto mehr Geld ist in der Kasse." Gewerbesteuer ist ja nicht viel.

Letztlich stellt man sich der Geschichte, wie man sich der Abfallentsorgung stellt. Ordentlich. "Man muss ordentlich miteinander umgehen. Wir haben geregelt, was zu regeln war. Als beim Dorffest ein Zelt aufgebaut werden musste, haben zehn Kerle von denen mit angepackt, da war der Fall erledigt. Dann hatten wir das Hexenbrennen mit dem Scheiterhaufen. Da waren die Jungs und Mädels Flüchtlinge da, bis es finster wurde und sie wohl ein bisschen Bammel hatten, dass sie auch Haue kriegen. Ihr braucht keine Angst zu haben. Dann haben sie sich unter die Leute gemischt, das war alles easy."

Aber unter den Flüchtlingen seien viele Lehrerinnen. Was ist mit denen? Wo sollen die Arbeit finden? Geschafft, sagt Lysk, sei noch gar nichts.

Er habe, als Gemeinde, mal einen Fußball vorbeigebracht, sagt Andreas Lysk. Sonst hat er keinen Kontakt gesucht. "Am Anfang bin ich hin zu denen, und die haben mir Bilder gezeigt von der Flucht. Ich hab das nicht so an mich rangelassen. Die bleiben nicht lang, das wusste ich. In Weißkeißel, da bleibt niemand."

Es gibt Köln und Dresden und Freiburg. Und es gibt das Fly-over-Deutschland, eine Welt, die in den Schlagzeilen bei Ausbruch von Rinderwahn auftaucht oder Geflügelpest oder besonders abgründigen Fällen aus dem Kriminalregister. Aber 42 Prozent der Deutschen leben in Orten mit weniger als 20 000 Einwohnern, und nicht immer in Speckgürteln. Sie leben in Orten wie Weißkeißel, Altglashütten, Torgelow, Haßloch oder Berchtesgaden. "In der Fläche", wie die Raumplaner sagen.

Und über die Fläche sind auch die Asylbewerber verteilt worden, die Flüchtlinge nach dem Genfer Abkommen, die Schutzbedürftigen, Migranten und Armutsflieher, Desperados und Glückssucher, mit einem Wort: die Fremden, mit denen Deutschland es zu tun bekommen hat.

Über den "Königsteiner Schlüssel" wurde jedem Landkreis seine Quote zugeschoben. So kam auch Hasi nach Sumte. Hasi heißt eigentlich Ramir, aber Sumte heißt Sumte.

19273 Sumte, Amt Neuhaus (1 Flüchtling)

Dreimal kam die Zukunft nach Sumte, dreimal zog sie wieder ab. "Möönsch, Hasi", sagt Bettina Sperling und gießt Kaffee in den Pappbecher – "My Mutti!", sagt Hasi, der eigentlich Ramir heißt.

Weil Sumte am falschen Ufer der Elbe liegt, war es früher DDR. Nach der Wende gelang es dem Dorf, an Niedersachsen zu fallen und damit quasi ans bessere Ufer. Bis die Sumter feststellten, dass sich eigentlich nichts geändert hatte außer dem Gesellschaftssystem. Die Nässe staute sich weiter in den Wiesen, und sonst war nix.

"Eine rauchen wir noch", sagt Mutti Sperling, und Hasi: "I was feel bad, but now ich bin glücklich." – "Ach, Hasi."

Dann kam eine Inkassofirma und setzte ein "Büro-Dorf" an den Ortsausgang, gegenüber vom Pferdebauern. Bis die Schuldeneintreiber selbst in die roten Zahlen gerieten und über die Elbe verschwanden nach Hannover. Und dann, im Sommer 2015, kam Hasi, der eigentlich Rami Allafa heißt und aus Damaskus stammt, und mit ihm 800 andere Flüchtlinge – "und ein paar Zerquetschte", fügt Bettina Sperling hinzu.

Sumte hatte zu dem Zeitpunkt noch 101 Bewohner. Sogar aus China kam das Fernsehen. Wenn ein Ort in Deutschland tatsächlich mit Fremden geflutet wurde, dann Sumte.

Über das, was in den nächsten Monaten geschah, gehen die Meinungen im Dorf auseinander. Die 89-jährige Frau Bilitzki aus dem Plattenbau an der Bushaltestelle, berichtet von 13 Schnapsflaschen, die sie gezählt habe, und dass "die überall rinjeschissen, auf Deutsch gesagt", hätten. Das Wasser habe ihr in den Augen gestanden. Denn auch sie sei Flüchtling, aus Angerburg, Ostpreußen, und "was die hier alles in Arsch geschoben jekriegt haben", das sei nicht richtig.

Auch Mutti Sperling sagt: "Das war Wahnsinn hier, absoluter Wahnsinn." Aber sie meint das anders. Sie erzählt von dem Kräuterbeet, das sie eingerichtet hatten, und dem Kinderhaus, von der Küche und vom Weihnachtsbasteln und der Krankenstation und davon, wie die Kinder dann, als alles vorbei war, noch mal aus dem Bus gestiegen seien und sie umarmt hätten. Und jetzt hat auch Bettina Sperling Wasser in den Augen.

Denn alle sind weg. Alle 800 Flüchtlinge sind umverteilt worden. Bis auf Hasi, den sie irgendwie übersehen haben.

"Then I have girlfriend with Alina, bisschen love", sagt Hasi. "Here in Deutschland they don't believe Allah. That's only difference. But they don't break feelings of other people. So nice people from deutsch. I was go to Arbeit with Mutti help."

"Der bringt ein bisschen Leben in die Bude. Aber wir haben den die acht Monate schon eingedeutscht, was, Hasi?"

171 Arbeitsplätze sind jetzt weggefallen, die Kräuterbeete weg, die Kleiderkammer weg, die Shisha-Bar, das Haus 7, "wo unsere Spezialisten waren", die mit den Schnapsflaschen am Wartehäuschen. Auch die, alles weg.

In den Wiesen ringsum die Staunässe, und von der Flut ist nichts geblieben. Die Letzten der Helfer sitzen im letzten noch geheizten Raum. Bezahlt wird keiner mehr, aber sie kommen trotzdem. Räumen noch ein bisschen rum und erzählen, wie einmal etwas los war in Sumte. "Jetzt hoffen alle natürlich, dass wieder Flüchtlinge kommen", sagt Olli dann, der von der Security und steckt sich "noch eine, die Letzte" an.

Sumte ist als Endlager für Atommüll im Gespräch. Hoffnung ist ja immer.

67454 Haßloch (226 Flüchtlinge)

Es gibt Stresstests für Banken und für Sportler, für den Bahnhof in Stuttgart, für das Containment von Atomkraftwerken. Und es gibt einen Stresstest für die deutsche Bundesrepublik, auf allen ihren Ebenen. Er läuft seit gut zwei Jahren und wurde nie gestartet, nie geplant und nie gewünscht.

Da standen eine Million Ungeplante im Wohnzimmer, und die meisten konnten kaum mehr sagen auf Deutsch als "Hallo" und "Danke".

Und "Bitte".

Ämter und Behörden, Regierungspräsidien, Rathäuser, Schulgremien, Dienststellen und Leitzentralen. Alle mussten unter verstärktem Druck zurechtkommen, üblicherweise ohne Vorwarnung. Die deutsche Bürokratie fand sich plötzlich dort, wo sie aus Prinzip nie sein mag: im Ausnahmezustand. Am Limit.

"Resilienz" nennen es die Systemforscher. Das heißt: Elastizitätsfähigkeit.

Auch die Elastizität der Bevölkerung wurde auf die Probe gestellt und wird es noch. Nicht nur, weil Turnhallen freigeräumt und Kleider gesammelt werden mussten, Plakate gemalt und Facebook-Netze geknüpft. Auch weil man ja doch ein wenig Dankbarkeit erwartet hätte und weiß, dass das falsch ist. Aber trotzdem. "Die Flüchtlinge" haben Deutschland ziemlich geschafft.

Das größte Dorf der Pfalz heißt Haßloch. Am Bahnhof steht ein Junge mit einem Mundschutz, der ihm das Aussehen eines Totenschädels verleiht, und wartet auf die Bahn nach Mannheim. Er wundert sich, dass man sich darüber wundert.

Denn Haßloch ist normal. Sogar das Normalste, was es gibt in Deutschland. Die Gemeinde entspricht von der Bevölkerung, den Vorlieben, der Geburtenrate, dem Ein-

kommen fast exakt dem deutschen Schnitt. Deswegen testen Marktforscher an den Haßlochern, was der Rest des Landes erst noch vor sich hat. Von der Milchschnitte bis zur ... "Na ja, die Große Koalition nicht, die haben wir dem Bund nachgemacht. Aber sonst gilt: Wenn es in Haßloch klappt, klappt es auch im Rest von Deutschland."

Das sagt der Anwalt Ralf Trösch, 45 Jahre alt, Beigeordneter, der so etwas wie der Peter Altmaier von Haßloch ist. Auch weil er sich um die Flüchtlinge kümmert.

"Von 400 Flüchtlingen und Asylbewerbern leben noch 226 bei uns", sagt Trösch. Das wären bei 20 500 Bewohnern gut ein Prozent. Bei 82 Millionen sind das 900 000.

"Sehen Sie?" Haßloch ist Deutschland.

"Als Beigeordneter besuche ich unsere Jubilare, etwa 30 jeden Monat. Da fragen mich die Leute: Haben wir auch Flüchtlinge? Ja, sage ich dann, ein paar Hundert. Wo sind denn die?, wird dann gefragt. Wir haben die relativ früh dezentral untergebracht. Wenn die Mischung stimmt, klappt das auch. Die sozialisieren sich weitestgehend selbst."

Anfangs hatte es ständig Polizeieinsätze gegeben, im Heim Bahnhofsstraße. Aber das habe sich beruhigt. Auch wurden die Obdachlosen von den Asylbewerbern getrennt, damit es keinen Neid gibt. Weil Letzteren die kaputte Waschmaschine ersetzt wird, Erstgenannten jedoch nicht. Weil ein Hartz-IV-Empfänger das Ansparen lernen soll, weswegen er auch mehr Geld bekommt.

Zwei Schulklassen wurden eingerichtet, zwei Kümmerer eingestellt. "Unsere Kümmerer", sagt Trösch, "fahren die Objekte in regelmäßigen Abständen ab. Als ein Schrank zerschlagen wurde, haben wir denen klargemacht: Egal aus welchem Kulturkreis, aber fremdes Eigentum wird nirgendwo kaputt gemacht. Und haben symbolisch kleinere Beträge vom Taschengeld einbehalten. Das spricht sich dann rum."

Es geht etwas Zufriedenes aus von Trösch, eine innere, fast schon buddhistische Ruhe, wie sie wohl nur ein Kommunalpolitiker haben kann, der weiß, dass er erwiesenermaßen die Mitte ist. "Das hat sich alles sehr beruhigt", sagt Trösch.

Haßloch macht das, was im 18. Jahrhundert "gute Policey" genannt wurde. Ord- nende Regierungs- und Verwaltungstätigkeit. Für alles gibt es eine Lösung, und für den Rest gibt es die Ehrenamtlichen, ohne die es dann doch nicht geht.

Es hilft, dass Haßloch – untypisch – seit jeher von der Badischen Anilin- & So- dafabrik lebt, der BASF. "Geschafft?" Trösch weicht der Falle aus und sagt: "Nun, bis- her war es die Willkommensphase. Jetzt geht es darum, das Leben zu organisieren. Jetzt kann ich arbeiten gehen, aber wie bekomme ich einen Job? Und seit einem halb- en Jahr kommen immer mehr bildungsfernere Menschen zu uns; Afghanen, Somalier, Eritreer." Wie überall eben.

Wo bleibt das Negative? Das Unbehagen, wenn am Eingang zum Bahnhof oder Supermarkt wieder eine Gruppe steht, die Gettomützen auf dem Kopf, ein wenig zu laut, ein wenig zu selbstbewusst. Die klammheimlichen Gedanken, wenn zwei Frauen mit Kopftuch ihre Kinderwagen schieben, einen Tick zu selbstverständlich. Und dass man als Mädchen vorsichtiger ist, die Straßenseite wechselt, öfter als früher, oder nicht?

79868 Altglashütten (48 Flüchtlinge)

Idyllisch wie eine Schneekugel liegt das Dorf im Hochschwarzwald. Ein Ruck, und es würde leise rieseln über Kirchturm und Schindeldächern, all die Ruheständler mit festem Schuhwerk. Hier heißt Tourismus noch Fremdenverkehr.

"Die Hoteliers gingen als Erste auf die Barrikaden. Die hatten Sorge, dass hier im Touristengebiet zu viele Fremde herumlaufen." Die Saarländerin Bettina Kirch ist irgendwann einmal hier zwischen Feldberg und Titisee hängen geblieben. Sie passt ungefähr genauso gut nach Altglashütten wie Percy, mit dem sie gerade im Lidl Tief- kühlpizzen in den Einkaufswagen geladen hat.

Percy ist Afroamerikaner und anerkannter Asylbewerber, dessen Lebens- und Leidensgeschichte, wie er meint, aber nichts zur Sache tue. Leider.

"Egal", sagt Bettina Kirch. "Kurze Zeit hing auch ein Plakat bei uns in der Stra- ße: Kein Asylheim in Altglashütten. Das war wüst. Na gut, man weiß nicht, wer kommt. Aber es sind nur einige wenige, die sich in die Luft jagen. Mir haben die Be- wohner leidgetan. Die werden irgendwo im Wald in ein Haus reingesteckt, mehrere

Nationen, mit verschiedenen Religionen und gefüttert, und das war's dann auch. Die sitzen nur rum in der – Pampa darf man ja nicht mehr sagen, das heißt ja jetzt Nischengehend. Also habe ich Pappen gemalt und mit dem Unterricht angefangen. Auch als Ablenkung. Ich habe denen gesagt: Kinder, kein Deutsch, kein Deutschland. Denn die Sprache ist der Schlüssel. Und nur Bitte und Danke sagen reicht nicht."

Es sei schwer gewesen, sich als deutsche Frau bei den Männern durchzusetzen. "Ich musste die brechen. Erst mal ganz runterholen und dann wieder hoch auf Augenhöhe. Man musste ihnen an die Ehre gehen, auch manchmal unter die Gürtellinie zielen, um zu sehen, ob sie etwas verstehen."

In einem ihrer vielen Leben ist Bettina Kirch auch mal Chefin einer Werbekolonne im Außendienst gewesen.

Das Haus, wo "unsere Asylis" leben, liegt ein wenig den Hang hoch, Blick auf den Skilift, und gehörte einmal dem Badischen Turner-Bund. Am Eingang hängt eine Liste mit 48 Namen.

Da ist der Gambier Niang, studierter Chemiker, der in der Schwarzwaldbäckerei in Bärenthal die Tortenteller abräumt und sagt, er möchte sein Leben stabilisieren.

Da ist ein Togoer, der wird zum Altenpfleger ausgebildet und arbeitet im Kur- und Pflegehaus. Drei Afrikaner jobben in der Gastronomie, "Römerhof", "Grüner Baum" und "Saigerhöh", zwei in der Spülküche des Hotel Schlehdorn ein paar Schritte den Hang hinunter. Einem anderen hat der Metzger ein Praktikum angeboten. Beim Dachdecker ist auch jemand untergekommen und beim Badischen Turner-Bund in Teilzeit. Die anderen Heimbewohner sind frühmorgens zu ihren Sprachkursen verschwunden oder sonst wo hin.

Doch es genügt ein kleiner Ruck, und das Schneekugelbild verändert sich. Und sei es nur in Nuancen. Etwa wenn die grüne Gemeinderätin Heidi Bauer erzählt, Hauswirtschaftslehrerin im Ruhestand und in Altglashütten die Erste, die sich für das Flüchtlingsheim eingesetzt hatte.

"Das war anfangs eine ganz breite Mischung. Von altem persischem Adel bis zu Leuten, die noch nie einen Wasserhahn bedient haben. Manches war haarsträubend.

Und das Frauenbild ... Ich mit meinen 70 Jahren habe drei Heiratsanträge bekommen. Von baumlangen, richtig schnuckeligen Afrikanern. Denen graust's vor nichts."

Heidi Bauer ist glücklich verheiratet, ihr Mann betreibt den Skilift und organisiert im Sommer Erlebnispädagogik im Wald.

In der Wohnung der Bauers stimmt alles, vom Kaminofen bis zu den Plätzchen.

"Eine Lehrerin, die in Afrika gelebt hat, hat mir das erklärt. Die sind alle Kinder, und manche eben auch unerzogen und böse. Man muss ihnen zeigen, wie man eine Herdplatte bedient, wie man ein Klo putzt, die Duschen reinhält. Das sind zwei Welten."

Sie erzählt, wie es in den ersten Monaten gewesen ist, und manchmal erschrickt sie über ihre Sätze. Aber sie redet weiter. Denn so war es.

Sie erzählt von den Kleidern, die am nächsten Tag in der Mülltonne lagen – "Das sind junge Männer, die haben ihren Stil. Aber unser Hausmeister ist schier wahn-sinnig geworden. Der hat morgens die Fremdschläfer über die Dächer verschwinden sehen. Das Haus war voll von irgendwelchen Freunden von Freunden. Zum Glück war der Hausmeister Kampfsportler und hat sich so oft wehren können. Es waren Hausmeister zur Vertretung da, die haben sich eingeschlossen in der Besenkammer und weinten. Das ist so. Im Landratsamt wollen sie das nicht wissen."

Sie erzählt von den Zuhältern, die ihren Mädchen nach einer Schwangerschaft das Geld vom Sozialamt für den Kinderwagen abgenommen haben. "Die Osteuropäer der Anfangszeit waren teilweise wirklich massiv, nach dem Motto: ‚Ich mach dich alle.‘ Dann gehen die zum Auto, und im Kofferraum liegen lauter Nummernschilder. Und die Polizei ist nicht gekommen. Die Bevölkerung bekommt das teilweise mit, und dann sind wir bei unseren Wahlergebnissen."

Heidi Bauer hat Trommelkurse organisiert und Schulunterricht für die Kinder und Wohnungen, sie hat gebettelt und vermittelt und telefoniert und getan und gemacht, und sie war nicht die Einzige.

"Die Christen", hier macht Bauer Anführungszeichen in die Luft, "also unsere Evangelikalen hier am Ort, die waren vom ersten Tag an aktiv. Die haben einmal sogar geholfen, die Familie nachzuholen, aus Pakistan. Aber das war auch ein Flücht-

ling, der vom ersten Tag an gelernt hat. Der setzte sich in die Volkshochschule in Titisee-Neustadt bis abends, nur um die Sprache zu hören. Bei Wind und Wetter ist der mit dem Rad dahin gefahren, einmal sogar mit gebrochenem Arm. 10 bis 20 Prozent schaffen das."

Und der Rest? Die grüne Gemeinderätin Heidi Bauer schenkt Tee nach, Plätzchen. Das bisschen Ärger sei auszuhalten. Etwas anderes liegt ihr auf der Seele. "Wir hatten eine Familie aus dem Kosovo, die Kinder bestens integriert. Und die mussten dann gehen. Gnadenlos. Das treibt mich um. Unser Staat trifft immer die, die er erwischt. Aber die anderen, die mit den drei, vier Pässen, die erwischt es nicht. Das ist so eine Ungerechtigkeit. Das treibt mich um. Ich kann manchmal nachts nicht schlafen. Ich muss Abstand gewinnen."

Der Stresstest, dem Deutschland unterworfen ist, läuft noch, und es ist offen, ob er bestanden wird. Aber schlecht sieht es nicht aus. Dank sehr vieler Leute, die nicht auf Twitter zupacken, sondern dort, wo es gebraucht wird. Eigentlich könnte dieses Land ziemlich stolz auf sich sein. Wenn es nur nicht so deutsch wäre.

17358 Torgelow (400 Flüchtlinge)

Geflutetes Land? Die Orte Vorpommerns laufen aus wie lecke Kanister. Die wenigen Menschen auf den Straßen scheinen immer noch hinter einer Mauer zu leben. Bleich-lila oder grau sind die Ballonkappen der alten Frauen, die paar Männer in Funktionsjacken wie vom Kik-Discounter, und es ist ihr gutes Recht.

Es ist kalt in Torgelow. Auf der Eisenbank in der Borkenstraße sitzt der Frührentner Ronald Dieter Adam, auch er 57 Jahre alt, ein kugelbäuchiger Herr im Blau-mann, vor sich einen Müllbeutel, sein Schnauzer ist sorgfältig rasiert. Neben ihm zwei Kolleginnen von der Arbeitslosenhilfe, ein wenig freudlos wirkende Frauen, alle mit einem kommunalen Abfallgreifer in der Hand.

Vorpommern hat einen Ruf, für seine Arbeitslosigkeit, seine Neonazis und andere Trostlosigkeiten. Wenn irgendjemand schlecht auf Flüchtlinge zu sprechen sein sollte, dann diese drei Menschen auf der Parkbank.

"Flüchtlinge? Ja, die haben wir ..." – "In Spechtberg." – "Ja, Spechtberg." – "Die sind alle freundlich, kommen aus Syrien." – "Oder von Eritrea oder was." – "Aber die

sind eigentlich freundlich, grüßen freundlich." – "Da kann man nicht meckern." – "Die meisten Jüngeren können ja Deutsch. Die was zur Schule gehen, die können gut Deutsch." – "Manche schon, ja, ja." – "So schlimm ist das nun nicht. Man muss mit sie alle auskommen, sagt man hier."

Auch in Adams Aufgang, im Plattenbau in der Beethovenstraße, wohne eine Familie aus Syrien, sagt er. Da sind jetzt andere Gerüche. Und freitags um halb drei kommt ein Palästinenser mit einem Lieferwagen und verkauft arabisches Essen. "Der Edeka hat ja nun zugemacht. Da müssen wir alle mit Fahrrad oder mit Auto zu Aldi oder Lidl. Die Rechten, das ist mehr Anklam und Ueckermünde. Wir Älteren sind ja für so was sowieso nicht. Wir brauchen keine Rumkrakeeler."

Adam erzählt, er habe Schlosser gelernt. Zu DDR-Zeiten war er Panzerfahrlehrer: T-54 und T-55. Den T-72 nicht, an den durfte nur die Stasi ran.

"Manche fühlen sich ja auch hier noch wohl. Im Jugendklub, da gehen sie vormittags hin, da ist so eine Integrationsgruppe." Da ist kein lauerner, abwartender Ton in dem, wie Adam erzählt, und die beiden Frauen neben ihm assistieren. Es ist immerhin die Woche, in der in Freiburg ein Mädchen zu Grabe getragen wird, das von einem Flüchtling vergewaltigt und ermordet worden sein soll.

Ronald Adam sitzt auf seiner Bank, den Müllgreifer vor sich, und sagt: "Wenn da eines Tages mal kein Krieg mehr ist, möchten die bestimmt gern wieder zurück in ihr eigenes Land. So habe ich manche verstanden. Dass sie sagen, wir bleiben erst mal hier, so lange, bis da Ruhe eingekehrt ist."

Wo ist der Hass, wo tobt es, das Volk? Auf der ganzen Reise fiel selten nur ein böses Wort, je kleiner der Ort, je direkter der Fremdenverkehr, je einfacher – nicht schlichter – der Befragte, desto mehr. Mag sein, dass die Leute abends Hassmails verfassen. Aber wenn es diese andere Wirklichkeit gibt, dann wird sie dort behalten, wo sie hingehört: für sich.

Seit 26 Jahren ist Ralf Gottschalk der Bürgermeister von Torgelow. Er ist geblieben, anders als viele seiner Bürger. 600 Wohnungen hat Gottschalk in Torgelow abreißen lassen, und die Stadt steht immer noch leer. "Aber wenn ich mich hinstellen und

sagen würde, nun schickt uns noch mal 1000 Syrer, dann würden viele Torgelower den Kopf schütteln und sagen, das geht nun doch zu weit."

In Torgelow musste keine Turnhalle geräumt werden, kein Zelt errichtet. Jede Familie hatte ihre eigene Wohnung. Das ändert vieles, vielleicht alles.

In einer idealen Welt würden die Neuankömmlinge auf Altenpflege umschulen. Ihre Kinder würden die Schulen wieder bevölkern, die Handwerker unter ihnen würden die alten Gebäude für sich instand setzen. Die fehlende Generation ersetzen. In einer idealen Welt würde aus der Flutwelle eine Bewässerung werden.

"Da kamen natürlich Fragen: Was sollen wir tun, wenn da ein Schwarzer auf der Terrasse sitzt am Sonntagnachmittag? Der Zaun war da, aber das Tor war nicht verschlossen. Muss ich Angst haben? Ist der kriminell? Was sollte ich den Leuten sagen? Lade den ein? Hol die Polizei? Wir sind zum Betreiber des Heims gegangen und haben die gebeten, noch mal zu erklären, was Eigentum ist."

Gottschalk hat in den letzten Monaten des Stresstests seine eigene Theorie des Zusammenlebens entwickelt, die "Sechs-Prozent-Regel". "Wir hatten in der Spitze 550 Zuwanderer, das waren sechs Prozent der Bevölkerung. Das war eine Dimension, die schien zu gehen." Nach dieser Rechnung wäre noch Platz in Deutschland. Wenn es nur überall so leer wäre wie in Torgelow.

Auch dieser Bürgermeister spricht von der immensen Hilfsbereitschaft der Ehrenamtlichen, von pensionierten Lehrern et cetera: "Das war unbezahlbar. Nicht immer perfekt und nicht immer wirtschaftlich effizient, aber unbezahlbar. So etwas verändert eine Kommune auch. Das geht bis in die Sportvereine rein. Es bleibt die Frage: Kriegen wir daraus einen gewissen Nutzen gezogen, die langfristige Einbindung in die Arbeitswelt. Da gibt es erst zarte Anfänge. 400 Personen, vielleicht 10 davon in Arbeit oder Training. Da sitzt mein Problem. Wenn das zu lange dauert, dann kann die Stimmung wieder kippen. Manche wollen sich integrieren, und manchen reicht das Sozialsystem. Wenn wir Pech haben, werden die Ehrgeizigen bald wieder weg sein, und wir behalten wieder die anderen."

Wie nach der Wende und wieder, als die Russlanddeutschen kamen.

Gar nicht weit von hier, am anderen Ufer der Oder, lebte im 18. Jahrhundert der Staatsphilosoph Johann Heinrich Gottlob Justi. Der verfasste für Preußen "Die Grundfeste zu der Macht und Glückseligkeit der Staaten; oder ausführliche Vorstellung der gesamten Policey-Wissenschaft" und darin das "Achte Hauptstück: Von der Vergrößerung der Bevölkerung durch Anreizung und Aufnahme der Fremden".

Darin stehen viele kluge Sätze, was ein Land zu tun hat, wenn es "viel ledige Hütten" hat und sonst nicht viel. "In zwey bis drey Zeugungen wird von (einem) neuen Volke keine sichtbare Spuhr mehr vorhanden seyn", sofern die Fremden keine andere Religion und Sprache haben. Andernfalls gebe es "einige Beschwerlichkeiten", und man müsse "30 bis 40 Jahre" eine gewisse Absonderung tolerieren. Oder wie Franz Grassl es sagen würde: "Geh auffi, nimm dein Teppich mit, und in zehn Minuten bist wieda do."

02826 Görlitz (676 Flüchtlinge)

Das Durchschnittsalter in dieser Stadt entspricht in etwa der durchschnittlichen Lebenserwartung am Horn von Afrika. Knapp über fünfzig. So kommt es, dass Mohammed Mahmoud zwischen Daunenjacken und leise rieselnden Klängen auf dem Untermarkt steht und seinen ersten Glühwein trinkt.

Görlitz liegt am Dreiländereck zu Polen und Tschechien und ist Europastadt. Nur für Flüchtlinge ist die Neißة so breit wie das Mittelmeer. In Polen, fürchten sie, würden sie sofort verhaftet und abgeschoben. Am anderen Ufer ist Afrika.

Deswegen auch keine Kajaktouren. "Der Großteil der Leute verhält sich anständig. Ich schätze, einmal pro Woche wird einem vor die Füße gespuckt. Negerpapa haben sie mir einmal im Krankenhaus gesagt."

Das sagt Nils Matthiesen, einer der Betreuer im Flüchtlingsheim. Mohammed Mahmoud schaut auf die Buden, er ist 16 Jahre alt und will seine Jacke trotz der Kälte offen lassen. "Ist okay." Sein Blick scannt die Räume zwischen den Buden. "Okay. Kein Problem." – "Ich bin ja aus Neumünster. Da ist es immer wieder krass, welche Sprüche hier als normal empfunden werden. Hey, Kanacke, und so."

Ein Obdachloser mit zur Hälfte tätowiertem Gesicht fragt nach einer Spende. Er sei Russe. Mahmoud gibt ihm seinen Glühwein. "Thanks, brother", sagt der Mann.

"Es gibt nirgendwo so billigen Wohnraum wie in Görlitz. Mit Stuckdecke für vier Euro den Quadratmeter. Aber dann rufst du wegen einer Idee in einer Schule an, und der Rektor sagt: Wir schließen. Für immer. Es ist der Wahnsinn", so Nils Matthiesen.

Statt der erwarteten 3000 sind 900 in die Region gekommen. In Görlitz leben 157 Familien aus 17 Nationen, ein gutes Drittel davon aus Syrien. 73 unbegleitete Minderjährige. Wer anerkannt ist, verlässt die Stadt und das Land schnell Richtung Westen. 80 Prozent sollen schon wieder weg sein aus Sachsen.

Gegenüber, vorm Rathaus, hat eine "Dialogkrippe" gestanden, "Bethlehem und Europa". Mit den Namen von Städten. Addis Adeba war nicht dabei. "No problem. Nicht alle du kannst nehmen", sagt Mahmoud.

Er hat schon gut Deutsch gelernt.

Am nächsten Morgen sitzt eine Familie im Frühstücksraum des Hotel Börse, ein reizendes kleines Mädchen; sie sehr gepflegt, das Haar zurückgebunden; er ein wenig älter, vom Typus Kulturwissenschaftler, Cordjackett und ansprechende Gesichtszüge. Eine westdeutsche Familie, vermutlich auf Bildungsurlaub in Görlitz. Er spricht mit geübter Stimme, die Antworten der Frau sind nicht zu hören.

"Ich höre schon kein Radio mehr, weil ich das Gutmenschengesülze nicht ertragen kann. Insofern ist Lügenpresse schon nicht ganz falsch." – "Wenn ein Rechtsradikaler eine Deutsche umgebracht hätte, würden alle aufschreien." – "Klar, dann wäre die Weltpresse hier." – "Um den 17-Jährigen zu schützen ...! In Wirklichkeit ist der 21. Der kommt mit 15 Sozialstunden weg, und das war's." – "Alles die Schuld von der Merkel. Nach den Wahlen gibt es wieder eine Große Koalition, und es geht von vorne los."

Eine Familie beim Frühstück, keine Ostdeutschen, sondern alte Bundesrepublik, bestes Bildungsbürgertum, das nichts dabei findet, sich in aller Öffentlichkeit derart zu entblößen. Und das war vor dem Breitscheidplatz.

45966 Gladbeck-Zweckel(ca. 170 Flüchtlinge)

Es war eine Reise durch Deutschland, am Ende des alten Jahres. Zufällig waren die Begegnungen, vielleicht hätte eine andere Route eine andere Geschichte erzählt. Aber genauso ist es gewesen, und das kann nicht nur ein Zufall sein.

Das Land ist sich erstaunlich gleich geblieben, trotz allem. Und das spürt man umso mehr, je kleiner die Gemeinden sind, je weniger es klumpt. Die Verteilung der Neuen ist ein Glück, das nicht von langer Dauer sein wird. Denn sobald die Flüchtlinge ihren Status haben, werden sie, wie die Deutschen auch, weiter in die Städte fliehen. In Weißkeißel bleibt niemand.

Und dann ist da noch Uwe Langkau. Er ist kein Bürgermeister, kein Politiker, kein Aktivist. "Ich bin jetzt 58, mit meiner Petra verheiratet, und der Sohn hat nun auch seinen Meister gemacht, als Schornsteinfeger." So stellt Langkau sich vor, wenn man ihn fragt. Außerdem ist er immer schon beschäftigt bei der Zechenbahn der Hütte "Prosper", der letzten aktiven Zeche im Ruhrgebiet.

Bis nächstes Jahr werde die noch betrieben. Langkau hat eine Ähnlichkeit mit Thomas Müller, dem Fußballspieler, die gleiche Mundpartie. Wenn Langkau Besuch hat, fährt er ihn auf die Halde oberhalb der Zeche. Von hier hat man den besten Blick auf die Landschaft. Die Kokerei, der Förderturm, die Gleisanlagen, hinten das Kraftwerk Karnap. Es ist sehr windig oben auf der Halde. Er habe es gut gehabt, sagt Langkau. Da müsse man auch was zurückgeben können.

"Mein Vater war auch immer Arbeiter gewesen. Ich bin in keiner Partei. Aber sozial eingestellt, das ja. Und natürlich habe ich die Dauerkarte für Schalke", sagt Langkau und dann: "Unter Tage muss man füreinander einstehen. Das prägt die Menschen. Da geht es um Leben oder Tod." Unter Tage ist jeder recht schnell schwarz.

Irgendwann im Sommer sei das gewesen, sagt Uwe Langkau. Die Kirchengemeinde hatte eine Bleibe für eine albanische Familie gesucht. Der Mann Koch, sie Psychologin, zwei Mädchen. Und alle auf der Liste irgendeiner Mafia in Tirana.

Mancher hätte die Tür doppelt abgeschlossen. Uwe Langkau nicht. Da war das Haus der Schwiegereltern in Gladbeck-Zweckel. Im Krieg ausgebombt und wieder aufgebaut. Er hatte gerade neues Laminat gelegt, das Bad neu gemacht. "Mir ist es gleich, welche Hautfarbe, wo er herkommt, ob er Deutsch spricht oder nicht, ob das

Amt die Miete zahlt. Ich habe andere Sozialhilfeempfänger im Haus", sagt er, und:
"Ich gehe grundsätzlich von dem Guten aus." Die Familie ist jetzt eingezogen.

Eigentlich eine Weihnachtsgeschichte. Für manchen ein Zeichen von hoffnungsloser Naivität, für Langkau selbst eigentlich nicht der Rede wert. Mag sein, dass er eine Minderheit ist. Aber letzten Endes ist jeder eine Ein-Mann-Minderheit.

Das ist das Gute am Menschen.

Sieben Jahre

Ein Familienvater erkrankt mit Anfang vierzig an einer seltenen Form von Alzheimer. Seine Frau und seine vier Töchter begleiten ihn bis zum Tod. Die Geschichte eines langen Verschwindens.

Von Barbara Hardinghaus, DER SPIEGEL, 02.09.2017

Einen Tag vor dem Urlaub kaufen sie einen Siebensitzer-Bus, die Eltern und die drei Mädchen wollen ins Allgäu, Mädchen Nummer vier ist unterwegs. Der Vater trägt die Koffer über den Kies in den Wagen, an den hohen Bäumen entlang, dahinter die alte Villa, die ihr Zuhause ist.

Sie setzen die Kinder auf ihren Platz, die Mutter zieht den Gurt über den runden Bauch, sie ist im siebten Monat. Auf dem Weg in den Urlaub wollen sie noch kurz beim Neuropsychologen vorbei. Der Vater war unkonzentriert in letzter Zeit, verschusselt, sie haben schon Streit gehabt deswegen.

Sag mal, spreche ich Chinesisch?, hat sie zu ihm gesagt, wenn er mal wieder etwas nicht verstand, nicht reagierte. Sie dachte: Mein Mann ist träge geworden.

Wo steht das Salz?, hat er sie gefragt.

Da, wo es immer steht, war ihre Antwort. Er hat das Salz dann doch nicht gefunden.

Die Menschen fragen sich, wie es wohl losgeht mit dem Ende und woran man es merkt. Wann kommt es? Habe ich Glück, und es kommt erst mit achtzig? Mit sechzig, siebzig? Oder mit 41?

Sie parken das Auto vor der Klinik, die Kinder spielen im Wartezimmer. Der Arzt macht verschiedene Tests, spricht mit dem Mann, hört lange zu, hört von einer

Vorbelastung in der Familie, setzt sich später vor das Paar und sagt: Es sieht nicht gut aus. Es tut mir leid.

Sie blickt zu ihrem Mann und beginnt sofort zu weinen. Alles, was der Arzt noch sagt, hört sie wie durch Panzerglas.

Bei Ihnen liegt eine beginnende Alzheimererkrankung vor, eine präsenile Demenz vom familiären Typ, eine Genmutation auf Chromosom 14, sagt der Arzt.

Präsenilin- 1-Gen, oder PSEN1, lautet der wissenschaftliche Name des betroffenen Gens, eine seltene, vererbare Form von Alzheimer, die schon in jungen Jahren auftreten kann. Es ist ein Verfall, das Gehirn schrumpft. Es ist alles wie sonst auch bei Alzheimer, nur schneller, früher, ein Rückzug aus dem Leben im Zeitraffer.

Fahren Sie nach Tahiti!, hören sie den Arzt sagen. Sie stehen auf, setzen die Kinder stumm ins Auto, sie weint auf dem Beifahrersitz. Er fährt, den Blick immer auf dem Asphalt, bis nach Bayern.

Es ist geschehen, was nicht hätte geschehen dürfen, dass auch er krank wird wie seine Mutter, die mit Anfang vierzig an Alzheimer gestorben ist. Den Gedanken, dass es ihn treffen könnte, hatten sie beide schon so weit verdrängt über die Jahre, bis er fast verschwunden war.

Seine Frau sagt im Wagen, du musst viel Obst essen. Du musst Vitamine nehmen, Ginkgo, Bach-Blüten, Granatapfel, viel an die Luft, Bewegung ist wichtig. Er denkt, ich hätte lieber Krebs. Da bleibt der Kopf klar, es gibt Therapien.

Als die Kinder am Abend schlafen, liegen sie und er nah beieinander im Bett der Ferienwohnung und fragen sich, wie sie das schaffen sollen. Mit Liebe, als Familie, ist ihre Antwort. Sicher nicht mit Tahiti.

Aber geht so etwas? Kann eine junge Familie ein solches Schicksal tragen? Wie lange hält die Liebe das aus?

Zu dieser Familie gehören: Sie, 39 Jahre alt, Psychologin, trägt die Haare zu einem Zopf, klarer Blick, feste Stimme. Er, 41-jährig, Allgemeinmediziner, auch mit Zopf, graue Haare, kluges Gesicht, runde Brille. Dann die Kinder, Franka, 11, Sophie, 8, Clara, 5, alle blond, munter.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die alte Villa in einer Kleinstadt im Rheinland haben sie erst vor ein paar Jahren gekauft, der Kredit war günstig, hier wollten sie ihre Töchter groß werden lassen, sesshaft bleiben. Im Haus stehen Antiquitäten, liegen mächtige Teppiche auf Holzdielen, stehen Ohrensessel, hängen Kronleuchter, der Ofen ist aus Biolehm.

Zu Weihnachten 2009 verschicken sie ein Familienfoto an Freunde und Verwandte, das Baby ist da, Stine. Es ist das Porträt einer schönen Familie, vor dem Haus im Schnee, er im Janker. Auf dem Bild ist alles gut.

Sieben Jahre lang, seit der Diagnose bis nach dem Tod des Mannes, hat diese Familie ihr Haus geöffnet, um ihre Geschichte einer Journalistin und einer Fotografin zu erzählen. Jedes Jahr fand mindestens ein Treffen statt, die Kinder, die in Wirklichkeit andere Namen haben, sind größer geworden, die Mutter älter, ihr Mann kränker. Es ist eine Geschichte vom Verschwinden.

Erster Besuch, Januar 2010 Eine Prognose

Sie sitzen vor dem Ofen, vor Tee, Keksen, sie stillt das Baby. Es ist wie geplant zu Hause auf die Welt gekommen.

Sie erzählen von ersten kleinen Veränderungen, die die Krankheit in ihr Haus gebracht hat. Dieses Gesuche, sagt seine Frau, das ist mehr geworden. Wo ist die Brille? Wo ist der Geldbeutel? Was haben wir schon alles gesucht!

Wo ist der Wäschekorb? Er geht und will die Wäsche aufhängen, es klingelt an der Tür, er lässt den Korb stehen, macht auf, hat den Korb vergessen. Mit dem Kurzzeitgedächtnis fängt es an.

Er arbeitet dagegen an, merkt sich feste Plätze für die Zeitung, für die Briefe. Er schreibt sich Zettel zum Einkaufen, Quark, Bananen, Milch, weiß aber dann nicht, wo er den Zettel gelassen hat. Gibt den Kindern die Zettel, lernt, sich auf die Kinder zu verlassen.

Die Kinder sagen, Papa hat die Vergess-Krankheit. Franka fragt, wie alt bin ich, wenn Papa stirbt?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wenn er über seine Krankheit spricht und sagt, wie sie verlaufen wird, spricht er als Arzt. Er hatte seine letzten Hausbesuche kurz nach dem Urlaub im Allgäu gemacht, er wusste, er würde seine Patienten nicht wiedersehen, nicht als Arzt.

Zum Verlauf also sagt er: vermehrte Vergesslichkeit, zeitliche Orientierungsprobleme. Dann größere Defizite im Erinnerungsvermögen, in der Kommunikation. Die Körperhygiene nimmt ab, komplexe Handlungsabläufe sind nicht mehr realisierbar. Orientierungslosigkeit, Sprachstörungen, Wahnvorstellungen, schwindende Selbstständigkeit. Zuletzt totaler Gedächtniszerfall, Inkontinenz, Erkennungsstörungen, Sprachzerfall, Bettlägrigkeit, Pflege rund um die Uhr.

Tod durch Lungenentzündung, sagt er noch.

Immer?

Meistens. Ich weiß, letztendlich werde ich in sieben, acht Jahren beerdigt sein.

Sonst spricht er nicht viel über seine Krankheit. Wenn er Clara zum Kindergarten bringt, beeilt er sich, niemand soll mit ihm reden, denken, der ist irre. Zu Hause liest er viel. Lesen heißt Rückzug, nicht auffallen, nicht konfrontiert sein. Lesen heißt Ruhe. Alzheimer in der ersten Zeit ist anstrengend.

Seine Frau möchte, dass er Kreuzworträtsel macht. Gesundes Essen, Bewegung, das macht er mit, glaubt aber nicht daran. Auch die Vitamine nimmt er nur für sie.

Sie weiß dafür jetzt, dass er kein träger Ehemann ist. Sie will Geduld mit ihm haben.

Ich habe schon auch Angst, sagt sie. Irgendwann wird er kein Auto mehr fahren können.

Irgendwann werde ich kein Auto mehr fahren?, wiederholt er ihren Satz, sagt: Irgendwann werde ich gar nichts mehr können. Ich werde keine Kiste mehr heben können. Er sagt: Medizinisch ist die Krankheit der sichere Tod, langsam und qualvoll.

Vor dem Fenster wird es an diesem Tag nicht hell, ein grauer Januar. Die großen Mädchen kommen bald aus der Schule.

Gut, wenn man früh Bescheid weiß, dann kann man reden, Dinge regeln, sagt er. Er hat Stine auf dem Arm.

Wir schaffen das. Es gibt für alles eine Lösung, sagt sie.

Sie spricht mit den Händen, hat rot geschminkte Lippen, einen breiten Mund. Manchmal bemüht sie sich, ihre Sätze mit einem Lächeln abzuschließen. Sie will nicht nur den Verlust sehen, auch den Gewinn, die Liebe, die wachsen und sie tragen wird, es hat doch gerade erst begonnen. Sie hofft auf ein Wunder. Vielleicht betet jemand für uns, sagt sie.

Über dem Herd in der Küche hängt ein Kreuz aus Holz. Er sitzt neben ihr, sieht mal aus dem Fenster, dann wieder zurück zu ihr, zu seiner Frau, Julchen, so nennt er sie. Er sagt, er fühlt oft Stiche im Herzen vor lauter Traurigkeit. Sie redet noch lange. Er nicht mehr. Die Kinder kommen, was gibt's zu essen?

Im Laufe des Jahres, so erzählt sie später, kümmern sie sich um Testament, Patientenverfügung, Pflegestufe. Von der Krankheit haben sie niemandem erzählt. Doch in Ärztekreisen hat es sich herumgesprochen, dass der Kollege nicht mehr arbeitet. Die Nachbarn reden, die Leute auf dem Schützenfest. Ihn deprimiert das.

Sie fühlt sich allein. Sie möchte mehr Hilfe, mehr Ärzte, mehr Wissen. Aber dann ist Elternabend, Orthopäde, Zahnarzt, Ballett. Die Krankheit nimmt keine Rücksicht auf den Terminplan einer Familie mit vier Kindern.

Es hängt jetzt alles an ihr. Sie geht wieder arbeiten, sie ist Psychologin in einem Krankenhaus, eine Weile war sie in Elternzeit, dann war das Konto im Minus. Sie möchte den Keller zur therapeutischen Praxis umbauen, das würde vieles erleichtern, dazu müssten sie renovieren, auch darum kümmert sie sich.

Er kann noch den Tisch abräumen, aber er findet die Schublade für Messer und Gabel nicht mehr. Die Uhrzeiten und Wochentage sind schon weg.

Das mit der Bank können wir morgen machen, sagt er.

Morgen ist Samstag, sagt sie.

Er soll Milch holen, ist dann verschwunden, sie muss ihn suchen wie ein kleines Kind.

Du solltest Milch holen, sagt sie.

Dennoch: Der erste große Schock ist vorbei, das tiefe Loch gefüllt mit Alltag und Streit. Streit ist auch gut. Streit ist anstrengend, tut aber weniger weh als Traurigkeit.

Sie sagt den Satz vom Licht am Ende des Tunnels, das sie braucht, aber im Moment nicht sehen kann. Sie weint abends im Bett. Denkt, ich darf jetzt nicht durchdrehen.

Die Ersten, denen sie vom Ausbruch der Krankheit erzählen, sind seine beiden Brüder. Es war immer eine Art Roulette: Wer von den dreien bekommt es, wer nicht? Seit die beiden es wissen, meiden sie ihren kranken Bruder, sagt sie. Vielleicht, weil die Brüder ihr eigenes mögliches Schicksal nicht mitansehen können. Oder weil sie sich für ihr Glück schämen, bislang verschont geblieben zu sein.

Die Krankheit macht die Familie einsam. Es klingelt nicht an der Tür, und niemand kommt, um zu fragen: Braucht ihr etwas? Ihre Freunde wissen erst nicht, wie sie mit ihnen umgehen sollen.

Er verliert den Autoschlüssel und auch die Ersatzschlüssel, den Briefkastenschlüssel, sie ziehen die Post mit den Fingern aus dem Schlitz. Franka wartet seit Wochen auf ihren Personalausweis. Oder hat Papa ihn weggeworfen?

Hast du?, fragt sie.

Kann sein, sagt er.

Ich wünschte, du wärst schon tot.

Hat sie so gesagt, aber sie sagt vieles einfach so, sie ist erst zwölf. Sie entschuldigt sich später, mehrfach. Er trägt es ihr lange nach. Ständig steht er in ihrem Zimmer und will irgendwas.

Der nervt, ich will das nicht, sagt Franka.

Sie schiebt ihren Vater mit beiden Händen über die Holzdielen aus dem Zimmer auf den langen Flur, wo er stehen bleibt und nicht weiß, in welche Richtung er gehen soll. Er kann kein starker Vater mehr sein.

Streift planlos durch das Haus, liest nichts mehr, nimmt die Medikamente nicht, keine Vitamine, geht zu keinem Arzt. Trinkt nur noch Pfefferminztee, manchmal Rotwein am Abend.

Zweiter Besuch, Mai 2011 Was Krankheit mit Liebe macht

Er liegt in der Hängematte auf der Terrasse, die Sonne blitzt durch die hohen Tannen. Er trägt ein rosafarbenes T-Shirt, seine Haut ist gebräunt.

Ist mir scheißegal, was die Leute reden, sagt er, fast aggressiv.

Die Stiche im Herz?

Sind weniger.

Am schlimmsten war das erste Jahr, aber das ist um, sagt er.

Er hatte seine Frau in Rom kennengelernt, 1984, auf einer Pilgerreise mit anderen Jugendlichen. Sie waren Teenager, sie 13, er 16 Jahre alt. Sie standen nebeneinander vor dem Papst, es gibt ein Bild davon. Er schaute sie an, nicht den Papst. Dreizehn Jahre später begegneten sie sich wieder, sprachen viel, verstanden sich gut. Er erzählte ihr von der Krankheit in seiner Familie. Er sagte: Lass dich nicht auf mich ein! Mit mir ist nichts anzufangen.

Ach, Quatsch, du kriegst die Krankheit nicht, war ihre Antwort.

Seitdem wusste sie es. Aber sie ist gut darin, die Dinge zu verdrängen. Als es bei ihnen irgendwann darum ging, ob Kinder kommen können oder nicht, hofften sie das Beste.

Sie kommt an die Hängematte, im violetten Leinenkleid, in Sandalen. Sie sehen zusammen noch immer aus wie der Traum, den sie als junge Frau für sich erfand. Einen Arzt heiraten, einen verlässlichen, liebevollen Menschen. Er war ihre große Liebe.

Auch das ist eine Frage, die Menschen sich oft stellen: Findet mich das Glück? Wie lange wird es bei mir bleiben?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Du hast es am schlechtesten, sagt er. Ich bin bald gaga und bekomme nichts mehr mit.

Wenn es so bliebe, ginge es, sagt sie.

Wird es aber nicht, sagt er.

Aber worum geht es denn eigentlich im Leben und im Sterben, fragt sie, nicht auch um den Sinn und nicht nur um die Hülle? Nicht auch um das Geistige und nicht nur um das Körperliche? Um etwas, das größer ist als alles Irdische?

Er blickt ins Leere.

Sie hat viel geredet mit ihrer spirituellen Freundin, so nennt sie sie. Sie braucht jetzt etwas zum Festhalten, das weiter reicht als der Tod.

Voodoo ist auch keine Lösung, sagt er nur.

Später, bei einem Spaziergang im Wald, antwortet sie auf die Frage, was die Krankheit mit der Liebe macht. Er wäre kein Mann mehr, den ich wählen würde, sagt sie. Die Gespräche zwischen uns sind keine mehr. Es ist Verbundenheit, eine andere Liebe. Ich bleibe, um ihn zu begleiten.

Er sagt schon noch liebe Sachen dann und wann. Wenn sie Auto fährt, sagt er, hoffentlich passiert dir nichts, Julchen.

Würde sie gehen, bliebe ihm nichts mehr, aber ihr auch nicht. Sie lacht. Jetzt lacht sie wieder ab und zu.

Geht nach Hause in die Villa. Er sollte den Einkauf auspacken und den Wagen in die Garage fahren. Der Golf steht noch auf dem Hof, die Tüte voll auf dem Küchentisch.

Er trinkt Rotwein in der Hängematte.

Die Liebe? Nun soll er antworten.

Die Krankheit ist leider unsexy, sagt er.

Knapp zwei Jahre sind es seit der Diagnose. Er zeigt in den Garten, ein paar junge Bäume wachsen unter den mächtigen, alten. 40 Bäume hat er in seinem Leben gepflanzt, sein Lieblingsbaum ist die Blutbuche.

Ein paar Wochen später fährt sie mit den Kindern zur Kur an die Ostsee, ihr Mann bleibt bei seinem Vater.

Zu Hause fällt ihr alles schwer. Ihr Mann läuft immer hinter ihr her, bis auf die Toilette. Sie ist jetzt oft genervt von ihm, das ist ein neues Gefühl für sie. Ihr Ehemann ist zu ihrem Patienten geworden.

Er duscht nicht mehr. Mangelnde Hygiene, so wie er es angekündigt hatte.

Er ist im zweiten Stadium seiner Krankheit angelangt, er irrt umher, stößt sich an Möbeln, verletzt sich.

Er sucht seine Brille.

Guck bitte in deinem Schreibtisch nach, sagt seine Frau.

Wo ist mein Schreibtisch?, sagt er.

In deinem Zimmer.

Wo ist mein Zimmer?

Er schläft jetzt in seinem eigenen Zimmer. Das sieht unordentlich aus wie bei einem Teenager, alles voll mit Klamotten, Zetteln, Stiften.

Im März feiern sie zu Hause seinen 44. Geburtstag, es kommen ein paar Gäste. Sie ziehen sich fein an, flechten die blonden Haare der Mädchen zu Zöpfen, essen Torte, machen schöne Bilder. Nach außen halten sie sich gut. Wie lange?

Fassade ist manchmal gut, sagt sie. Sie muss zur Arbeit gehen, ins Krankenhaus, Menschen psychologisch beraten. Das geht im Augenblick nicht ohne Fassade.

Dritter Besuch, April 2012 Die Gefühle halten länger als der Verstand

Es ist kalt in diesem April, zehn Tage nach Ostern, alle sind noch in Winterjacke.

Er steht an der Spülmaschine, trägt ein braunes Hemd, Hausschuhe.

Ich bin am Krepieren. Ich habe starke Kopfschmerzen, immer an einer Stelle. Ich denke, dass an diesem Punkt der Anfang vom Ende liegt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Seine Frau kommt nach Hause, sie ist schlanker geworden, trägt Rock und Stiefel, das Rot auf ihren Lippen ist zurück. Sie fragt die Kinder nach den Hausaufgaben, ob sie gegessen haben.

Er spricht jeden Tag von Selbstmord, sagt sie.

Du musst zum Therapeuten, wenn du so etwas sagst, sagen die Kinder.

Zurzeit nicht, sagt er.

Sieht seiner Frau hinterher.

Seit sie in der Kur war, ist er trauriger geworden, wirkt eifersüchtig. Auch er weint jetzt manchmal abends im Bett. Die Gefühle halten sich bei Alzheimer länger als der Verstand.

Sie hat ein paar Pommes frites auf das Blech gelegt, die Familie sitzt am Tisch, isst. Er entdeckt Ketchup an ihrem Mund, nimmt die Serviette.

Warte mal, Julchen.

Er kämpft. Er will noch bleiben. Will festhalten am normalen Leben, an seiner Familie.

Er hört die Sätze der Kinder.

Franka, jetzt 13: Ich möchte nicht in die Küche, da ist Papa.

Sophie, 10: Ich will nicht mit Papa zu Edeka, das ist mir peinlich, dann findet der nichts oder labert Mist die ganze Zeit.

Stine, 3: Ich will nicht mit Papa gehen, der kennt den Weg nicht.

Clara, 7, sagt nichts.

August 2012, bei einem Ausflug nach Hamburg, müssen sie ihn von der Polizei suchen lassen, fünf Kilometer ist er allein durch die Stadt gelaufen.

Am Abend, als sie ihn wiederhaben, spricht er im Restaurant ein Paar an und sieht dabei zu seinen Kindern.

Alles meine, sagt er stolz.

Das Paar nickt freundlich, fragt, woher kommen Sie?

Aus Detmold, sagt er.

Detmold stimmt aber nicht.

Als sie gehen, rangeln die Kinder vor der Tür.

Ey, hör auf, sagt die eine, du darfst nicht frech sein, du hast kein Alzheimer. Papa hat Alzheimer. Es ist gerade ein bisschen leichter. Sie können manchmal zusammen lachen.

Sie haben stehende Falten, Sie sollten mehr trinken, hatte er zu einer fremden Frau noch gesagt.

Danach, im Fahrstuhl, öffnet eines der Kinder den Vater nach: Sie haben stehende Falten! Sie sollten mehr trinken! Alle lachen, auch er.

Er ist jetzt der, über den sie lachen. Das ist nicht das Schlechteste. Es ist besser als die Härte und die Kälte davor.

Drei Jahre sind es seit der Diagnose. Manchmal ist Struktur verlässlicher als Hoffnung. Die Familie hat jetzt einen Plan: Es gibt einen Patienten und seine Familie. Sie haben keine Erwartungen, glauben nicht mehr, dass es je wieder besser wird. Sie wissen jetzt, dass kein Wunder geschehen wird.

Am Abend sitzen sie im Riesenrad auf dem Domfest. Er trägt ein gestreiftes Hemd, legt seinen Arm um seine Frau, es sieht fast aus wie früher. Die Kinder zeigen auf den Hafen, den Fernsehturm. Ein Familienausflug. Dass es ihr letzter ist, wissen sie nicht.

Im Winter 2012 fliegt sie nach Dubai und dann nach Indien, zum Meditieren, sie braucht eine Atempause, zu Hause passen Freunde auf die Kinder auf.

Sie sagt danach: Ich bin mir selbst wieder ein Stück weit nähergekommen, ich bin froh darum.

Um den Mann zu Hause kümmert sich in dieser Zeit teils sein Vater, teils war er in die Behindertenwerkstätte gegangen, zumindest tagsüber. Dort schippte er den Schnee. Das ging ein paar Wochen lang gut, dann war er zu krank.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er kennt jetzt den Unterschied zwischen Tag und Nacht nicht mehr. Steht in den Zimmern der Kinder, knipst das Licht an und aus, wenn sie schlafen. Steht morgens um drei bei seiner Frau am Bett, die am Morgen aufstehen muss, um zur Arbeit zu gehen.

Sie bekommt Anrufe von Leuten, die ihren Mann im Ort herumlaufen sehen. Sie fährt los und holt ihn, er wehrt sich, wird aggressiv.

Sie wird krank, ein Husten, der immer schlimmer wird. Sie weiß, sie wird den Husten nie mehr los, solange er zu Hause lebt. Sie muss eine Entscheidung treffen. Für sich, für ihre Familie.

Dreieinhalb Jahre nach der Diagnose, am 29. Januar 2013, muss der Mann sein Haus und seine Familie verlassen. Er betritt das erste Mal ein Zimmer im Pflegeheim.

Wenn sie im Ort einkaufen geht, fragt die Frau an der Kasse bei Edeka: Wo ist denn der Herr Doktor?

Der Herr Doktor lebt jetzt in einem anderen Ort, in Haus acht eines Heims, Zimmer 281. Es gibt dort ein Bett und einen Schrank, an den Wänden hängen die Fotos der Kinder und das Hochzeitsbild in einem goldenen Rahmen.

Vor dem Fenster liegt ein Park mit riesigen Bäumen. Es ist ein Haus für Menschen mit Hirnschädigungen, viele ehemalige Drogenkranke leben hier, eigentlich nicht das Richtige für ihn, aber was ist schon das Richtige für einen jungen Mann mit Alzheimer?

Am Anfang kann er noch in der Parkgruppe mitmachen, mithelfen, die Bäume zu schneiden, jetzt nicht mehr. Es geht schnell. Er pinkelt in Blumentöpfe, er erkennt seine Kinder manchmal nicht mehr.

Wer ist denn das? Wer kommt denn da?, fragt er seine Frau.

Unsere Kinder, antwortet sie.

Die Kinder hören auf, ihn zu besuchen, weil es sie zu traurig macht. Er sieht seine Töchter an wie Fremde.

Die Kinder trauern. Sie haben Bauchschmerzen, Fehlzeiten in der Schule, Clara, jetzt in der dritten Klasse, schon 60 Tage.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Franka, inzwischen 14 Jahre alt, isst wenig, sie will schlank sein.

Ihre Mutter fährt also allein ins Heim, zeigt ihrem Mann Fotos von zu Hause, auf denen er nicht mehr zu sehen ist.

Sein altes Zimmer ist jetzt das Gästezimmer, seine Sachen sind in Kartons verpackt, manches verschenkt.

Clara benutzt seinen Kleiderschrank, trägt seine Pullis zum Schlafen. Sophie, schon 12, liest für ihn das "Ärzteblatt" weiter, so hält sie Verbindung zu ihm. Die großen Mädchen tragen abwechselnd seine Uhr, jede trägt sie eine Woche lang. Sie schreiben sich Nachrichten über WhatsApp: Ich vermisse Papa.

Ich auch.

Im Heim trägt er in seiner Hosentasche immer einen kleinen Zettel bei sich, geschützt von einer Klarsichthülle, den er von Zeit zu Zeit hervorzieht und liest. Darauf steht:

Wo ist meine Frau?

Bei ihrer Arbeit.

Wann kann ich sie erreichen?

Dienstag und Donnerstag per Telefon. Die Mitarbeiter stellen die Telefonverbindung her.

Wann kann ich sie und die Kinder sehen?

Wenn sie nicht zur Fortbildung ist, kommt sie mich vielleicht mit den Kindern besuchen.

Seit er im Heim ist, fällt ihr die Arbeit im Krankenhaus wieder leichter, sie findet Zeit, die Steuer zu machen, mit der Bank zu verhandeln. Sie stellt Töpfe mit Kräutern auf den Gartentisch.

Vierter Besuch, Juli 2013 Wenn Krankheit arm macht

Bevor sie zum Heim fährt, ruft sie ihn an und sagt, dass sie kommt, das macht sie immer so. Obwohl sie weiß, dass er es vergessen haben wird, bis sie da ist.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ich habe so lange auf dich gewartet, sagt er am Telefon. Und: Sag mal, wo wohnst du denn?

Sie fährt an diesem Tag durch den Regen über die Autobahn, im Siebensitzer. Die Tür zum Zimmer ihres Mannes ist offen, er sitzt auf dem Bett.

Er kann noch sprechen. Schmalere Schultern hat er, schmaleres Gesicht. Er will sich unterhalten, er beginnt Sätze, manche beendet er.

Ach, da bist du ja, sagt er.

Ach, da bist du ja, sagt er kurz darauf wieder.

Mensch, Mensch, Mensch, das ist aber schön, sagt er.

Ja, sagt sie.

Er zittert, er greift nach ihrer Hand. Sie hält auch ihn fest, er beruhigt sich nun. Noch erkennt er sie.

Vorher, im Auto, hat sie gesagt: Für mich ist das nur noch Fürsorge jetzt, keine Liebe mehr oder eine andere Form von Liebe. Sie weint nicht mehr, das hat sie lange genug getan, sagt sie.

Ich liebe dich, Julchen, sagt er.

Kämpft weiter um seine Frau, scheint manchmal noch zu spüren, wie es ihr geht, dass sie mit dem Herzen weit weg ist. Dass sie ihm entgleitet.

Sie sitzen zusammen auf dem Bett, sie zeigt ihm Fotos auf ihrem Telefon, hält an bei Aufnahmen von ihr mit den Kindern.

Das war das Klassenfest, sagt sie. Das war im Zoo, im Schwimmbad, die Kleine in der Badewanne. Das ist in der Schützenhalle beim Frühschoppen.

Die Kinder, die Kinder, sagt er. Da wird es nie langweilig. Er klingt wie ein freundlicher Fremder.

Wo sind die Kinder?, fragt er.

Begleitet seine Frau auf den Flur, als sie geht, verabschiedet sich, bleibt auf dem Flur stehen, will hinterher.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Kommen Sie, sagt die Schwester zu ihm und dreht ihn so, dass er geradeaus in sein Zimmer laufen kann.

Wo ist meine Frau?, fragt er. Nimmt seinen Zettel aus der Hosentasche und liest.

Bei ihrer Arbeit.

An Weihnachten 2013 ist er zwei Nächte zu Hause, die Kinder machen Fotos.

Ihr Vater sortiert im Haus Papier, stapelt es auf dem Schrank, so, wie er es früher tat, wenn er die Ablage machte und nie eine Frist vergaß.

Den Kindern geht es besser. Franka, 15 inzwischen, isst wieder mehr. Sie hat viel dazugelernt. Darauf ist sie stolz.

Ich bin selbstständig, sagt sie, ich kann Möbel allein zusammenbauen, das Bett, den Nachtschrank habe ich gemacht. Ich kann kochen, ich kann auf Kinder aufpassen. Ich kann schwere Sachen tragen.

Als ihr Vater wieder aus dem Haus ist, sind die Töchter traurig und froh.

Im Frühjahr 2014 wechseln sie das Heim für ihn, bei den Hirngeschädigten geht es nicht mehr, er ist zu krank geworden. Er lebt jetzt mit alten Leuten zusammen, die dement sind. Das Heim liegt in einem Dorf, 20 Kilometer entfernt.

Hier läuft er kilometerweit über die Flure und glaubt, er sei der Arzt der Station. Sitzt in Teambesprechungen, das haben die Schwestern ihm erlaubt, bis auch das nicht mehr geht.

Das dritte Stadium seiner Krankheit hat begonnen, das letzte. Vor Kurzem hat er seine Frau nicht mehr erkannt. Sie kam, stand auf dem Flur, er lief an ihr vorbei. Durch mich hindurch, sagt sie.

Zu Hause stellt sie weiter Wiesenblumen auf den Tisch in Gelb und Lila, macht weiter. Soll alles schön aussehen, trotz des Chaos. Krankheit kann arm machen. Auf drei Konten ist sie im Minus, sie kauft jetzt weniger Obst.

Im Februar konnte sie das Tanken nicht bezahlen. Auf dem Schreibtisch liegt ein Vollstreckungsbescheid. Sie hätte Unterstützung bekommen können von den Sozialbehörden, doch dazu hätte sie Unterlagen einreichen müssen, das hat sie nicht

getan, nicht ausreichend. Ein Freund, der Anwalt ist, kümmert sich jetzt darum. Das hat sie lernen müssen: um Hilfe zu bitten und Hilfe auch anzunehmen.

Sie hat verstanden, wer sie ist. Eine alleinerziehende Mutter mit vier Kindern.

Fünfter Besuch, Mai 2014 Unerwünschte Nebenwirkungen

Franka ist in der Schule, die anderen Mädchen sind in ihren Zimmern. Die Jüngste, Stine, die noch ungeboren war, als die Krankheit ausbrach, ist jetzt bald fünf Jahre alt. Sie kommt ins Wohnzimmer und zeigt, dass sie "Mama" schreiben kann und "Papa".

Zeigt, dass sie auf einem Bein quer durch die Küche hüpfen kann, trägt keine Socken und Schuhe, so, wie es ihr Vater ein halbes Jahr lang tat, als er schon krank war.

Und ich bin ja von Papa, sagt sie.

Ihre Mutter will wieder zu ihm fahren an diesem Tag, zwei der Kinder wollen mit.

Stirbt Papa bald?, fragt die Jüngste kurz vor dem Heim. Sie fragt das so wie: Gehen wir nachher noch ein Eis essen?

Im Heim an den Tischen sitzen die alten Leute, vor Kuchen in grellem Licht. Hocken stumm da, starren, machen Laute. Zwischen ihnen sitzt ein junger Mann im gestreiften Hemd, der nicht hierherzugehören scheint, er ist jetzt 46. Um ihn herum die beiden Mädchen.

Guck mal, Papa, das bist du, sagt Clara. Sie hat ihrem Vater ein Bild gemalt, hat ihren Vater gemalt, der auf einer Wiese steht. Er nimmt das Bild. Knickt es. Es fällt ihm aus der Hand, gleitet in eine Ecke über das PVC.

Er isst Erdbeerkuchen, eine ältere Dame hat ihm den Kuchen gebracht. Sie wohnt gegenüber dem Heim, ist Rentnerin. Elf Jahre lang hatte sie ihren eigenen Mann nach einem Schlaganfall jeden Tag hier im Heim besucht. Nun ist der Mann tot, nun besucht sie den Herrn Doktor jeden Tag.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er füllt das Loch ein bisschen, seit der Dieter tot ist, sagt die fremde Frau. Sie hat dem Herrn Doktor Kleidung mitgebracht. Er sitzt da in einer Hose vom Dieter.

Seine eigene Frau steht am Tisch, sein Blick fällt immer wieder für ein paar Sekunden auf sie. Heftet sich an sie, so, als würde er kurz überlegen, ob er sie kennt von irgendwoher, und beschließen, sie nicht zu kennen.

Wie geht es dir?, fragt seine Frau vorsichtig.

Er sagt nichts.

Kannst du mal antworten?, sagt die fremde Frau.

Seine Frau weint.

Die fremde Frau erzählt überall, dass die Frau des Herrn Doktor nur noch selten zu Besuch kommt.

Die Leute reden. Das Gerede muss man aushalten wie eine unerwünschte Nebenwirkung der Krankheit. Davon gibt es viele. Die Bank mahnt, das Finanzamt mahnt, die Schule will was, der Kindergarten. Freunde ziehen sich zurück, Verwandte. Es wird nicht einfach nur ein Familienmitglied krank, die ganze Familie erkrankt. Alles, worauf die Familie gebaut ist, mit dem sie verbunden ist, gerät ins Wanken.

Sie braucht frische Luft, geht mit dem Mann und den Kindern in den Garten. Die Jüngste fällt hin, ihr Papa eilt zu ihr hin, doch als er da ist, hat er vergessen, warum. Es war ein Reflex, die Sorge um sein Kind, ein Instinkt. Auch das scheint stärker zu sein als das Vergessen. Für eine Sekunde hatte das Mädchen seinen Vater zurück.

Stine spielt mit ihrer Schwester Clara, die Kinder rennen auf den Rasen, die Eltern hinterher. Die Kinder und die Mutter bleiben stehen, er aber läuft immer weiter, ohne Ziel.

Kommst du zurück?, ruft seine Frau.

Ja, sagt er.

Er kommt tatsächlich.

Es ist ein schöner, tröstlicher Tag. Es ist, als wäre die Familie für den Moment wieder vereint.

Wie nennst du mich am liebsten?, fragt sie ihn fröhlich.

Er sagt nichts. Nur wieder: ja.

Julchen, sagt seine Tochter. Papa, sag mal Julchen zu Mama!

Sechster Besuch, Juli 2015 Hausaufgaben auf der Palliativstation

Gleich werde ich dich füttern, sagt seine Frau. Warte, ich gehe und wasche die Erdbeeren.

Hm, sagt er manchmal, so, als würde er verstehen, was sie sagt.

Er sitzt in einem Rollstuhl, kann nicht mehr gehen, nicht mehr sprechen, er kaut auf dem Gurt, der ihn fixiert. Spielzeug liegt auf dem Tisch des Aufenthaltsraums im Heim. Er bewegt seine Beine und Hände wirt, sucht mit seiner Hand nach ihrer, er spitzt den Mund, als wollte er pfeifen.

Im Radio läuft Popmusik, Opus, "Live Is Life".

Du, die Älteste haben wir jetzt in Amerika, sagt sie. Und Sophie und Clara sind mit ihrem Onkel im Allgäu. Hm, sagt er. Brummt es mehr, es ist eher ein Geräusch als eine Äußerung.

Die Kinder, die Kinder. Da wird es nicht langweilig, sagt sie.

Das war sein Spruch sonst, als er schon auf halber Strecke weg war.

Wenn der starke Druck im Kopf, wie er ihn vor Jahren fühlte, der Anfang vom Ende war, dann nähert er sich jetzt dem Ende vom Ende. Sieben Jahre, so hatte er es selbst gesagt, dann liege ich unter dem Stein. Sechs sind um. Er räuspert sich, zuckt.

Im Radio hört man die Meldung, dass der Politiker Philipp Mißfelder gestorben ist, plötzlich, mit 35 Jahren, an einer Lungenembolie. Er hatte zwei Töchter. Es kann auch schnell gehen, ohne Vorwarnung. Was ist schlimmer?

Sie gibt ihm mehr Erdbeeren.

Ich füttere dich, sagt sie.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ihn beruhigt das, sie beruhigt ihn. Sie glaubt, dass er so verspannt ist, dass er so zuckt, weil er gerade, so sagt sie das, Karma verbrennt. Auch darüber hat sie geredet mit ihrer spirituellen Freundin. Er verbrennt Karma, sagt sie, damit die Kinder die Krankheit nicht kriegen. Sie sagt: Das ist nicht nur ein unnötiges Leiden, er tut jetzt noch, was er kann.

Sie sieht das so, sie glaubt an ihn. Das hier ist schon fast wieder Liebe.

Zu seinem Geburtstag ein Dreivierteljahr später, am 6. März, ist er ein letztes Mal zu Hause. Sie lachen, er klatscht in die Hände, wie er das immer gemacht hat, wenn er sich freute. Seine Frau muss weinen und er dann auch. Sie weiß, es geht jetzt nicht mehr lang. Sie wusste schon so lange, dass der Tod kommen wird, aber wenn er sich dann wirklich ankündigt, ist es doch anders, als sie dachte. Der Tod ist kein Moment, er ist ein Prozess, wie die Geburt, bei der es auch kein Zurück gibt.

Ein paar Wochen später geht sie mit den Kindern zur Beerdigung der Mutter einer Freundin, die über 90 Jahre alt geworden war. An diesem Tag, dem 2. April, sprechen die älteren Mädchen zum ersten Mal davon, wie die Beerdigung ihres Vaters sein könnte. Sie haben die Idee, einen Baum auf sein Grab zu pflanzen, vielleicht eine Blutbuche.

An diesem Tag haben die Kinder ihren Vater losgelassen, also hat auch er sie losgelassen, das ist die Theorie ihrer Mutter. Als sie zu Hause ankommen, entdeckt sie vier Nachrichten vom Heim auf ihrem Telefon. Es geht ihm schlechter, sie soll sich melden. Seit ein paar Tagen hat er eine Lungenentzündung. Er hatte sich schon vor längerer Zeit gegen die Intensivstation entschieden, gegen lebenserhaltende Maßnahmen oder künstliche Ernährung.

Vier Tage später liegt er auf der Palliativstation eines Krankenhauses, großes Bett, großes Zimmer. Die Familie fährt zu ihm, Sophie, 14, nimmt ihre Mathesachen mit, sie schreibt am nächsten Tag eine Arbeit. Eine Woche lang geht das so, sie fahren jeden Tag hin, die Kinder machen Hausaufgaben, Mittagsschlaf bei ihm im Bett.

Sie bringen Weihrauch und Lavendel mit, Forsythien, einen Frühlingsstrauß. Es ist eine gute Woche.

Auch am 10. April, einem Sonntag, sind sie alle bei ihm. Seine Frau ölt seinen Körper, seinen Bauch, den Rücken, zieht ihm sein Lieblings-T-Shirt an, setzt sich mit den Kindern zu ihm.

Sie bedanken sich, verzeihen einander. Sie bedankt sich bei ihrem Mann für die tollen Kinder, für seine Liebe und seine Treue. Geh ins Licht, sagt sie. Geh in die Liebe. Sie beten das Vaterunser.

Sie fahren nach Hause, gehen ins Bett, dann klingelt das Telefon. Die Krankenschwester sagt, er macht seine letzten Atemzüge.

Mach schneller!, sagt Franka zu Clara, unser Papa stirbt.

Er stirbt, als seine Familie auf dem Weg zu ihm ist.

Bis nachts um vier sitzen sie gemeinsam bei ihm am Bett, die Mutter und die vier Mädchen, sie weinen, sie berühren den Vater, den Ehemann, verabschieden sich endgültig, küssen ihn.

Dann erzählt die Mutter ihren Kindern am Totenbett eine Liebesgeschichte. Es waren einmal zwei Teenager in Rom. Sie beendet die Geschichte mit den Worten: Und deshalb seid ihr Kinder der Liebe.

Ab da wird es leichter, fast heiter. Am nächsten Morgen zieht sie ihm den Hochzeitsanzug an.

Tage später, kurz vor der Beerdigung und nachdem sein Körper eingäschert ist, steht zu Hause die Urne auf dem Küchentisch. Die Kinder sitzen darum herum und bemalen bunte Pappen, kleben sie an die Urne, verzieren sie.

Siebter Besuch, April 2016 Etwas Neues kann beginnen

Die Kirche ist voll. Der Herr Doktor ist gestorben, mit 48 Jahren. Zurück lässt er eine Frau und vier Töchter.

Immer mehr Gäste kommen aus dem Regen an diesem dunklen Aprilmorgen, bringen Sträuße, Beileidskarten. In der ersten Reihe sitzen die vier blonden Mädchen mit ihrer Mutter, nur die Jüngste, Stine, weint.

Alle singen Lieder aus dem Heft, das die Familie gestaltet hat, dort sind Fotos zu sehen, auch jenes mit den beiden Teenagern beim Papst in Rom, Stationen seines Lebens. Sie singen: Und bis wir uns wiedersehen, halte Gott dich fest in seiner Hand. Die Frau lächelt.

Auch wenn es seltsam klingt, die Familie hat sich gefreut auf diesen Tag. Etwas ist abgeschlossen. Etwas Neues kann beginnen.

Die Kinder haben überlegt, was sie ihrem Vater mit ins Grab geben. Sie stehen später ganz vorn in der langen Schlange, vor dem kleinen Loch in der Erde, auf dem Friedhof neben der Kirche. Stine wirft rosafarbene Blüten aus einem Holzkorb auf die Urne, Franka Tee, Pfefferminze, die er im Heim getrocknet und in einer Dose aufbewahrt hatte. Es dauert lange, bis alle Gäste an das Grab getreten sind. Die Kinder sagen, das ist ein Ort, der Papa gefallen würde, unter einem hohen Baum. Dann gehen die Mädchen mit ihrer Mutter zum Ausgang.

Zu Hause ist die alte Villa voll mit Menschen, sie stehen in der Küche und essen Linsensuppe und Torte. Seine beiden Brüder sind auch da, sie betreten das Haus nicht, stehen draußen im Kies mit einer Tasse Kaffee, allein.

Sie sagt: Wenn jemand stirbt, fragst du jeder, brauchst du Hilfe? Vor ein paar Jahren hätte ich richtig viel Hilfe gebrauchen können, jetzt nicht mehr. Ach du Arme, sagen nun einige, und sie denkt: wenn ihr wüsstet. Einen Tag nach der Beerdigung fährt die Mutter mit den Kindern nach Holland in den Urlaub.

Der letzte Besuch, ein halbes Jahr nach dem Tod

Sie kommt durch die Tür, ein Freund packt die Einkäufe aus dem Wagen. Sie feiern am Abend eine Party. Es wirkt alles wie früher. Die Möbel sind dieselben, das Feuer brennt im Kamin. Er legt Sekt in den Kühlschrank.

Sie sitzt in der Küche. Seit ihr kranker Mann gestorben ist, sagt sie, denkt sie wieder öfter an die vielen guten Jahre davor, erinnert sich an den Mann, den sie liebte, seine Großzügigkeit, seine Art, Entscheidungen zu treffen, diese Klarheit. Sie träumt von ihm, weint um ihn, nun, da alles vorbei ist.

Sie hat ihn verloren, aber nicht sich selbst oder die Kinder. Sie hat es geschafft, weil sie Hilfe bekam und Hilfe annehmen konnte. Weil sie auch an sich dachte, manchmal sogar egoistisch war. Weil sie delegierte, ihn losließ, ihn gehen ließ. Weil sie kein Opfer sein wollte. Weil sie mit Abstand auf die Dinge sah und erkannte, was gut für sie war. Weil sie Kraft hatte für ihre Kinder. Weil sie sich nicht gehen ließ. Vielleicht auch, weil sie die Karma-Sachen ihrer Freundin glaubte.

Was sie verloren hat: zwei Freundinnen. Und sie hat Schulden auf das Haus. Damit kann man leben.

Das Haus ist noch da, der Garten, die Blumen, das Feuer, die Kinder, die Liebe. Im Winter haben sie zu fünft auf einer Bühne "Cinderella" getanzt.

Am späten Nachmittag kommen die ersten Gäste, es wird eine gute Party, jemand spielt Klavier. Die Geschichte könnte hier aufhören, mit einem guten Ende. Aber das Schicksal macht vielleicht nur Pause.

Bei 50 Prozent liegt die Wahrscheinlichkeit, dass die Kinder die Krankheit bekommen; Franka, Sophie, Clara und Stine. Sie könnten sich testen lassen und herausfinden, ob auch ihr Chromosom 14 beschädigt ist. Das wollen sie aber nicht.

Niemand weiß, wie lange das Glück anhält. Und wann das Ende kommt. Und wenn man es wüsste, wäre damit das Glück nicht schon zu Ende?

Franka sitzt im Minikleid auf ihrem Bett, eine junge, hübsche Frau, sie hat den Führerschein und einen Freund, bald wird sie Abitur machen.

Sie sagt, wenn ich es hätte, könnte ich nicht damit leben. Ich wäre weniger ehrgeizig und weniger lebensfroh.

Sie sagt: Ich möchte später einmal eine Familie haben, eine schöne Familie, wie wir es waren.

Der Artikel wurde nachträglich geändert.

An der Kante

Der Tagebau Hambach im Rheinischen Braunkohlerevier gilt als größtes Loch Europas – und wächst trotz der Energiewende weiter. Seit Jahren besetzen Umweltaktivisten in der Nähe ein bedrohtes Waldstück. Jetzt eskaliert der Streit

Von Patrick Bauer, Süddeutsche Zeitung Magazin, 28.10.2016

Das Loch ist der Feind.

In dieser Nacht im September liegen oben an der Kante des Lochs vier Gestalten auf dem Bauch. Sand rieselt in ihre Stiefel, Gestrüpp sticht in ihre Hände. Es sind drei junge Männer und eine junge Frau, nicht alle volljährig, Jungs und Mädchen noch. Sie nennen sich Chi, Sushi, Tatze und Pfote. Sie tragen Tarnjacken, »Camous«, und Sturmhauben, ihre »Hassis«. Sie reden, als sei alles bloß ein Spiel: »Aktivistis« sind sie, »Bürgis« die Spießer. »Hambi« heißt der Wald, den sie retten wollen, »Secus« die Mitarbeiter des Sicherheitsdienstes, der das Werksgelände des Energiekonzerns RWE schützt, das sie gerade ohne Genehmigung betreten haben.

»Ruhe!« Chi hat es leuchten sehen. Vielleicht einer der Security-Pick-ups, die hier jederzeit über die Dünen donnern können.

Im Wald, auf dem Marsch vom Camp, haben sie zuvor gesungen, wegen der Wildschweine. Wir sind die Moorsoldaten! Chi ging voraus, die Stirnlampe ausgeschaltet. Er kennt jede Wurzel, jedes Loch, jeden Ast, jede Barrikade. Erst als das Leuchten und Dröhnen aus dem Loch ganz nah war, verstummten sie. »Hier lauern oft Bullen«, flüsterte Chi, »aber Secus sind schlimmer!« Die haben, so ein Gerücht, sogar Wärmebildkameras. Anfang des Jahres seien zwei Aktivisten von einem Security-Auto angefahren und verletzt worden. Irgendwann, glauben sie, bringen die noch einen um!

Geduckt stolperten Chi, Sushi, Tatze und Pfote über die Buckelpiste, die einst eine vierspurige Autobahn war. »Schneller«, zischte Sushi. Er und Chi haben die Verantwortung. Tatze und Pfote sind neu im Camp. Sie besichtigen zum ersten Mal das Loch. Keine Aktion heute. Nur gucken. Von der Person, die sich gestern unten an ein Förderband ketten wollte, gibt es keine Infos.

Das Loch ist der Tagebau Hambach, der größte Europas, seit 1978 im Rheinischen Braunkohlerevier zwischen Köln, Aachen und Mönchengladbach betrieben. Auf einer Fläche von zehn mal acht Kilometern sollen bis zum Jahr 2040 2,4 Milliarden Tonnen Braunkohle abgebaut werden.

Als Chi das Loch zum ersten Mal sah, musste er weinen. Er war ausnahmsweise nüchtern, aber er stand vor einem fremden, bösen Planeten. Nachts ächzten die acht grell erleuchteten Bagger wie Riesen durch ein schwarzes Tal. Heute spürt Chi nur Hass. Braunkohle ist der klimaschädlichste Energieträger. Je Tonne verfeuerter Rohbraunkohle wird eine Tonne Kohlendioxid freigesetzt, Chi weiß das. RWE sorgt laut BUND allein in Nordrhein-Westfalen für den Ausstoß von gut hundert Millionen Tonnen Kohlendioxid jährlich. Am Horizont qualmen die Kraftwerke Niederaußem, Frimmersdorf und Neurath.

»Scheiß Bosse, die daran verdienen, schieß Baggerfahrer, die sich knechten lassen, schieß Gesellschaft, die so viel Strom braucht«, flüstert Chi, »ich bau mal einen!«

»Wie kannst du hier kiffen?«, flüstert Sushi.

»Wie kannst du hier nicht kiffen?«, schreit Chi.

Sie rennen in den Wald. Chi hat das Gefühl, erst da, weg vom Feinstaub, inhalieren zu können. Im Wald fühlt sich Chi sicher. Dabei will Chi doch eigentlich den Wald beschützen. Das Loch frisst ganze Dörfer, Tausende Menschen wurden bereits umgesiedelt, und es frisst Stück für Stück den Hambacher Forst. Ein ursprünglich 5500 Hektar großes Waldgebiet, schon im 10. Jahrhundert urkundlich erwähnt, das heute am Südrand des Lochs noch 1500 Hektar misst. Der Hambacher Forst ist die größte Eichen-Hainbuchenwaldfläche in Deutschland, Heimat für 142

geschützte Tierarten; Gelbbauch unke, Mittelspecht, Fransenfledermaus. Und für eine anarchistisch organisierte Kommune.

Im April 2012 wird der Hambacher Forst erstmals besetzt. Klimaschützer befestigen in den Bäumen Paletten, auf die sie klettern, bauen Baumhäuser. Im November rücken 500 Polizisten und die Höhenrettung an. Ein Besetzer verschanzt sich vier Tage in einem Tunnelsystem. Der Wald wird geräumt. Danach errichten die Aktivisten ihr Lager auf einer schmalen Wiese direkt daneben, auf der vom Loch aus gesehen anderen Seite des Waldes. Die Wiese gehört einem Sympathisanten aus der Gegend.

Seitdem wurden viele Baumhäuser geräumt, viele Bäume gefällt und viele neue Baumhäuser gebaut, aktuell verteilen sich zehn über den Wald. Und auch das Wiesencamp, »die Wiese«, gibt es noch, trotz mehrerer Razzien. Es ist eine im Sommer sehr trockene und im Winter sehr matschige Ansammlung von Hütten, Zelten und morschen Wohnmobilen, auf freiem Feld, in Sichtweite der Ortschaft Morschenich. Die Wiese ist die Basisstation der Waldbesetzung, Rückzugsort und Versorgungskorridor. Wasser holen die Aktivisten bei Sympathisanten aus der Gegend, Nahrung wird aus dem Müll geangelt oder gespendet. Kletterausrüstung und Gras zum Rauchen gibt es in Düren. Ohne die Wiese gäbe es keine Baumhäuser mehr.

Als Chi und die anderen zurückkehren, sitzen zehn Leute ums Feuer. Im großen Topf blubbert veganes Curry. Eine Frau singt zur Gitarre ein selbst getextetes Lied vom Gruppensex im Bauwagen und der Krätze, die sich so schnell überträgt. Die roten Bahnen auf ihren Armen verraten, dass sie weiß, wovon sie singt.

Die Bewohnerzahl von Wald und Wiese schwankt zwischen fünfzehn und fünfzig, je nach Jahreszeit. Im Sommer kommen viele für ein paar Tage oder Wochen, die Schlafplätze in den Baumhäusern werden knapp. In der Rodungssaison von Oktober bis März, wenn die Forstarbeiter unter Polizeischutz anrücken und alle Baumhäuser ständig besetzt sein sollen, damit die Bäume nur mit viel Aufwand gefällt werden können, harrt nur der harte Kern von gut zwanzig Frauen und Männern im und am Hambacher Forst aus.

Nach dem Vorfall mit den vermeintlich vorsätzlich überfahrenen Aktivisten lagen Anfang des Jahres die Nerven blank: RWE-Mitarbeiter und Polizei wurden mit Steinen und Molotowcocktails beworfen, ein Werksauto brannte aus. Die Lokalpresse schrieb von einem »rechtsfreien Raum«. Selbst die erfahrenen Anarchisten sagen: So lange hat es in Deutschland noch nie einen so offen radikalen Widerstand gegeben. 944 Strafanzeigen wurden im Zusammenhang mit der Rodung seit 2013 erstattet. Die wenigsten wurden aufgeklärt. Viele Festgenommene hatten sich die Fingerkuppen abgeschmirgelt oder abgeklebt. Im Camp heißt es, der Konsens sei: keine Gewalt gegen Personen. Aber die Gegenseite sei derart aggressiv, dass man sich wehren müsse.

Mittlerweile koordiniert Dirk Weinspach, der Polizeipräsident von Aachen, den Einsatz am Tagebau. Sein Plan: harte Strafverfolgung bei gleichzeitigem Dialog. Bei der Polizei heißt es: Um das Loch zu befrieden, bräuchte man mehrere tausend Beamte. Man kann nur beruhigen. Nicht beenden. In Weinspachs Verantwortungsbereich ist aus dem großen Streit um die Energiewende ein kleiner Krieg geworden.

Viele Vollzeit-Besetzer haben den Sommer genutzt, um sich zu erholen, bevor es wieder losgeht. Clumsy, 28 Jahre alt, der Einzige, der seit der ersten Besetzung dabei ist, war nach einem Gefängnisaufenthalt wegen einer Blockadeaktion in der Lausitz, zu Hause in Österreich. Zufällig geriet er beim Wandern in die Besetzung eines geplanten Staudamms. Aber irgendwas hat ihn wieder auf die Wiese getrieben, sagt er. In seiner Abwesenheit hatte hier die Rattenplage begonnen.

»Manchmal bin ich froh, dass ich mich auf mein Baumhaus zurückziehen kann«, sagt Clumsy, leise wie immer, als er durch das Dickicht läuft bis nach Oaktown, wie sie diese Gegend des Waldes wegen der massiven Eichen getauft haben. In einer davon hat Clumsy das »Nest« gezimmert. Er verbindet sich und sein Kletterzeug mit dem langen Seil, das von seinem Baumhaus hinunterhängt und stemmt sich in nicht mal einer Minute die zwanzig Meter hinauf. Das Rascheln der Blätter übertönt den monotonen Lärm vom Loch. Das »Nest« wiegt sich im Wind. Clumsy spürt das gar nicht mehr. Er sagt, er sei kein Hippie, aber er sei eins geworden mit dem Baum.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wenn Baumhäuser zerstört werden, hat bisher jeder Erbauer geheult. Die fällen nicht nur den Baum. Du bist der Baum. Sie fällen dich.

Hazel, die fast genauso lange dabei ist wie Clumsy und meist an seiner Seite, sagt: »Das Beste, was wir erreicht haben, ist nicht, RWE Geld und Zeit zu kosten und Öffentlichkeit zu schaffen. Sondern, dass wir etwas Neues aufgebaut haben, etwas Schönes im Angesicht des Kaputten!«

Nicht nur die Häuser. Aus einer Waldbesetzung ist ein Ort geworden, der ganz verschiedene Menschen magisch anzieht. Die Jungpunks um Chi wollen weg von Eltern, Schule, Stress. Oder sogar Missbrauch. Manche suchen das Abenteuer. Und Flo, der Nerd, spürt hier endlich keinen Druck mehr. Er hat die Solar- und Windanlage gebaut. Die überzeugten Klimaschützer aus ganz Europa sehen die globale Symbolik. Andere lieben einfach das Klettern.

Alle sind hier, weil der Wald ein Versprechen ist.

Kater, der 22 ist und aus Köln stammt, sitzt eines Mittags vor dem grünen Bauwagen am Eingang des Camps, und sagt: »Wir sind der Utopie hier sehr nahegekommen!« Ein selbstbestimmtes Leben. Eine Welt, in der Geschlecht, Aussehen, Herkunft, sexuelle Vorlieben egal sind. In der niemand »man« sagt, sondern alle »mensch«. In der auch Frauen oben ohne rumlaufen. In der aber niemand oben ohne rumläuft, wenn auch nur eine Person dagegen ist. In der jeder machen darf, was er will, aber niemand machen will, was andere stört. Der Schutz des Einzelnen und der Gemeinschaft, sagt Kater, steht über allem. Nach außen sind sie hart, bauen Fallen und Katapulte, schotten sich ab, klammern sich an Gleise. Nach innen sind sie ganz verletzlich.

»Ich wusste nie, was ich will«, sagt Kater. Eigentlich wollte er nur weg. Irgendwann lebte er auf der Straße. Kürzlich hat ihn seine Mutter auf der Wiese besucht. Begeistert war sie nicht. Sie hat gefragt: Ist es das, was du willst? »Ich glaube schon«, hat Kater gesagt und die Mutter hat gelächelt.

Die Wiese kann aber auch krank machen, sagt Kater. Viele gehen, weil sie hier, fernab der Leistungsgesellschaft, einen Burn-out erleiden. Weil wieder nur du kochst. Weil alles verrannt. Weil du dich ständig reflektieren musst.

Im Oktober liegen Nebel und Anspannung über der Wiese. RWE hat einen Rodungsstopp abgelehnt. Es gibt Gerüchte über die Räumung der Wiese.

Miko, ein muskulöser Holländer in seinen Dreißigern, einer der besten Kletterer und Hausbauer, ein Widerstandsprofi, stürmt durch den Wald, trotz der Kälte im Unterhemd. Er trägt einen Rucksack, aus dem ein kleiner Lautsprecher ragt, daraus wummert wütender Techno, der so zappelig klingt, als würde Miko seine Gefühle in Musik verwandeln. Er ist nervös, weil er weiß, dass er bald wieder tagelang im Lärm der Kettensägen alleine in »Mona«, seinem Baumhaus, sitzen und zu viel Zeit haben wird, an die Liebe seines Lebens zu denken, die er so sehr geliebt hat, dass er nicht bei ihr bleiben konnte. Er wird bereit sein, auf die Plattform zu klettern, die nur an einem Seil hängt, das mit einer Barrikade verbunden ist. Kommt doch! Er sagt, er sehne sich nach einer Entscheidung.

Einige von der Wiese treffen sich jetzt regelmäßig mit einem Kontaktbeamten der Polizei. Der Beamte sagt zum Beispiel: Räumt die gesammelten Steine am Waldrand weg, sonst machen wir das, okay? Oder er bietet an, dass sie Festgenommene im Präsidium besuchen können. Auf der Wiese wird diskutiert: Ihr redet mit Bullen? Es gibt keinen Kompromiss! Die oder wir! Jetzt oder nie! Aus Ermittlerkreisen ist zu hören, man hoffe nach dem kürzlich versuchten Brandanschlag auf eine Trafo-Station, wegen dem auch im Umfeld der Wiese ermittelt wird, dass die militanten Aktivisten im Camp isoliert würden, dass sich die friedlichen durchsetzen. Aber im Camp sagen sie: Jeder kann hier machen, was er es für richtig hält. Wir sind keine Bürgis!

Kater sagt, alle hätten Angst. Es geht nicht mehr nur um den Wald. Es geht um ihr Zuhause. Er hat sich einen Kater aufs Bein tätowieren lassen, damit etwas bleibt. Kater hat sich gefragt, warum er hier gelandet ist. Sein ganzes Leben hatte er das Gefühl vor einem großen Loch zu fliehen, vor den Zwängen, vor dem Kapitalismus oder so. Und dann findet er ausgerechnet am Rand eines großen Lochs sein Glück.

Aber nicht das Loch würde ihm fehlen. Sondern das Gefühl, es stoppen zu können.

Das Loch ist nicht das Problem.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Eigentlich ging es Kurt Claßen, 68 Jahre, Diplom-Kaufmann, Steuerberater, Katholik und Junggeselle, um die Autobahn. Wegen des Tagebaus sollte die A4 direkt vor seine Nase versetzt werden, an den Rand der 4000-Einwohner Ortschaft Buir, Teil der Stadt Kerpen. Sieben Jahre ist Claßen dagegen vorgegangen, auf eigene Faust, ganz ohne die Leute von der Bürgerinitiative. Er kämpfte mit Einwendungen, mit Anträgen und Fristverlängerungen, mit Briefen an die Zeitung, den Vorstandsvorsitzenden und die Ministerpräsidentin, am Ende mit einer Beschwerde vor dem Bundesverfassungsgericht. Vor zwei Jahren wurde der neue Autobahn-Abschnitt eröffnet. Aber Kurt Claßens Kampf ist noch nicht vorbei.

Eigentlich geht es nicht um die Autobahn. Es geht um die Willkür des »NRW=RWE-Staates«, wie er ihn nennt und in dem angeblich alle unter einer Decke stecken. Die A4 war nur der nächste Versuch dieses übermächtigen Gegners, Kurt Claßen auf die Pelle zu rücken. Die Hambachbahn umzingelte Buir und ihn bereits vorher. Und die Finanzbehörden stellten seit Jahren Nachzahlungsforderungen über Hunderttausende Euro an ihn und seinen Bruder und seinen inzwischen verstorbenen Vater, der die »Claßen Schuhorthopädie« unten im Haus betrieb. Kurt Claßen hat das meiste entkräftet, aber die Familie war zerrüttet. Drei Strafanträge gegen Richter des Finanzgerichts Köln hat er gestellt. Aktuell muss er einem Mandaten, der die Steuerprüfung im Haus hat, helfen. Claßen kämpft an vielen Fronten. Und auf der Wiese hat er vor vier Jahren seine wichtigste eröffnet.

Gegen die Autobahn kommt man nur an, verstand er, wenn man den Grund für ihre Verlegung angreift: den Tagebau. Den Rahmenbetriebsplan 3, der dessen Ausweitung legitimiert. Dazu braucht man eine Klagebefugnis. Als ein Landwirt ihm von einer Wiese am Loch erzählte, wusste Claßen: Wenn er diese Wiese kaufen und vor der Einwendungsfrist gegen den neuen Rahmenbetriebsplan am 28.2.2012 ins Grundbuch eintragen lassen würde, wäre er direkt vom Tagebau betroffen. Die wollen dann nicht nur die Wiese kaputt machen. Er ist dann die Wiese. Die wollen ihn kaputt machen.

Seitdem bildet Kurt Claßen mit dem Wiesencamp eine Zweckgemeinschaft. »Die machen ihr Geschäft, ich meins«, sagt er. Er verschanzt sich zwischen den Akten und Büchern in seinem plüschigen Dachgeschossbüro wie sie sich im Wald. Seine

Waffen sind nicht Steine, sondern Paragrafen. Sie denken, er dient ihrer Sache. Er denkt, sie dienen seiner. Die letzten Monate war Funkstille, bei einem Plenum war geschrien worden. Aber es muss weitergehen. Dieser Tage entscheidet das Oberverwaltungsgericht, ob neue »bauliche Anlagen« auf Kurt Claßens Wiese errichtet werden dürfen. RWE habe das Grundstück rechts der Wiese gekauft und sei wohl kurz davor, auch das links der Wiese zu kaufen. RWE könnte dann durchsetzen, dass alle Bauten des Camps, die zu nah an den Nachbargrundstücken stehen, abgerissen werden. Das sind die Hälfte aller Wiesen-Hütten. Entscheidet gleichzeitig das Gericht, dass nichts mehr gebaut werden darf, wäre die Wiese: tot.

Am 7. Oktober kamen RWE-Vertreter zu Kurt Claßen. Der Konzern habe um ein Gespräch gebeten. Es kamen auch Menschen von der Wiese. Claßen lud in das leere Orthopädiegeschäft seines Vaters. An die Schaufensterscheibe klebte er ein Plakat: »Wer Wind sät, wird Sturm ernten!« Endlich mussten alle nach seinen Regeln spielen. RWE wolle ihm die Wiese, mitsamt Camp, abkaufen, berichtet Claßen. Er glaube, dass sie das komplizierte Abtretungsverfahren scheuen. Der RWE-Justiziar habe ihn im Gespräch täuschen wollen, behauptet Claßen. Man habe ihm weismachen wollen, dass seine Klage gegen den dritten Rahmenbetriebsplan auch zulässig bleibe, wenn er die Wiese nicht mehr besäße. Aber das stimmt laut Claßen nicht.

Er muss aufpassen. Die Mächtigen buddeln ständig neue Löcher.

Das Loch ist sein Stolz.

Der Mann fährt seit 25 Jahren, morgens oder nachts, die schwarzen Pisten hinunter an seinen Arbeitsplatz im Tagebau Hambach, 325 Meter unter dem Meeresspiegel. Acht Stunden in Staub oder Regen, nach Hause, essen, schlafen, Schicht nach Schicht, Jahr für Jahr. Er ist fünfzig, aber er sieht älter aus. Er hat als Baggerführer angefangen, vor fünfzehn Jahre wurde er Gruppenleiter. Er dirigiert die drei Kollegen im Führerstand und den am Förderband. Er vermisst das Fahren. Die Hand an den Hebeln und Rädchen, den Fuß auf dem Totmannpedal. Er könnte Bagger 293 sofort wieder steuern. Baggerführen könne man oder nicht, sagt er. Man brauche das Gefühl. Der Bagger wird vom GPS über das Flöz geleitet. Aber die Lage muss der Fahrer selber erkennen, das Rad heben, senken, Millimeter für Millimeter den Abraum von der Kohle putzen, nicht zu viel wegschneiden.

Bagger 293 ist der größte Schaufelradbagger der Welt, 225 Meter lang, 96 Meter hoch, schwer wie 10 000 Autos. Jeder Bagger habe seinen eigenen Charakter, sagt der Mann. 293 ist sensibel. Den müsse man mit Fingerspitzen bewegen. Der nehme einem Fehler übel. Im Rücken des Baggerführers quietscht es. Der Bagger singt.

Wenn der Baggerführer erzählt, dass die Arbeit trotz besserer Technik anstrengender geworden sei, weil es weniger Personal gebe, dann schiebt er hinterher, dass der Arbeitgeber natürlich darauf reagieren müsse, dass die Politik die Braunkohle im Stich ließe. Je mehr RWE unter Druck und die Kohle in Verruf gerät, desto größer scheint unter den 1400 Kumpeln im Tagebau die Angst um den Arbeitsplatz zu werden – und die Identifikation mit dem Loch.

Die beiden Töchter, erzählt der Mann, lernten das, was er für Lügen hält, schon in der Schule. Saubere Windenergie? Von wegen! Klimawandel? Der Baggerführer steht in der gigantischen Grube, die er gebaggert hat und ruft, dass der Mensch zu klein sei, um das Klima zu beeinflussen. Energiewende? Wie denn? Die Braunkohle mache 24 Prozent der deutschen Stromversorgung aus, das hat er auf dem Kasten. Und solange es keine zuverlässigen Speichermöglichkeiten für alternative Energien gebe, sei die Braunkohle alternativlos, sagt er. Oder solle man bald Braunkohlestrom aus dem Ausland kaufen?

Die Kumpel, so der Tenor, schufteten für den Strom, in dem die Leute oben gemütlich hocken und über die Umwelt reden. Das Loch sei doch die Umwelt! Die Löcher wandern durch die Heimat und die Menschen mit ihnen. Immer schon. Das ganze Leben ein Geben und Nehmen. Die Bosse geben Lohn und nehmen die Jahre. Die Kumpel nehmen Boden und schütten ihn woanders auf. Wo ein Loch ist, ist auch ein Berg. Die Sophienhöhe war eine Abraumhalde und ist jetzt ein Wandergebiet. Von den Bäumen, die RWE gepflanzt hat, schreibe keiner. Sie bauten mehr auf als sie kaputt machten, sagt der Mann.

Seit Jahrzehnten sei beschlossen, dass der Wald weg muss und jetzt plötzlich müssten diese Kinder ihn retten? Was gebe denen das Recht, mit Scheiße zu werfen, fragen die Kollegen. Und auf der Sohle den Bagger zu besteigen? Und auf dem Förderband zu sitzen und zu rauchen, obwohl die Kohle entzündlich ist? Das koste

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

alles! Das fliege allen um die Ohren! Die gefährdeten nicht nur sich, auch die Arbeiter. Irgendwann, glaubt der Baggerführer, bringen die noch einen um.

In der Facebookgruppe »RWE-Mitarbeiter für eine faire Berichterstattung« tauschen sich die Kumpel über die Aktivitäten der Gegner aus, verlinken Presseberichte und Blog-Einträge der Gegner. Wie die von der Wiese das Loch, beobachten die Tagebau-Beschäftigten den Wald. Letztens schrieben die Aktivisten: »Wir haben in den letzten Monaten die Naechte genutzt um tausende Naegel in dem von Rodung bedrohten Gebiet des Hambacher Forstes, in die Baeume zu treiben. Kommt es zum Kontakt einer Kettensaege mit einem dieser Naegel, koennte es zum Reissen der Kette und somit zu einer Uebertragung des Schicksals des Baumes auf den Holzfaeller fuehren ;-)<<

Die wollten seine Existenz zerstören, sagt der Baggerführer. Die sind nicht nur gegen die Kohle. Er ist die Kohle. Die sind gegen ihn.

Das Loch ist eines Tages ein See.

Sie wollen Wasser aus dem Rhein pumpen, wenn der Tagebau ausgekohlt ist. Es wäre der zweitgrößte See Deutschlands.

»Stell dir dat vor, Christa«, sagt der Mann in der Schalke-Jacke, der an Christa Sauerbiers Theke sitzt und eine Zigarette nach der anderen dreht, obwohl man hier nicht mehr rauchen darf, »du hast dann Seelage!«

Christa Sauerbier schaut durchs Fenster auf die graue Leere zwischen den Backsteinhäusern, die sich wie seine Kippen den Tresen die Unterstraße hochquetschen. Die Straße, und damit der Ort Morschenich, endet an den Feldern, hinter denen sich die Bagger recken.

Sauerbier tippt sich an die Stirn. Gut, dass ihr 1. FC Köln in der Tabelle vor Schalke ist.

»2100!!!« schreibt sie auf einen Bierdeckel. Frühestens dann wäre der See fertig.

»Lass mich doch träumen, Christa«, sagt der Schalker.

Aber die »Gaststätte Hoven« ist ein Ort, an dem sogar die Träume von gestern sind. Hoven ist der Mädchenname von Christa Sauerbiers Mutter. Seit drei

Generationen macht die Familie in Flüssigem. Christa Sauerbier hat Übersetzerin gelernt, aber als sie 23 war, starb ihr Mann bei einem Autounfall. Geld verdienen und für beide Töchter da sein, das ging nur in der Kneipe. Sie arbeitete hart, damit die Morschenicher zu ihrem hart erarbeiteten Rausch kamen. Die Kegelbahn war immer voll. Heute ist sie kaputt. Alkohol gibt es noch, Ausgelassenheit nicht mehr.

Bis 2024 soll Morschenich umgesiedelt sein. Bergbauliche Inanspruchnahme. Von den 500 Morschenichern sind viele weggezogen, 59 davon bereits nach Morschenich-Neu, östlich der Landesstraße 264, vier Kilometer von hier. Aber so einfach ist das nicht. »Dat eine ist Heimat, dat andere ein Name«, sagt der Schalker. Er zieht trotzdem in das neue Morschenich.

Christa Sauerbier tippt sich wieder gegen die Stirn. Sie schreibt auf den nächsten Bierdeckel: »Morschenich-Neu ist zu steril!« Die »Gaststätte Hoven« wird es kein zweites Mal geben. Christa Sauerbier bleibt. Obwohl der Bäcker schon zu ist hat. Und der Metzger. Sogar die Toten vom Friedhof werden jetzt umgebettet.

»Irgendwann muss man an morgen denken«, sagt der Schalker.

Aber Christa Sauerbier weiß nicht, was morgen ist. Da ist ja nicht nur das Loch, das Morschenich verschlucken wird. Da ist auch das Loch in ihrem Hals, durch das sie atmet und durch das zu sprechen sie lernen muss. Kehlkopfkrebs. Christa Sauerbier ist verstummt. Aber sie hat überlebt. Man hat immer eine Chance, das weiß sie jetzt. Vielleicht fühlt sie sich deshalb der Wiese verbunden. RWE will nicht nur Morschenich weghaben. Sie ist Morschenich. Die wollen sie weg haben.

Sie hat die Aktivisten eingeladen, sich hier vorzustellen. Aber die meisten Morschenicher sagten danach: Dat is doch zwecklos! Bald wird Sauerbier hier die Letzte sein. Neben den ganz Alten. Und den Flüchtlingen, die in die leer stehenden Häuser einquartiert werden.

»Ich werde bis zum Ende kommen«, sagt der Schalker. Dann packt er seine Zigaretten ein. Morgen ist Frühschicht. Der Schalker erzählt viel, aber das erzählt er nicht gern: Er arbeitet unten im Loch. »Sag es doch, Christa«, ruft der Schalker, bevor er geht, »ich bagger mir die Heimat unterm Arsch weg!« Aber Sauerbier kann ja nichts sagen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Später kommt die Mutter, 92 Jahre. Christa Sauerbier wohnt mit ihr zusammen gegenüber. Die Mutter hört sehr schlecht. »Christa«, schreit sie, »mach bitte die Untertitel vom Fernseher an!« Da werden Bilder von den Trümmern Aleppos gezeigt. »So sah Morschenich nach'm Krieg auch aus«, schreit die Mutter gegen die Tagesschau an, »und jetzt wohnen die armen Syrer in den Häusern, die wir wieder aufgebaut haben. Und bald bleiben wieder nur Trümmer!«

Gestern Abend waren ein paar Waldbesetzer da. »Gute Leute sind das«, schreit die Mutter, »hier gibbet keinen Ärger!« Wenn die Christa auf den Tresen haut, halten alle die Klappe. Die Polizisten. Die Sicherheitsleute. Der Schalker. Die aus dem Wald. Sogar der Claßen. Irgendwann brauchen sie alle eine Pause und kommen zu Christa Sauerbier. Hier ist Waffenstillstand. Vor dem Zapfhahn ist jeder gleich.

»Dat Loch«, schreit die Mutter, »macht uns noch verrückt! Dabei wollen doch alle nur ihre Ruhe! Und ein Bier vielleicht.«

Christa Sauerbier tippt sich wild gegen die Stirn und aus dem Loch in ihrem Hals schießt die Luft.

»Wat is?«, schreit die Mutter, »wat wollen die Leute sonst?«

Die Tochter gießt sich noch mal Likör nach und als der weg ist, schreibt sie zitternd auf einen Bierdeckel:

Alle wollen überleben!!!

PATRICK BAUER & ALEXANDER JESIPOW

Der Autor und der Fotograf reisten insgesamt vier Mal an den Hambacher Forst. Trotzdem wurden sie bis zuletzt immer mal wieder wahlweise für Zivilpolizisten oder Umweltaktivisten gehalten. Letzteres kann aber auch nur denken, wer die beiden nicht beim mühsamen Klettern auf die Baumhäuser beobachtet hat.

Nach ihrer Pfeife

Ab der nächsten Saison wird Bibiana Steinhaus Spiele der ersten Fußball-Bundesliga der Männer leiten – für viele ein Kulturschock. Wir haben sie auf ihrem Weg nach ganz oben begleitet

Von Lorenz Wagner, Süddeutsche Zeitung Magazin, 26.05.2017

Sie läuft. Die letzten Stufen hoch, durchs Foyer, am Tisch mit den Äpfeln und Müsliriegeln vorbei, an der Stehtafel mit den Aushängen: Kursbeginn 12 Uhr, Raum Sa Torre IV, also derselbe Stock, hinten rechts. Oh, die Tür ist schon zu. Mist.

Der Deutsche Fußball-Bund hat seine besten Schiedsrichter ins Trainingslager geladen, auf Mallorca, wo auch im Januar die Sonne wärmt. 43 Männer, eine Frau. Eine Woche lang bereiten sie sich auf die Rückrunde vor. Fitness, Psychologie, Regelkunde, die Trainer schauen genau hin. Auch für die Schiedsrichter geht es in der Rückrunde in den nächsten Monaten um den Auf- und Abstieg. Und wer nach oben will, sollte sich nicht verspäten. Auch keine – Blick auf die Uhr – 18 Sekunden.

Hinter der Tür: Stille.

Sie atmet, drückt die Klinke.

Hm, verschlossen.

Was nun? Klopfen? Steinhaus steht einfach nur da. Nach langen Sekunden schwingt die Tür auf. Vor ihr erscheint Hellmut Krug, der Kursleiter, früher Schiedsrichter, heute Funktionär, einer der Wichtigen, einer der Entscheider über Auf und Ab. Er lächelt.

»Ich dachte immer: Ladies first.«

Leises Lachen klingt ihr entgegen, 14 Männer in Hufeisenrunde.

Sie entgegnet nichts. Mit geradem Rücken strebt sie auf ihren Platz.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

»Hat sich noch die Haare gemacht«, sagt, als sie sich setzt, ein sehr junger Schiedsrichter zwei Stühle weiter.

Sie greift sich das Arbeitspapier. Keinen Blick schenkt sie dem Jungen.

Was sollte sie auch sagen? Dass ihr einfacher Pferdeschwanz weniger Spiegelblicke bedarf als manche Gel-Frisur im Raum? Wie alle trägt sie den Trainingsanzug des DFB – den Männeranzug. Für mich keine Ausnahme, hat sie gebeten, auch auf dem Platz nicht: kurze Hose, Trikot. Sie möchte in ihrer Funktion gesehen werden, nicht als Frau.

»Jetzt, wo die holde Weiblichkeit da ist«, durchbricht Hellmut Krug die Stille, »können wir ja anfangen.«

Er hat Videos mit Spielszenen vorbereitet: Foul oder nicht? Gelb oder Rot?

Szene eins, wer will was sagen? Schweigen. »Nun, wo sie eh im Fokus ist: Bibiana?« Einige lachen.

Sie: »Das Foul hat sich deutlich angekündigt. Der Spieler hat wenig Chancen, den Ball zu spielen. Ich würde sagen: Gelb. Kann ich die Zeitlupe sehen?«

Kursleiter Krug, tadelnd: »Also, eine Entscheidung musst du schon treffen.«
Zeitlupe.

Sie, bestimmt: »Die Zeitlupe bestärkt meinen Eindruck. Gelb.«

Krug: »Was meinst du, Felix?«

Er wendet den Blick auf Felix Brych, Schiedsrichter des Jahres. Brych kennt Steinhaus seit Jahren. Als eben viele feixten, blieb sein Gesicht ernst.

Er hebt den Kopf, nickt ihr zu: »Alles, wie Bibiana gesagt hat.«

Sie nickt zurück, die Augen dankbar. Bibiana Steinhaus, 38 Jahre, ist zweimalige Weltschiedsrichterin, bei den Frauen leitete sie Endspiele bei der Weltmeisterschaft und den Olympischen Spielen, am 1. Juni pfeift sie das Finale der Champions League. Im Männerfußball ist sie eine Pionierin: die erste Frau im deutschen Profigeschäft. 2016 war sie laut geheimer Rangliste des DFB bester Schiri der Zweiten Liga. Aufgestiegen ist sie da nicht. Wieder nicht. Seit zehn Jahren hat sie

darum gekämpft, Jahr für Jahr, und wieder und wieder wurde sie enttäuscht. Es schien, als wollte die Bundesliga einfach keine Frau in ihren Reihen, egal wie gut ihre Noten und wie groß das Lob der Fachleute waren. »Sie gehört in die Bundesliga«, forderte noch vor zwei Wochen Urs Meier, früherer Fifa-Schiedsrichter. Große Erwartungen, dass sie es schafft, hatte er da nicht.

Vergangenen Donnerstag, vier Monate nach Mallorca, hat die Elite-Kommission getagt, die großen Namen des Schiedsrichterwesens, Lutz Michael Fröhlich, Eugen Strigel, auch Hellmut Krug war dabei. Nach einer aufreibenden Rückrunde, in einem letzten Anlauf, ist Bibiana Steinhaus in die Männer-Bundesliga aufgestiegen.

Lass das mal mit dem Fußballspielen, hatte Mampfer gesagt, Freund ihres Vaters, Schiedsrichter-Obmann beim SV Bad Lauterberg im Harz. Eben hatte er Bibiana gepfeiffen, Libero, 16 Jahre alt und, wie Mampfer sagt, »absolut talentfrei«. Werd lieber Schiedsrichter, sagte er: Bist groß, kannst dich durchsetzen. – Ich? Schiedsrichter? Nee.

Doch Wolfgang »Mampfer« Illhardt, ein guter Esser und noch besserer Spielleiter, sprach sie wieder und wieder an, er suchte Nachwuchs, gerade Mädels. Zwei Frauen kommen auf hundert Schiedsrichter, das war Mitte der Neunzigerjahre nicht anders als heute. Und weil sie es nicht mehr hören konnte, machte sie halt diesen Kurs.

Einige Wochen später leitete sie ihr erstes Spiel, Hattorf bei Göttingen, Frauenfußball, Bezirksstaffel. Illhardt fuhr sie hin, sie hatte keinen Führerschein und war froh, ihn bei sich zu haben. Kommst in ein fremdes Dorf, musst dich durchfragen. Wo sind die Kabinen? Wer ist verantwortlich? Und auf einmal stehst du allein gegen 22. Auf dem Dorfplatz ist das härter als in der Bundesliga, du kannst dich nicht so gut hinter deiner Funktion verschanzen, bist mehr Mensch, musst den Zuschauern in die Augen schauen, kannst ihren Bier-Atem riechen. Auch Illhardt machte sich Sorgen. Bis er, der viele Frauen und Männer in die Schiedsrichterei führte, sie sah: »So ein Talent hast du einmal in hundert Jahren.«

Mensch und Funktion zugleich, lächelnd, fast mühelos, setzte sie sich durch.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sie fiel schier nach oben, nach einem guten Jahr stand sie in der Frauen-Bundesliga an der Linie, assistierte der Fifa-Schiedsrichterin Antje Witteweg.

Ob sie mal ein Männerspiel leiten wolle?, fragte Illhardt. Eigentlich durfte sie nicht, sie war minderjährig, aber ... Auf nach Duderstadt, Bezirksstaffel. Am Rand stand ein Verbandslehrwart namens Kasper. Nach dem Spiel kam der gelaufen: »Du musst raus aus dieser Klasse.« Sie war zu gut. »Ich dachte, ich hör nicht recht«, sagt Illhardt. Wofür andere Jahre brauchten, reichte ihr ein Spiel.

Er wurde ihr Assistent, sah nun von der Linie, wie sie sich behauptete. Auf dem Platz Gerangel und Geschrei? Bleib weg!, schrie er immer. Und sie: mitten rein. Oder der Torwart, der vom Boden nach oben schaute und sagte: »Knackiger Hintern.« – »Ebenfalls.«

Jahr für Jahr stiegen die beiden auf, Landesliga, Verbandsliga, Niedersachsenliga. Wie die Zuschauer schauten, wenn sie auflief! Und ihr Gelächter, wenn nicht sie an die Linie ging. Rufe, durchaus wohlwollend, aber wehe, sie entschied nicht nach Wunsch: Warum pfeift da auch eine Frau?!

Regionalliga, mit 22 Jahren. »Frauen sollen Frauenspiele pfeifen«, befand der Babelsberger Trainer. Sein Team stieg bald ab, Steinhaus weiter auf. Als sie im September 2007 ihr erstes Zweitliga-Spiel leitete, Paderborn gegen Hoffenheim, drängten sich die Kameras. »Es war einfach verrückt«, sagt Steinhaus. »Wie ein Naturspektakel.«

Sie spaziert durch den Hotelpark auf Mallorca, ab und an kommen Kollegen entgegen. Kreuzen sie, dämpft sie die Stimme.

»Ich hatte nie vor, heute noch nicht, einen Emanzipationsweg zu beschreiten. Ich tue nur, was ich liebe.«

Sie überlegt.

»Trotzdem muss ich mich mit der Frage auseinandersetzen. Denn um mich herum sind Menschen, für die das ein Thema ist. Was soll ich sagen: Ich bin nun mal die Einzige hier mit blondem Pferdeschwanz.«

Pause.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

»In den ersten Jahren war ich sehr bemüht, unter dem Radar zu fliegen, mit der Gruppe der Schiedsrichter eins zu werden. Bis ich gemerkt habe, dass mir das niemals gelingen wird. Diese andere Rolle anzunehmen hat lange gedauert.«

Nun müssen doch auch mal die anderen sie annehmen. »Natürlich ist meine Personalie umstritten«, sagt sie, zwanzig Jahre nach Duderstadt, zehn nach Hoffenheim.

Steinhaus hat die größte Erfahrung in der Zweiten Liga. Auch in der Bundesliga hat sie sich bewiesen, als Vierte Offizielle, also als Frau zwischen den Trainerbänken. Stars wie Felix Brych, der in einer Woche das Champions-League-Finale der Männer leiten wird, das wichtigste Vereinsspiel der Welt, freuen sich, wenn Steinhaus zu ihrem Team stößt. Die Trainerbändigerin. »Sie ist sehr begabt im Umgang mit Menschen«, sagt Lutz Wagner, Steinhaus' Coach, Mitglied der Schiedsrichterkommission. Als Steinhaus vor zwei Jahren Pep Guardiolas verirrte Hand von ihrer Schulter streifte, stieg sie noch mal in der allgemeinen Achtung – aber nicht auf.

Es gehe allein nach Leistung, hieß es beim DFB: nach den Noten, die der Verband jedes Spiel vergibt. Im vergangenen Jahr wurde die geheime Rangliste nach draußen gespielt. Steinhaus stand auf Platz eins. Aufgestiegen waren vier andere. Weil sie eine Frau ist?

»Los, Männer!« Auf Mallorca setzt sich die Truppe in Bewegung, Trikots, Stollenschuhe, junge Gesichter, es könnten Fußballer sein, einige rotzen auf den Rasen, andere schießen sich gegenseitig mit Bällen ab. Steinhaus plaudert abseits mit einem Linienrichter, er nimmt sie in den Arm, sie deutet ein Küsschen an. Dehnen, »Gesäß nach hinten!«, ruft der Fitnesstrainer. »Aber Abstand halten, damit der Hintermann später keine braune Nase hat.« Liegestütze, Sprints, »Go, go!«, vor Steinhaus läuft Wolfgang Stark, hinter ihr Manuel Gräfe, bekannte Kollegen: »Super, Männer!«

Steinhaus verschnauft, das Haar klebt an der Stirn. Dieses »Männer« berührt sie nicht, es stört sie aber, wenn Funktionärsreden beginnen mit: »Liebe Bibiana, liebe Kollegen.«

Weiter. »Sauber arbeiten!«, ruft der Trainer. »Die Kamera läuft mit.« Vorbei sind die Zeiten, als der Dicke der Schiedsrichter war und ein Wolf-Dieter Ahlenfelder das Spiel nach einem Herrengedeck anpfiff. Schiedsrichter sind Leistungssportler. Fängt ein Verteidiger einen Angriff ab, ist der Ball oft zwei Pässe später im anderen Strafraum, siebzig Meter in drei Sekunden. Wenn sie sehe, sagt Steinhaus, dass ein Spieler zum Schuss ansetzt, wende sie und sprinte dem Konter voraus. Ideal sei, auf Ballhöhe zu bleiben. Falle sie aus dem Fernsehbild, habe sie die Kontrolle verloren. 45 lange Sprints macht Steinhaus im Spiel, läuft elf Kilometer. Dabei muss sie im Kopf kühl bleiben. Und wem im falschen Augenblick der Schweiß ins Auge tropft, der übersieht ein Abseits. Dieses Tempo ist in der Bundesliga noch höher, Topspieler machen sechzig lange Sprints und laufen zwölf, 13 Kilometer. Genau das, deuten einige auf Mallorca an, also bevor Steinhaus ' Aufstieg in die Bundesliga beschlossen war, sei ein Grund dafür, dass sie es bei den Männern noch nicht an die Spitze geschafft habe. Sie sei zu langsam.

Trinkpause.

Stimmt das? Sie könnte nun sagen: Was soll das Gerede? Sie könnte sagen, dass es Tests für Bundesligaschiedsrichter gibt, Männertests übrigens, Schnelligkeit und Ausdauer, in denen sie Jahr für Jahr besteht. Aber Steinhaus sagt: »Schauen Sie sich um: Alle haben Gardemaß, sind durchtrainiert.« Sie vergleicht sich.

»Bibiana ist sehr selbstkritisch«, sagt Lutz Wagner, in der Kommission einer ihrer Förderer und einer, der sie gern antreibt. »Sie weiß, dass sie schneller reagieren muss. Da arbeitet sie auch dran. Dazu gehört, dass man sich mit Taktik auseinandersetzt. Wer macht in Dortmund die Spieleröffnung, wer wird den langen Ball spielen. Das müssen Sie vorher wissen. Laufen Sie erst los, wenn der Aubameyang den Ball hat, kommen Sie mit dem Ferrari nicht nach.«

Es stimmt, gibt sie zu, es gebe da »Entwicklungsbedarf«. Und sie arbeitet tatsächlich dran. Liest Fachpresse, beschäftigt sich mehr mit den Spielern, und will man Steinhaus verlässlich erreichen, ruft man am besten eine halbe Stunde vor einer Fußballübertragung an, dann sitzt sie vorm Fernseher.

Oder man klingelt um 5:30 Uhr durch, wenn sie auf dem Weg zum Maschsee ist, in Hannover, fünfzig Minuten laufen, die Augen halb geschlossen, ein Ritual wie montags die Massage, und dienstags, donnerstags, freitags sowie an freien Wochenenden Schnellkrafttraining, überwacht von Timo, ihrem Fitnesstrainer, der sie durch den Laufschlauch der Leichtathleten am Olympiastützpunkt in Hannover jagt, hundert Meter lang, alle zehn Meter eine Lichtschranke.

Dazwischen geht Steinhaus arbeiten, ins niedersächsische Innenministerium. Sie ist Polizistin, früher draußen im Einsatz, heute im Innendienst. Die Kollegen laufen oft mit ihr, die Strecke liegt nah am Büro.

Nie hat Steinhaus mehr trainiert als in diesem Jahr. Vor einiger Zeit hatte sie die Bundesliga schon abgeschrieben, sagt der Ex-Schiedsrichter Urs Meier, der sie lange kennt. In dieser Saison hat sie wieder gehofft. Ungewöhnlich groß war der Aufschrei, als die Kommission ihr den Aufstieg im vergangenen Sommer verwehrte. Der DFB geriet in Not. Es zähle nicht nur eine Saison, sondern mehrere, musste Lutz Michael Fröhlich erklären, Chefschiedsrichter des DFB.

Januar 2017. Ein Topjahr steht nun im Haben, ihre Hinrunde war stark, und nach der Saison hören gleich drei Kollegen auf. So dicht ist Steinhaus dran, dass sie wenige Wochen zuvor ein Angebot ausschlug, Führungsposition, international, in der Sportwelt, eine goldene Karrieretür, lange hat sie überlegt. »Aber ich bin noch nicht fertig.«

Gerade hat sie eine Zusatzausbildung abgeschlossen, als Mentalcoach. Mögen manche schnellere Beine haben, sie ist stark im Kopf. Schiedsrichter sind nicht nur Sportler, sie sind Entscheider, Menschenführer, und da habe sie eine »echte Gabe«, sagt Lutz Wagner. Erste Klientin des Coaches Steinhaus ist sie selbst. Von »positiver Selbstinstruktion« spricht sie, »auch Spiegelgespräch genannt«: Sich vor den Spiegel stellen und positiv reden. Schlechte Gedanken in Luftballons packen und weg damit.

Als auf Mallorca der Abendkurs beginnt, Psychologie, sitzt Steinhaus zeitig auf ihrem Platz. »Hey, Fisch!«, ruft der Kursleiter einen Verspäteten: »Stell dein Geschnatter ein und komm.« Erst dann schließt sich die Tür.

Sie sprechen über Gedankenmanagement, Druck. Rat des Kursleiters: Schlechte Gedanken in eine Wolke packen und los lassen. Am Ende sollen alle der Reihe nach sagen, was hängengeblieben ist. »Positive Selbstinstruktion«, bilanziert Steinhaus. Ratlose Blicke in der Gruppe. »Oh«, sagt der Kursleiter, »damit liegt die Latte für die anderen hoch.«

Noch 99 Tage, dann fällt die Entscheidung. Sie zählt runter. Es ist Mitte Februar 2017, Steinhaus lacht viel, am Freitag war sie Vierte Offizielle, super Spiel. Dann Berlin, Wahl des Bundespräsidenten, also nach dem Laufen im Tiergarten natürlich, mit ihrer riesigen Sporttasche ist sie zum Reichstag gefahren, Fahnen, Headsets, Fußballschuhe, die Sicherheitsleute winkten sie einfach durch: »Ach, Frau Steinhaus, schön, dass Sie da sind.« Vorne rechts saß sie, im feinen Kleid, als Wahlfrau der SPD, sie hörte die Reden, hörte ihren Namen, ging die Wahlkarte holen und fühlte, dass das, was sie tat, eine Bedeutung hat. Sie gratulierte, auch der Bundespräsident wünschte ihr Glück. Die Rückrunde läuft gut, nach einem Uefa-Lehrgang in Portugal wurde sie für die Europameisterschaft der Frauen nominiert, und in der Bundesliga wird wohl der Videoschiedsrichter kommen, die Zahl der Referees weiter steigen.

»Befördern Sie endlich Bibiana Steinhaus in die 1. Liga«, fordert die Bild in einem Interview von Lutz Michael Fröhlich, dem Chefschiedsrichter. Seine Antwort: »Nur wegen einer eventuellen Aufstockung ziehen wir sie sicher nicht hoch. Aber wir stehen hinter ihr, fördern sie und werden sehen, was in Zukunft passiert.«

Anfang März, Steinhaus pfeift 1860 München gegen den FC St. Pauli, beiden droht der Abstieg. Schon nach fünf Minuten gehen Spieler und Betreuer aufeinander los. Ein Hamburger war berührt worden und liegengeblieben, die Münchner spielten den Ball nicht fair ins Aus, sondern vors Tor, und trafen. Rudelbildung. Wegbleiben!, hätte Illhardt gerufen, Steinhaus natürlich rein, einen nach dem anderen schickt sie weg, bis allein die Trainer dastehen. »Ruhe«, mahnt sie, die Handflächen dämpfend nach unten.

Sie gehört zu den Schiedsrichtern, die Spiele laufen lassen, Fußball ist ein Kontaktsport, sagt sie. Es bringt ihr den Respekt der Leitwölfe: Die Schiedsrichterin ist weniger Weichei als viele in ihrer Mannschaft, die ausführlich über die Farbe ihrer Fußballschuhe nachdenken und sich nach Berührungen auf dem Rasen wälzen. Aber

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

es sei die schwierigere Art zu pfeifen, sagt Lutz Wagner. »Du musst extrem wachsam sein.«

Es gelingt ihr, Ruhe reinzubringen. Aber dann kommt die Szene, die sie noch lange niederdrücken, alles in Frage stellen wird: Schuss St. Pauli, ein Münchner stellt sich hinein. Pfiff. Strafstoß. Was? Hand, sagt sie.

Nach dem Abpfiff schaut sie sich in der Kabine die Szene an. »Uh, sah im Spiel klarer aus.« Das ist die Crux, halbe Fouls gibt es nicht. Also will Steinhaus nur Klares pfeifen, erst recht im Strafraum. Sie macht sich leise Vorwürfe. Ihr Spielbeobachter, der auf der Tribüne saß und die DFB-Note vergibt, beruhigt sie. War ein gutes Spiel. Eine 8,5.

Meistens liegen die Noten zwischen 8,9 (sehr gut) und 7,9 (miserabel). Aus ihnen errechnet sich die Rangliste. Die Note des Beobachters kann von der Kommission geändert werden, die am Folgetag per Telefon konferiert. Wie werden sie es sehen?

Die Medien schonen Steinhaus: »Kann man geben«, heißt es bei Sky und Bild. »Gut gesehen«, urteilt die ARD. Der Kicker findet es »hart, aber vertretbar«. Sogar im Löwenforum, wo sich die Münchner zuvor über die »Problemzonen« von »Fräulein Weltschiedsrichterin« lustig machten, steht: »Sooo daneben lag sie sicher nicht.«

Das Urteil der Kommissionskonferenz: gravierender Fehler. Note: 7,9.

»Hat die wirklich die Note bekommen?«, fragt ein Bundesligakollege, als er davon hört. »Die steht wohl wieder zu gut da.«

Das DFB-Notensystem ist umstritten. Keiner der Schiedsrichter bekommt die aktuelle Tabelle zu sehen. Diese Heimlichtuerei nährt Misstrauen. Öffentlich will niemand darüber reden.

»Welche Abzüge du kriegst«, vermutet ein Schiedsrichter, der international pfeift, »hängt von deinem Namen ab. Davon, was sie mit dir vorhaben.«

»Wenn du das beim Bier mal Spielern erzählst, glauben die es nicht«, sagt ein Linienrichter: »Mit nur zwei schlechten Spielen kannst du abstürzen.«

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ein anderer erzählt, dass Beobachter angerufen werden, bevor sie ihre Note abgeben. »Wir sitzen nach dem Spiel zusammen, ich frage, wie war's? Er tut rum. Dann klingelt sein Handy. Meine Frau, sagt er und geht raus. Auf dem Display stand Eugen Strigel« – ein Mitglied der Kommission.

Urs Meier nennt das System »unmenschlich«.

Es kündigt sich aber ein Wandel an unter Lutz Michael Fröhlich, der im vergangenen Sommer das Amt des DFB-Chefschiedsrichters übernommen hat. Die Noten werden abgeschafft, menschlicher soll es zugehen, transparenter, die Schiedsrichter sollen über sogenannte Perspektivgespräche und Hilfen an die Bundesliga herangeführt werden, sodass sie mehr auf sich schauen und weniger auf die Noten anderer.

Steinhaus ist in den Tagen nach dem Spiel nicht zu erreichen. Ist alles wieder zerschlagen? Noch heute können ihre Kritiker ausführlich über das Spiel in Augsburg reden, das ihr 2011 misslang.

»Sie hat immer Leistung gebracht«, sagt Urs Meier. »Und immer hatte man nachher wegen eines Spiels, das nicht so lief, offenbar in der Kommission das Gefühl: Das reicht nicht. Aber man kann immer ein Spiel suchen, das nicht gelaufen ist, bei jeder Person, oder? Das ist nicht in Ordnung.«

»Dieser Fehler war nun mal spielentscheidend«, verteidigt Lutz Wagner die schlechte Note für die Partie in München. »Aber ein Fehler entscheidet doch nicht über die ganze Saison.« In Klammern stehe die 8,5 noch im Bericht. Ein Wink, wie die Kommission die Leistung ohne den Fehler einschätze.

Nach einer Woche eine Textnachricht von Steinhaus: »Bin drüber hinweggekommen.« Anruf. »So ist das als Schiedsrichter. Nach Fehlern hast du sechs Tage, um den Kopf freizubekommen. Dann musst du wieder pfeifen.« Geholfen haben viele Gedankenluftballons und neblige Läufe am Maschsee. Wirklich drüber hinweg klingt sie nicht. Zum Glück hat sie spielfrei.

Das Notensystem? »Ich bin damit aufgestiegen. Nun ist es dasselbe System, das den letzten Schritt irgendwie verhindert. Darf ich mich beklagen? Sicher nicht.«

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Hannover, Mitte März, noch 64 Tage. Bibiana Steinhaus tritt ins Stadion, in einer Stunde spielt Zweitligist Hannover gegen Bundesligist Schalke, ein Freundschaftsspiel, auch die Spieler kommen, die Erfahrenen wie Hannovers Niclas Füllkrug gehen gleich zu ihr, plauschen, nach einem Jahrzehnt gehört Steinhaus zum Inventar. »Ich habe gerade den Spielbogen gelesen«, sagt sie, »einige Spieler hier waren noch nicht auf der Welt, da hatte ich schon Abitur!«

Steinhaus spricht oft über ihr Alter. Sie ist 38 und weiß: Kein Schiedsrichter macht noch Karriere mit vierzig. Und sie könnte sich vorstellen, eine Familie zu gründen. Sie ist mit Howard Webb zusammen, Brite, lange einer der erfolgreichsten Schiedsrichter der Welt. Sie habe einen Plan A und einen Plan B, sagt Steinhaus, je nach Entscheidung der Kommission. Es geht also auch für den DFB um alles oder nichts. Möglich, dass es seine Vorzeigeschiedsrichterin, »die Beste der Welt«, wie Lutz Wagner sie nennt, auf einmal nicht mehr im DFB-Trikot gibt. »Ich habe für den Sport auf viel verzichtet«, sagt Steinhaus.

Ab in die Kabine, Obst, Kuchen, Wasser, im Kühlschrank Bier, Teambesprechung, an der Linie stehen heute Felix-Benjamin Schwermer, ein Zweimeter-Kerl, genannt Tower, und Katrin Rafalski, eine der Frauen, denen Steinhaus den Weg bereitet hat. Rafalski pfeift Regionalliga.

Die beiden Frauen piesacken Schwermer: Wann er seiner Freundin endlich einen Antrag mache? Ob er überhaupt ihre Ringgröße wisse? Nicht? So könne er es gleich vergessen. Lustig geht es zu, bis Hannovers Schiribetreuer hereinkommt, Jürgen Hausmann. Er fragt nach dieser Note in München. Die Kollegen schauen auf den Boden. »Wir müssen raus«, beendet Steinhaus das Gespräch.

Während Timo, ihr Fitnesstrainer, sie noch mal zum Leistungsscheck verkabelt, geht Tower aufs Klo.

Es dauert.

»Tower, jetzt mach mal«, ruft Steinhaus.

»Mann, voll der Druck«, antwortet er durch die Tür, »Frauenstimmen hören und dabei pullern.«

»Ja, das klemmt zu.« Steinhaus lacht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ihr Katakomben-Pfiff schrillt so laut, dass die Trommelfelle beben. Trainer, Spieler, alle stehen parat, auch der Komiker Oliver Pocher, der mit Mikro da ist.

»Na, Balljunge?«, begrüßt sie ihn.

Düsseldorf, 9. April, Frühstück im Hotel, Steinhaus trägt das offizielle T-Shirt der Frauen-WM in Kanada. Die Leute an den Nachbartischen recken die Köpfe, sie spricht mit den Assistenten über die schnellen Stoßstürmer von Union Berlin. Gleich geht es über den Rhein ins Stadion, Fortuna gegen Union. Ein Betreuer mit mächtigem Bauch holt sie ab. »Na?«, fragt er und reckt den Daumen. »Hoch?« – »Wait and see«, sagt sie. – »Also, wer in der ersten Liga so pfeifen darf...« – »Schönes Lied«, unterbricht sie, fängt an, mitzusingen: »What a beautiful day...«

Sie war zehn Tage in den USA, um Howard Webb zu besuchen. Im Frühjahr ist er dorthin gezogen, er arbeitet führend daran mit, den Videobeweis in der Major League Soccer zu erproben. Als Steinhaus ankam, erkannte er sie kaum wieder: voller trüber Gedanken, sie wurde dieses Spiel einfach nicht los, er wusste nicht, was er mit ihr anfangen sollte. Fußball?, fragte er schließlich. Sie schauten in einer Kneipe Champions League, sie gingen ins Stadion. Und ihr Lachen kehrte zurück, die laute Stimme, ja, ihr Kopf ist wieder aufgeräumt, sechs Wochen noch, sagt sie. Nun gilt es wieder, Spannung aufzunehmen. Was das heißt, lässt sich im Kleinen in den Katakomben beobachten: Die Spieler bauen sich auf, Kopf in den Nacken, Arme zur Seite, Kristian Pedersen, 1,91 Meter hoch, Verteidiger, versperrt ihr unabsichtlich den Weg. Steinhaus läuft nicht um ihn herum, sie fixiert ihn mit blauem Blick. Er tritt zur Seite.

Aus dem Tunnel ins Licht, aus dem dumpfen Hall ins schrille Getöse, wie sie diesen Gang liebt, sie spürt ihn im Magen, auf der Haut, sie atmet Fußball.

Das Spiel hat eine Vorgeschichte. In der vergangenen Saison stellte Steinhaus Fortunas Star vom Platz, Kerem Demirbay, der gerade für die Nationalelf nominiert wurde. Wütend hatte er vor ihr gestanden, als ihr Arm nach draußen wies. Frauen hätten auf dem Fußballplatz nichts verloren, rief er.

»Normalerweise«, sagt sie, »mache ich mir da nichts draus. Das wird verbal gekontert, und gut ist. Das Problem war: Da stehen zehn Leute drum herum. Ich habe

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

kurz überlegt. Nein, das gebe ich mir nicht. Ich habe dem Kapitän noch auf dem Platz gesagt: Darüber mache ich einen Bericht. Ich war da relativ emotionslos.«

Getroffen hat es sie doch. Einer hatte ausgesprochen, was sich sonst keiner laut zu sagen traut. Sie kämpft gegen unsichtbare Feinde. Sie weiß nicht, ob es viele oder wenige sind, wo sie sitzen in den Mannschaften und Gremien, wie sie ihren Weg mitbestimmen. Sie kann sie nicht sehen, nicht hören. Nur spüren. Da ist ihr ein Demirbay fast schon lieb. »Er hat angerufen und sich entschuldigt«, sagt Steinhaus. »Es ist okay. Ich bin nicht nachtragend.«

Er wurde vier Spiele gesperrt. Und pffif, auf Anregung seines Vereins, ein Mädchenspiel – gekleidet wie auf einem Laufsteg. »Wieso ist ein Spiel zu pfeifen eine Strafe?«, fragt Steinhaus. Und was senden die Bilder davon für eine Botschaft? »Jeder kann ein Spiel leiten. Ohne Ausrüstung, Ausbildung. Es macht unsere Aufgabe so beliebig.«

Demirbay wird sie heute nicht treffen, er spielt nun Bundesliga, in Hoffenheim.

Anpiff, 25 000 Zuschauer, Gesänge, Trommeln, Bengalos, der eine kämpft um den Aufstieg, der andere gegen den Abstieg, Steinhaus bekommt die aufregendsten Spiele. Es ist Prüfung und Vertrauensbeweis zugleich. Fehlpässe, Bälle verspringen, »Holt die Blinden runter!«, rufen die Zuschauer, sie meinen nicht die Schiedsrichter. Nur einmal wird Steinhaus ausgepiffen, als ein Düsseldorfer im Strafraum angesprungen wird, sie lässt laufen. In der Nachspielzeit eine Tat, die Steinhaus mit Stolz erfüllt: Ball über links, der Angreifer wird gefoult, Steinhaus greift zur Pfeife, sieht, wie der Spieler sich berappelt, zeigt Vorteil, Flanke – Tor. »Mann des Spiels: Bibiana Steinhaus«, twittert ein Zuschauer.

Abpiff, sie verschwindet in der Kabine, wo sie, wie immer, mit ihren Linienrichtern ein Erinnerungsfoto macht: »Ohne dein Team bist du nichts.« Jeder Platzschiedsrichter braucht die Augen an der Seite.

Einige Meter entfernt bewerten die Fußballer ihr Spiel. »Den Elfer hätte ich gegeben«, schimpft Rouwen Hennings, Düsseldorfs Leitwolf, einst Bundesligaspieler. Was er grundsätzlich von Steinhaus hält? »Ich verstehe nicht, dass das ein Politikum ist. Sie hätte die Erste Liga verdient.«

Und was sagt die Telefonkonferenz der Kommission? Nicht gegebener Strafstoß, Punktabzug. Das hättest du im Mittelfeld gepfiffen, sagt ihr Coach Lutz Wagner. Ja, aber es war doch nicht im Mittelfeld, sagt Steinhaus. Immerhin: Steinhaus bekommt einen Bonuspunkt wegen des Vorteils in der Nachspielzeit. Endnote: 8,3. Okay.

Um sich abzulenken, verschickt Steinhaus einen Link von Düsseldorfs Facebookseite, »was zum Schmunzeln«, schreibt sie. Eine Spielszene, ein Spieler kniet, Steinhaus reicht ihm die Hand, hilft ihm hoch. »Sie hat ›Ja‹ gesagt«, steht darunter.

Mai, noch 26 Tage, in jedem Gespräch nennt Steinhaus die Zahl. Nur kein Fehlpfiff mehr. Abstiegsspiel in Karlsruhe, ein letzter Test der Kommission, in der ersten Halbzeit ist ihr ganz flau, sie kämpft sich ins Spiel, wieder eine Elfmeterszene, sie gibt ihn, zu Recht, gute Noten, beim Kicker rückt sie auf Platz zwei der Zweitligaschiedsrichter. Sie lese solche Berichte nicht, Selbstschutz. »Als Spieler hast du Leute, die sich um dich kümmern. Psychologen, Trainer. Als Schiedsrichter musst du selbst auf dich achten.« Babak Rafati, ihr früherer Kollege aus Hannover, versuchte sich das Leben zu nehmen, die Assistenten fanden ihn vor dem Spiel. Noch 15 Tage, 14, Steinhaus wird ruhiger. »Ich habe alles gegeben. Ich bin froh, wenn die Würfel fallen.« Dann flackert es wieder auf, uh, morgen Leistungstest, ich muss fit sein. Es wogt in ihr, hin und her. Ich kann nicht mehr, sagt sie.

Kleinere Einsätze lenken sie ab, in Bremen als Vierte Offizielle, sie und Demirbay, der Neu-Hoffenheimer, geben sich die Hand. Ein Spiel der Polizei-Nationalmannschaft. Ihre Erfahrung als Polizistin wappnet sie. Wer wie sie Streife gegangen ist, beim G8-Gipfel in Heiligendamm Auge in Auge stand mit dem schwarzen Block, lächelt über »Ausziehen!« -Rufe einiger Zuschauer in Kiel.

»In der Bundesliga wird der Druck viel größer sein«, sagt Urs Meier, der im Finale mitfiebert. Er habe das bei seiner früheren Partnerin gesehen, Nicole Petignat, die in der ersten Schweizer Liga pfiff. »Wenn sie ein wichtiges Spiel bekommen hat, was da für ein Druck aufgebaut wurde, über den Verband, die Mannschaften, die Öffentlichkeit, das war unglaublich. Nur weil sie eine Frau war. In Deutschland wird das noch größer sein. Aber ich kenne Bibiana. Sie wird bestehen. Sie ist stark. Und

wenn die Leute in der Kommission auch stark sind, sollten sie endlich diesen Schritt gehen.«

Und die tritt eine Woche früher zusammen als geplant, Steinhaus erfährt es am Vorabend. Ihr Countdown springt auf Null. Wie soll sie nur gut schlafen?

Zusage, Absage, alles ist möglich. Bis zuletzt wurde Politik gemacht, viele haben mitgeredet, auch ihre unsichtbaren Feinde. Das entscheidende Wort spricht nun die Elite-Kommission, Lutz Michael Fröhlich, Ronny Zimmermann, Florian Meyer, Rainer Werthmann, Hellmut Krug und Eugen Strigel, eigentlich ihr Förderer. Aber auch bei Strigel kann sich Steinhaus nicht sicher sein.

Neun Jahre lang war er ihr Coach, sie mag ihn richtig gern. Auch ihm springt die Freude in die Augen, wenn er sie nur sieht. Lächelnd setzte er sich im Januar auf Mallorca zu ihr, als sie mit hängenden Schultern auf der Ersatzbank am Spielfeld saß, Training für die Linienrichter, überraschend sollte auch Steinhaus mitmachen. Es steckte keine Gemeinheit dahinter, einfach Training, aber Lust versprühte sie wenig.

Strigel setzte sich neben sie, die Kapuze über dem Kopf.

»Assistent ?«, fragte er, der Ton schwäbelnd, väterlich.

»Ich lerne, die Fahne zu halten.«

Strigel: »Lernst endlich, was Abseits ist.« » Klar.«

»Du machst das gut. Du kannst zufrieden sein. Wir können beide zufrieden sein.«

»Ein Mal 15:30, am Samstag. Dann bin ich zufrieden.«

Samstag, 15:30 Uhr bedeutet: Bundesliga.

Strigel: »Ein Mal macht dich auch nicht glücklich.«

»Stimmt, mehr als ein Mal.«

»Und dann? Wenn du nach einem Jahr wieder rausfliegst? Sind zwanzig Jahre kaputt. Zwanzig Jahre Reputation.«

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Strigel erzählte eine Geschichte von einem Schiedsrichter, der ein schlechtes Spiel machte, HSV gegen Kopenhagen, ein Guter, aber davon habe er sich nie erholt. Steinhaus nickte. Sie kennt solche Geschichten. Babak Rafati. Oder Urs Meier, dessen Telefon nummer die Revolverpresse druckte und der unter Polizeischutz lebte.

Ja, sie hat in zwanzig Jahren etwas aufgebaut. Sie zählt zu Deutschlands bekanntesten Schiedsrichtern. Ist eine geachtete Frau, sie wählt den Bundespräsidenten, zusammen mit Joachim Löw. Steigt sie nun auf und scheitert, geht sie nicht als die Pionierin, sondern als Gescheiterte in die Fußballgeschichte ein. Schlimmer noch, sie würde zum Stammtischbeweis, dass eine Frau im Männerfußball nichts verloren hat: Wenn es selbst die Weltbeste nicht schafft ...

»15:30, am Samstag«, sagte sie.

Strigel: »Warten wir ab. Vielleicht gibt es ja bald Zweite Liga um 15:30 Uhr.«
Er ging.

Sie auch: Weitertrainieren.

Donnerstag, 18. Mai, Steinhaus ist in Lüdenscheid, die jährliche ärztliche Untersuchung des DFB. Die Ärztin checkt sie, Steinhaus ihre Nachrichten. Seit Stunden tagt die Kommission. Wer kommt in die Bundesliga? Ja, was machen wir mit Bibiana Steinhaus? Die so herausragend Spiel und Spieler lenkt. Aber die in ihrer Entscheidungsqualität nur guter Durchschnitt ist, Fehler macht wie in München oder Düsseldorf. Diese haben sie sich noch mal angeschaut. Ja, war schon knifflig, man muss Verständnis haben. Und nein, Fitness ist nicht alles. Und ja, ihre Erfahrung ist ein Plus. Überhaupt, Männer: Jetzt oder nie!

Um 16 Uhr dann der Anruf! Erst Lutz Michael Fröhlich, dann Reinhard Grindel, der DFB-Präsident: Ja!

Sie machen es... tatsächlich... Bundesliga... habe blaue Flecken ...vom Kneifen – die Worte springen nur so aus dem Telefonhörer. Überraschte Freude. Zu oft stand Bibiana Steinhaus am Ende traurig da, diesmal hatte sie sich verboten, daran zu glauben.

Howard? Ist in den USA.

Feiern? »Ich habe am Wochenende ein Spiel.« Zwickau gegen Duisburg, Dritte Liga. Ja, und dann Cardiff, Frauenendspiel der Champions League. Und dann drei Wochen Urlaub, Ruhe, bevor das Abenteuer beginnt.

Hat sie Ängste? Strigel'sche Sorgen? »Ich fühle keine Angst«, sagt Steinhaus, die Stimme regelt sich runter, wird klar und bestimmt. »Ich kenne das Risiko. Es ist mir voll bewusst. Ich hatte genug Zeit, mich damit auseinanderzusetzen.« Zehn lange Jahre.

LORENZ WAGNER

spielte in seiner Jugend Handball. Mit 19 musste er ein Trainingsspiel des Handball-Bundesligisten Niederwürzbach leiten. »Mal sehen, ob du Charakter hast«, sagte der Niederwürzbacher Trainer Petre Ivănescu. Das Spiel ließ sich dann als hart, aber fair charakterisieren. Wagner wurde trotzdem nicht mehr gefragt.

Unter Ruinen das Leben

In Aleppo starb die syrische Revolution. Die Bomben, der Krieg, Assad - vom Widerstand gegen das Regime ist nichts mehr übrig. Die Angst ist groß, aber auch die Hoffnung. Reportage aus einer völlig zerstörten Stadt.

Von Raphael Geiger, stern, 24.08.2017

Vielleicht ist Aleppo nirgendwo schöner als unter Abu Samis Orangenbaum. Man kann die Stadt von hier aus nicht sehen. Der Baum steht in einem Hinterhof, unter ihm ist es schattig und kühl. Manchmal setzen sich Vögel auf die Äste und singen ein wenig. Wenn Abu Samis Tür ins Schloss fällt, hält sie alles draußen: die Augusthitze, den Staub, die Traurigkeit. Er hat die Tür den ganzen Krieg lang nicht aufgemacht. Manchmal denkt er, er hätte es nie mehr tun sollen.

Er hätte nie erfahren, was aus seiner Stadt geworden ist. Abu Sami, der Professor, verbrachte den Krieg unter seinem Orangenbaum, lesend: Shakespeare, Sigmund Freud. Alte griechische Dramen. Als er im Winter zum ersten Mal wieder hinaustrat, waren von den Häusern seiner Nachbarn nur Gerippe übrig. "Wie Hiroshima", sagt er. "Stalingrad. Berlin 1945." Niemand war mehr da. Er war so allein wie zuvor.

Auch Abu Sami war im Krieg geflüchtet, wenn man so will, aber nicht ins Ausland, sondern in seine eigene kleine Welt. Während sich seine Straße leerte, schloss er sich ein. Las Studien zur Schädlingsbekämpfung ohne Chemie, er ist Mikrobiologe. Goethe und Thomas Mann, wenn der Beschuss ganz schlimm wurde.

Stundenlang saß er so da, dem Schicksal ergeben, jeden Moment konnte ihn eine Granate treffen oder eine Fassbombe. Seit 2012 teilte die Front Aleppo zwischen dem Assad-Regime und den Rebellen, seitdem kämpften sie hier um Straßenzüge, um einzelne Häuser. Das Regime überzog die Stadt mit einer beispiellosen

Bombenkampagne. Lange belagerten die Rebellen die Assad-Seite, am Ende schloss Assad dann die Rebellen ein. Es ging ums Durchhalten. Wer Aleppo verliert, das ahnten beide Seiten, der verliert den ganzen Krieg.

Wahrscheinlich hat sich niemand in Aleppo so lange nahe an der Front aufgehalten wie Abu Sami. In seiner Straße bezogen die Rebellen Stellung und schossen auf eine Basis der syrischen Armee ganz in der Nähe, weniger als 50 Meter entfernt. Er sah den Krieg nicht. Er hörte ihn.

Abu Sami hat an der Uni unterrichtet, früher. Ein leiser, höflicher Mann, 58 Jahre alt, der immer etwas preisgibt, wenn er den Mund öffnet: Der Krieg hat ihm sein Gebiss genommen, Zahn für Zahn verfaulte, er zog sie selbst mit einer Zange. Die Schmerzen fand er erträglicher, als aus seinem Haus zu fliehen.

Damit die Stunden vergingen, übersetzte Abu Sami wissenschaftliche Texte aus dem Russischen ins Arabische, er hat früher in Kiew gelebt, dort hat er noch eine Frau und einen Sohn. "Ich weiß, es klingt wie ein Klischee", sagt Abu Sami, "aber ich habe eines gelernt: dass man an etwas glauben muss. Wenn man nichts hat, woran man glaubt, dann schafft man es nicht." Abu Sami war überzeugt, dass er stärker ist als dieser Krieg. Als wäre der Krieg ein Gegner, den er unbedingt bezwingen wollte.

Stunden wurden zu Tagen, zu Wochen und Monaten. Anfangs kamen ihn noch zwei Neffen besuchen, ab und zu, brachten ihm Tabak und Samen für Tomaten und Kartoffeln. Aber irgendwann wurde es auch ihnen zu gefährlich in Abu Samis Gegend, und von da an war Abu Sami ganz allein.

Er pflückte Trauben und stellte aus ihnen Essig her. Wenn es regnete, sammelte er das Wasser. Wenn es doch mal Strom gab, kochte er, auch mitten in der Nacht. Er legte Vorräte an. Was sich in die Pfanne werfen ließ: zerdrückte Kartoffeln, Tomaten, Brotreste. Abu Sami lernte, Gemüse anzubauen, sein Innenhof sah bald aus wie ein Beet. Er buk Brot aus seinem eigenen Weizen. Trotzdem hungerte er, das Essen reichte nie, sein Gesicht wurde schmal.

Leise musste er sein, nicht entdeckt wollte er werden, sie hätten ihn für einen Feind halten können und auf ihn schießen. Oder die Tür eintreten und ihn verhaften,

weil er ihnen verdächtig vorgekommen wäre: Wer schließt sich schon in seinem Haus ein, wenige Meter von der Front im gefährlichsten Krieg unserer Zeit?

Viereinhalb Jahre lang.

Seltsamerweise wurde sein Wille stärker, je länger es dauerte. Abu Sami hat einen ausgeprägten Stolz auf seine Stadt. Eine Kulturstadt, sagt er, näher am Mittelmeer als an der arabischen Wüste, kaum ein Stein stamme nicht aus der Antike. Niemals hätte Abu Sami Aleppo verlassen, ein abwegiger Gedanke.

Er ist diese Stadt. Kaputt, arm, trotzig. Höflich und freundlich nach jahrelanger täglicher Todesangst. Abu Sami klammert sich an seine Kultiviertheit, und so machen es viele in Aleppo. Sie haben in den Abgrund geschaut, jetzt wollen sie wieder Menschen sein.

Am Ende hatten die Kämpfer der al-Qaida die Rebellen dominiert, die Revolution war da schon lange tot. Im vergangenen Dezember brachen dann syrische, russische und iranische Soldaten und Kämpfer der libanesischen Hisbollah den letzten Widerstand. Vor allem die Hilfe aus Russland verhalf Assad zum Sieg.

Lange konnten nur die Belagerten selbst der Welt vom täglichen Schrecken in ihrer Stadt berichten, auf Twitter und Facebook, sie riskierten dabei oft ihr Leben. Wenn man heute als westlicher Journalist nach Aleppo will, muss man monatelang auf ein Visum warten, und vor Ort begleitet einen meistens eine Aufpasserin des Regimes. Selbst ganz leise Kritik an Assad hört man nur, wenn die Aufpasserin einmal nicht dabei ist.

Der Frieden ist zurück, aber auch die alte Diktatur. Dazu kommt die Armut.

In Ost-Aleppo, dem früheren Rebellengebiet, ist kaum eine Straße verschont geblieben. Da sind viele Wunden von Granateinschlägen, daneben vor allem solche, die nur von Luftangriffen stammen können. Und eine Luftwaffe besaßen hier nur das Regime und Russland.

Es riecht nach Fäkalien und Urin in Aleppo, und nach verbranntem Müll, die Gerüche gehen im Staub ineinander über. Zwischen den Betonplatten der eingestürzten Häuser klemmen Kleiderbügel, hochhackige Schuhe, DVDs.

Musiknoten, Schulhefte. Was übrig bleibt von all den ausgelöschten Leben, das Private der Toten, es ist öffentlich ausgestellt. Keiner sieht hin.

Beim Roten Kreuz führen sie eine Warteliste mit Kindern, die eine Beinprothese brauchen. Mädchen weinen, wenn sie zum ersten Mal ihr künstliches Bein sehen. Und in einer der wenigen Kliniken erzählt ein Arzt, dass lang besiegte Seuchen wieder ausbrechen. Cholera, Polio und Hepatitis.

Aber es fallen keine Bomben mehr, die Scharfschützen sind fort, und Menschen wie Abu Sami wären gern wie die, die sie vor dem Krieg waren. Sie würden gern anschließen an ihr Leben. Die alte Arbeit weitermachen, sich vorspielen, die letzten Jahre hätten gar nicht stattgefunden. Sie wollen sich selbst wiederfinden. Dazu gehört auch, sich zu sagen, es sei doch vor dem Krieg alles gut gewesen.

Tatsächlich ging es Aleppo, der Zweimillionenstadt, der Wirtschaftsmetropole, relativ gut, im Vergleich zum Rest von Syrien. "Wozu?", fragt Abu Sami, "woran hat es uns gefehlt? Hatten nicht selbst die Ärmsten genug Geld, um am Freitag im Park Fleisch zu grillen?"

Abu Sami las Homer, während sich seine Straße leerte, während die Häuser seiner Nachbarn von Bomben getroffen in sich zusammenfielen. Er las und sah nicht die überfüllten Notaufnahmen der Kliniken nach einem Angriff. Oder Kinder, die über eine Straße im Schussfeld rannten. Er sah nicht, wie aus seinen Studenten Kämpfer wurden und aus seiner Stadt, der jahrtausendealten, ein Schlachtfeld, ein Ort, den alles Leben über die Jahre verließ. Er war mittendrin, aber was geschehen war, sah er erst ganz zum Schluss.

Als es an der Tür klopfte an einem kalten Morgen im Winter, Regimesoldaten draußen standen und Abu Sami zum ersten Mal wieder auf seine Straße trat, ein dürrer Mann mit Bart, ein rot kariertes Tuch auf dem Kopf, er stolperte mehr, als er ging. Seine Straße war nur noch Staub.

Wenn man durch Aleppo geht, durch diese Nachkriegswüste, wo die Revolution starb, dann trifft man Menschen mit gebrochenen Biografien. Der Mechaniker, der auf Scania-Lkws spezialisiert ist, eine Kenntnis, für die es in Aleppo keinen Markt mehr

gibt. Oder der Tourismus beauftragte, der lieber mit Reisegruppen sprechen würde als mit Journalisten.

Die Stadt ist voller Menschen, deren Existenz, deren Haus, deren Familie es nicht mehr gibt. Und die jetzt etwas suchen, was sie mit ihrem Leben machen könnten. Wie es weitergehen könnte.

An einem Nachmittag geht die Klavierlehrerin Rafif Masri, 52, durch die Gassen des Souks, des Marktviertels, wo nur noch abgebrochene Mauern aus dem Schutt hervorragen. Rafif lebt im weniger zerstörten West-Aleppo, ab und zu kommt sie hierher, in den Osten, und sieht sich an, was aus ihrer Stadt geworden ist. Sie trägt eine falsche Ray-Ban-Sonnenbrille und Jeans, so spaziert sie eine Stunde lang durch die Ruinen. Und denkt daran, was früher hier war, sie kennt noch die Geschäfte, vor ihr liegt ein kleiner Platz mit Bänken, auf denen Pärchen saßen und Eis aßen.

Alles an Rafif verkörpert Sehnsucht. Nach ihrem alten Leben, nach der Frau, die sie war. Der Frau, die Beethoven liebte. Es ist, als wäre es ihr vor den Besuchern peinlich, ihre Stadt in diesem Zustand zu zeigen. Und sich selbst: ohne Job, ohne Plan, ohne einen Tagesablauf. Nackt, irgendwie.

Rafif hat früher an einer Schule Musik unterrichtet, dann gab sie Privatstunden. Die letzte ist zwei Jahre her. Niemand hat in Aleppo Geld für eine Klavierstunde. Um die 80 Dollar staatliche Pension bleiben ihr im Moment, davon gibt sie das meiste für Strom und Wasser aus. Das Wasser kauft sie von öffentlichen Tanks, die Hilfsorganisationen in der Stadt aufgestellt haben. Strom gibt es alle zwei oder drei Tage.

Sie geht langsam durch die zerstörten Gassen, bleibt oft stehen, dreht sich um, sieht sich ein Haus noch mal an. Wer hat darin gewohnt? Rafifs Freunde gingen nach Deutschland, nach Schweden. "Einer hat verpasst, wie sein Sohn aufgewachsen ist", erzählt sie. "Aber er kann nicht zurück nach Syrien, er hat Angst, dass ihn hier die Armee einziehen würde." Sie überlegt kurz. "Ich kann ihn ja verstehen."

Auch Rafif fühlt sich, wie Abu Sami, als Schatten ihrer selbst. "Damals war es sehr, sehr, sehr schön", sagt sie. "Sehr, sehr gut." Sie erkennt sich selbst nicht mehr wieder. Sie mag kaum noch Klavier spielen, nicht mal Beethovens zweite Sinfonie,

früher tat sie nichts lieber. Jetzt isst sie, duscht, schläft. Chattet auf WhatsApp und schaut fern, Nachrichten, die immer gleichen.

Ost-Aleppo ist Assads Drohung an jeden, der sich ihm widersetzen will. Fürchtet dieses Regime um seine Macht, das ist die Botschaft, dann ist es bereit, jahrelang mit Hubschraubern über Wohnviertel zu fliegen und Bomben zu werfen, so lange, bis niemand mehr aufsteht und nach Freiheit ruft. So lange, bis niemand mehr übrig ist.

Es ist, als hätte Assad an Bertolt Brecht gedacht: Wäre es nicht einfacher, die Regierung wählte sich ein neues Volk? Ein folgsames, schweigsames. Der Präsident kann gut mit Ängsten spielen. Er muss gar nicht drohen, die Syrer wissen, wozu sein Regime fähig ist. Dass es Chemiewaffen einsetzt. Dass es Foltergefängnisse unterhält, die man vielleicht nicht mehr lebend verlässt. Dabei gelingt es Assad, so nett zu wirken, dass ihm viele die Abgründe des Regimes nicht vorwerfen. Ja, suggeriert Assad, meine Polizei mag grausam sein, ich versuche, sie zu zähmen, aber ihr helft mir nicht gerade, wenn ihr auf die Straßen geht und protestiert.

Er ist anders als die üblichen Despoten, Saddam Hussein oder Gaddafi, er lächelt immerzu, seine Frau ist unverschleiert, er hat so gar nichts Böses an sich.

Laut spielte er von Anfang an mit der Angst vor Chaos, vor Gesetzlosigkeit. Vor einer Opposition, die sich radikalisierte. Gegen junge Facebook-Revolutionäre lässt sich kein Propagandakrieg gewinnen, gegen al-Qaida und den IS schon. Assad erließ Amnestien für Islamisten, und aus dem Ausland kamen immer mehr dazu. Er beschloss weiter die moderaten Rebellen in Aleppo, kaum je den IS, selbst als der schon Raqqa und das halbe Land erobert hatte. Er ließ ihn gewähren. Machte noch Ölgeschäfte mit ihm. So bekam die Revolution ein anderes Gesicht, ein islamistisches, und Assad stand daneben, lächelnd: Seht, ich habe es euch gesagt.

Heute ist Assads Erzählung die von der Normalität. Er hat nie aufgehört, die Pensionen und Regierungsgehälter zu zahlen, auch an Bürger, die in Rebellengebieten lebten. Er lässt alle das Mobilfunknetz benutzen, egal, ob auf seiner Seite der Front oder auf der anderen.

Er lässt jetzt jeden Tag vom Bahnhof in Aleppo einen Zug abfahren, eine halbe Stunde weit in ein Dorf außerhalb der Stadt und zurück. Eine symbolische Strecke,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

aber bei der Abfahrt sind die Abteile voller jubelnder Kinder. Sie sind in ihrem Leben noch nie Zug gefahren. Es bedeutet für sie Frieden.

"Wir lieben den Präsidenten", sagt Rafif, die Musikerin. "Er ist so jung, er hat noch Ideen für die Zukunft."

"Er ist besser als das System", sagt ein Mechaniker, ein älterer Mann, der keine Arbeit mehr hat und der die Altstadtgassen zu seinem Haus kaum mehr passieren kann. Zu hoch liegt der Schutt. Aber der Präsident könne dafür nichts. "Man müsste den ganzen Apparat auswechseln", sagt der Mechaniker. Einmal sprach er jemanden vom Amt an, ob er den Schutt wegräumen könne, er bot ihm ein Abendessen an. Der Mann antwortete: Da musst du mehr bieten als ein Abendessen.

Der Mechaniker ist der Einzige in Aleppo, der das Gespräch mit Beschwerden beginnt. Dass immer noch kein fließendes Wasser sein Haus erreiche, erzählt er. Selbst wenn es Arbeit gebe, könne er sie kaum annehmen, sagt er, er müsse sich nachher seine Hände waschen, und das Wasser aus den Tanks sei ihm dafür zu teuer.

Durch die Viertel laufen Männer in Tarnfarben, sie gehören zu regimetreuen Milizen. Sie sollen, weil die Armee überlastet ist, für Ordnung sorgen und für Sicherheit. "Wegen denen kann ich nichts mehr draußen stehen lassen", sagt der Mechaniker, er spricht ganz leise: "Die nehmen alles mit."

Die Straßen von Aleppo sind voll mit bettelnden Kindern, die Läden sind leer, die Mittelschicht ist verarmt, der Krieg hat die Wirtschaft zerstört und die Preise explodieren lassen. Aber die Menschen wollen Assad glauben. Sie sehnen sich nach Normalität. Alles wird gut, sagt ihr Präsident, und sie spielen sich selbst vor, das würde stimmen.

Weil es das Leben erträglich macht.

Niemand stellt mehr Fragen wie: Soll jemand unser Land regieren, der Hunderttausende Tote verantwortet? Soll er über unsere Stadt herrschen, die er selbst kaputt gebombt hat? Ist nicht das Beste am Leben unter Assad, dass er auf sein eigenes Gebiet keine Bomben wirft? Sie denken jetzt daran, wie lange heute die Schlange vor der Brotausgabe wohl ist.

Wie besonders der Aufstand 2011 war, wie unerwartet, und wie mutig die Aufständischen, das lässt sich nirgendwo besser spüren als genau hier, in Aleppo. Im Schutt der Revolution, auf den Friedhöfen mit den Hunderten nicht identifizierten Toten. Oder in Gesprächen wie mit Abu Sami, dem Professor. Selbst er verweigert sich, der sonst alles durchdenkt, hinterfragt.

Ist Syrien ein freies Land, Abu Sami?

"Ist Amerika eines?", fragt er.

Warum können wir nicht über Syrien reden?

"Ja, in Syrien gab es Probleme, vor allem die Korruption. Aber ich habe das damals an der Universität angesprochen, als wir Besuch aus Damaskus hatten. Ich durfte das sagen."

Es ist, als gestatte das Regime seinen Bürgern, die Korruption zu kritisieren, wenn sie dafür über alles andere schweigen.

Abends kommt die Jugend der Stadt, die verbliebene, zur alten Zitadelle, der Festung aus dem 13. Jahrhundert. Oben weht die Flagge, rot-weiß-schwarz mit zwei grünen Sternen, unten stehen ausgebombte Häuser. Hier verlief die Front. Und genau hier gibt es jetzt Stände mit Popcorn und Softdrinks, ein Café hat wieder auf, die Leute rauchen Wasserpfeife. In einem Schuhgeschäft erzählt der Verkäufer, er wisse auch nicht, wie sich seine Kunden die Schuhe leisten könnten, sie kosten ein halbes Monatsgehalt.

Aber zum Weiterleben gehören auch neue High Heels und neue Kleider, wenn es irgendwie geht, und abends an der Zitadelle kann man sich zeigen. Als Pärchen, als Familie. Verschleierte Freundinnen kaufen sich ein Eis. Ein Junge fährt mit seinem neuen Fahrrad umher, er hat die Luftpolsterfolie nicht abgemacht, das Rad soll heil bleiben. Und Autos fahren durch die Menge, zum Gesehenwerden, und wenn es nur in einem alten Fiat ist.

Auf einem Plakat steht: #BelieveInAleppo, der Twitter-Hashtag einer Marketingkampagne. Vielleicht ist genau das Aleppo, einige Monate nach dem Krieg: ein Versprechen. Irgendwann wird die Stadt wieder glänzen, reden sie sich ein. So

lange versprechen sie sich das, bis die Vorstellung stärker ist als die Verwüstung um sie herum und der Mangel.

Menschen können sich flüchten in ihre Hoffnung. So hat Abu Sami den Krieg überstanden, er pflanzte Tomaten, las Thomas Mann und glaubte an sein Überleben. Abu Sami weiß von vielen Verwandten bis heute nicht, wo sie sind, ob sie überlebt haben. Aber bald will er wieder an der Uni unterrichten. Auch er spricht von den Rebellen als "Terroristen", und den Sieg über sie nennt er "Befreiung".

Er glaubt an eine Zukunft unter Assad, jetzt. Er sperrt sich nicht mehr in seinem Haus ein, aber ist er immer noch ein Gefangener?

Rafif will nach dem Sommer, wenn es nicht mehr so heiß ist, jeden Tag Spaziergänge durch ihre Stadt unternehmen. "Weil ich sie so liebe", sagt sie.

Sie weiß, ihre Liebe ist unglücklich.

Die Revolution frisst ihre Kinder

Die Kämpferinnen der Farc verstecken sich seit Jahrzehnten im Dschungel. Jetzt, da endlich Waffenruhe herrscht, fragen sie sich: Wie fühlt sich ein Leben ohne Schiessen und Töten an?

Von Jan Christoph Wiechmann, Das Magazin, 22.10.2016

Nach 23 Jahren im Krieg könnte eigentlich mal Schluss sein mit diesem ewigen Marschieren und Robben und Käferessen und Waffenputzen und, ja, auch mit dem Töten, findet Celeni. 23 Jahre immer auf der Flucht, vor Luftangriffen und Paramilitärs. 23 Jahre im Dschungel inmitten von Schlangen, Piranhas, Typhus. 23 Jahre ohne Dusche, Toilette, Binden, vor allem ohne Kinder.

«Ich habe zwei Töchter», sagt Celeni, 37, leise. «Ich musste sie abgeben, vierzig Tage nach der Geburt. Das ist bei uns in der Guerilla so. Ich habe sie nie wiedergesehen.»

Für einen Moment stehen Tränen in ihren Augen, aber sie wischt sie zügig mit dem Ärmel ihrer Uniform wieder weg. Celeni sitzt auf ihrer selbst gezimmerten Holzpritsche im Guerillacamp 34 der Revolutionären Streitkräfte Kolumbiens (Farc). Neben ihr liegen ihr Sturmgewehr, das sie ihren treuen Begleiter nennt, und knallroter Nagellack, den sie aus Tarngründen 23 Jahre nicht auftragen durfte. Sie fragt sich, womit sie den Tag beginnen soll: Sturmgewehr putzen oder Nagellack auftragen? Sie weiss nicht so genau, ob gerade Krieg oder Frieden ist.

Es ist sechs Uhr früh hier im Nordwesten Kolumbiens und der Dschungel längst erwacht. Tukane fliegen in Paaren durch die Wipfel. Heuschrecken, so gross wie

Mäuse, springen in Celenis Bett. Leuchtend blaue Schmetterlinge von der Grösse einer Männerhand umschwirren wilde Orchideen. Alles erscheint eine Nummer grösser hier im Urwald, wo kaum je ein Mensch hinkam.

Es sind historische und zugleich turbulente Tage für Celeni und ihre Frente 34. Regierung und Farc haben einen Friedensvertrag unterzeichnet, doch das Volk hat ihn in einem Referendum abgelehnt. Nur wenige Tage später erhält Kolumbiens Präsident Juan Manuel Santos den Friedensnobelpreis, wohl auch, um dem Prozess neue Impulse zu geben.

«Es geht gerade hin und her zwischen Krieg und Frieden», sagt Celeni.

Eigentlich schien der Frieden beschlossene Sache, nach 52 Jahren Bürgerkrieg, nach 267 162 Toten, 25 007 Verschwundenen und 5 712 506 Vertriebenen – wie die Zeitung «El Tiempo» ausrechnete. Es wäre das Ende der grössten und ältesten Guerilla Lateinamerikas. Es wäre auch so was wie das endgültige Ende des Kalten Kriegs, 27 Jahre nach dem Fall der Berliner Mauer.

Celeni trat den marxistischen Rebellen 1993 bei, mit vierzehn. Sie fühlte sich ohnmächtig angesichts der Armut ihrer Familie, der Ungerechtigkeit der Welt. Ihre Mutter, eine Waschfrau, konnte das Essen für ihre zehn Kinder nicht mehr zahlen. Eines Tages sagte Celeni, sie wolle einen Ausflug zum Strand machen. Stattdessen fuhr sie zu den Farc. Seitdem ist sie nie mehr aus dem Dschungel herausgekommen. Sie weiss nicht, was Selfies sind oder Veganer. Sie weiss auch nicht, wie es ihrer Mutter in den Jahren ergangen ist. Dafür kann sie Marx rezitieren und Binden aus Stoff fertigen und Fische mit der blossen Hand fangen.

Und Menschen erschossen, auch das.

Celeni ist Scharfschützin bei der Frente 34, der Front 34. Sie erschießt die Gegner aus grosser Entfernung, zumeist junge Armeesoldaten. Durch das Zielfernrohr kann sie die knabenhaften Gesichter sehen und den Bartflaum – «und dann puff».

– Puff?

«Bloss nicht nachdenken.»

– Das funktioniert?

«Ja. Erst später denke ich an die Mütter, denen ich die Kinder nahm. Wir sind ja alle arm, Soldaten und Rebellen. Bauern gegen Bauern.»

Besser könnte man den Konflikt nicht zusammenfassen.

«Ich hoffe, man vergibt mir», fügt sie hinzu. «Ich hoffe, wir bekommen die Amnestie.»

Das ist der Knackpunkt bei den neuen Verhandlungen. Die Mehrheit der Kolumbianer will nicht, dass Guerilleros wie Celeni straffrei davonkommen. Zu frisch sind die Erinnerungen an Entführungen, Attentate und Terroranschläge. Celeni mag sich als Freiheitskämpferin sehen. In den Augen der meisten ist sie Terroristin.

Wieder entweicht ihr eine Träne, und diesmal steht sie ruckartig von ihrer Pritsche auf, um den Emotionen Einhalt zu gebieten. Sie greift zu AK-47 und Machete und weist ihre Einheit aus dreizehn Guerilleros an, eine Schneise durch den Urwald zu schlagen. Sie will an deren Ende Fäkalgruben ausheben, zwanzig an der Zahl, 30 x 15 Zentimeter gross. Celeni ist für heute Comandante Chontos, eine Art Notdurftbeauftragte. Sie hat in ihrer Laufbahn etwa 2500 Fäkalgruben ausgehoben.

Auch das ist Guerillaleben. «Man gewinnt die Revolution im Detail», sagt sie.

Zum ersten Mal seit ihrem Bestehen gestattet die Frente 34 einem Reporterteam Zutritt zu ihrem Unterschlupf. Die Zusage erreichte uns drei Tage zuvor per Whatsapp in Medellín, der einstigen Kokain-Hauptstadt im Hochland. Am Folgetag um zehn Uhr sollten wir in Tagachi sein, hiess es, einem Pfahlbautendorf am Río Atrato. Ein Guerillero in Zivil werde uns von dort über Nebenflüsse zur Frente34 führen.

Von Medellín aus ging es per Propellerflugzeug in die frühere Sklavenstadt Quibdó und von dort im Motorboot über den Río Atrato. Der verdreckte Fluss ist eine Hauptschmuggelroute Richtung Norden – für Drogen, Waffen, Gold, für Flüchtlinge aus Kuba und Kokapaste aus dem Hochland, eine Art Seidenstrasse der Neuzeit. Am Wegrand lauern Paramilitärs, Kidnapper und Guerilleros, um Schutzgelder einzutreiben. Schaufelbagger graben den Flussboden unter Einsatz von hochgiftigem Quecksilber nach Gold um.

In Tagachi wartete ein junger Guerillero, der uns in einem Einbaum über gewundene Seitenflüsse tief in den Urwald führte, ins feuchteste Gebiet der Welt. Nach zwei Stunden tauchten kleine Verschläge im Wald auf, aus Holzstelzen und Plastikplanen. Die Frente 34.

Auf den ersten Blick wirkt es wie ein Pfadfindercamp, doch dann ertönen Revolutionslieder aus einem Lautsprecher. Die Menschen hier tragen selbst in der Tropenhitze ihre Uniformen und Gewehre und Kappen mit rotem Stern. Ihren Booten geben sie Namen wie «Unidos por la paz», Vereint für den Frieden, und ihr Sprachrepertoire entstammt den Sechzigerjahren.

Die Frente 34 ist seit drei Tagen an diesem geheimen Ort. Laut Friedensvertrag sollen sie sich an 27 Plätzen im Land einfinden, um unter Aufsicht ihre Waffen abzulegen. Zum ersten Mal überhaupt ist die gesamte Einheit zusammen –

zweihundert Kämpfer, die Hälfte Frauen, die bisher in Einheiten zu je fünfzehn wie Nomaden im Wald lebten. Zum ersten Mal haben sie so etwas wie ein provisorisches Zuhause errichtet, mit Schönheitssalon und Satellitenschüssel. Sie probieren sich gerade an Facebook, Pokémon Go und Kontaktaufnahmen mit ihren Familien. Nach Jahren ist die Welt bei ihnen.

Celeni führt uns zur Krisensitzung zu einem Unterstand inmitten von Bananenstauden. Es ist noch dunkel. An einem frisch gezimmerten Holztisch sitzen zehn Guerilleros mit Taschenlampen. Sie werfen uns argwöhnische Blicke zu, aber Oberkommandant Trujillo, ein hagerer alter Mann mit strengem Blick, stellt die Deutschen als Alliierte vor. Die EU habe sich hinter den Frieden gestellt, auch die UNO, selbst der alte Feind USA.

Nur das eigene Volk nicht.

«Ja ja, das Volk», murmelt Trujillo.

Es bringt ihn um den Verstand. Seit 52 Jahren sind die Farc die Armee des Volkes, und nun will dieses Volk sie nicht belohnen. «Die Welt da draussen ist verrückt», sagt Trujillo.

Die Stimmung an diesem Morgen ist angespannt. Andrés, ein junger Kommandant, prescht voran: «Wenn wir die Amnestie nicht kriegen, sollten wir unseren Kampf wieder in die Städte tragen.» Ein Zweiter stimmt ihm zu: «Wir knüpfen uns die Bourgeoisie direkt vor.»

Sie sagen es nicht direkt, aber sie meinen: Terrorismus.

Trujillo murmelt etwas von «Geduld». «Wir sollten weiter an einer friedlichen Lösung basteln.» Er ist 71, seit 46 Jahren Guerillero, achtzig Haftbefehle liegen gegen

ihn vor. Er hätte gern etwas Frieden auf seine alten Tage.

«Wie ist die Lage sonst?», fragt er in die Runde.

«Fünf Malariafälle, drei Denguefieber, und einer Kameradin ist ständig schlecht», antwortet ein Assistent. «Vielleicht schwanger.»

«Warum funktioniert die Verhütung nicht mehr?», will Trujillo wissen.

Betretenes Schweigen in der Runde. Die Jungen grinsen.

«Unsere Vorräte gehen zu Ende», meldet Celeni. «Wir schicken heute eine Brigade zur Bananenernte und Aussaat von Maniok.»

Die Frente 34 war immer eine der reichsten Fronten der Farc, aber nun werden die Ressourcen knapp. Während der Waffenpause haben sie sich verpflichtet, nichts Illegales mehr zu unternehmen.

Also keine Schutzgelderpressung im Bergbau mehr?, fragen wir Trujillo.

«Nicht nur Bergbau», sagt er barsch, empört, dass man ihnen nicht mehr zutraut. «Wir besteuern Drogenkartelle, Grossbauern, Unternehmen. Wir knüpfen ihnen 18 Prozent Steuern ab, die höchsten in Südamerika.»

Schutzgelderpressung ist so was wie das Geschäftsmodell der Farc. Sie operieren nicht anders als die Mafia. Sie selbst dagegen sehen sich als Dschungelpolizei des kleinen Mannes, die Drogenkartellen Geld abknöpft, um mit den Einnahmen Brunnen und Strassen zu bauen. Es ist ihre Form der Reichensteuer. Die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Umverteilung von oben nach unten, vom Oligarchen zum Bauern.

Dieses Geschäftsmodell steht im Frieden vor dem Aus. Während der Krieg ihnen Millionen Schutzgelder einbrachte, bringt der Frieden erst mal gar nichts. Im Krieg gehört der Frente 34 ein Territorium doppelt so gross wie Luxemburg. Im Frieden – dann als politische Partei – regieren sie maximal noch in einigen Gemeinden. Trujillo sagt: «Ein Frieden muss sich auch rechnen.»

Die Frente 34 gilt als Eliteeinheit innerhalb der Farc. Sie bilden Sniper wie Celeni aus und ein Killerkommando namens Pisa Suave. Die «Leisetreter» schleichen sich an Einsatzorte heran, mit Unterhose bekleidet und mit Erdöl beschmiert, und töten mit Dolch, Pistole oder Handgranate. «Die Frente 34 ist nie bezwungen worden, auch nicht von Flugzeugen des imperialistischen Feindes», sagt Celeni stolz.

Das ist ihre Lieblingsrechnung: Die USA mögen die Sowjetunion besiegt haben und gerade wohl auch Kuba. Nicht aber die Farc.

Die Kommandanten geben uns Jordan an die Seite, einen stark parfümierten Mann mit Schnauzbar und Bäuchlein, der gut in die TV-Serie «Narcos» passen würde. Er versteht sich als unser Schatten, taucht zu jeder Zeit auf und begleitet einen sogar zur Fäkalgrube, stets mit einem Lächeln und seinem weissen iPad. Jordan soll uns eigentlich vor rechten Paramilitärs schützen. Er will aber vor allem Pressearbeit lernen. Er fragt: «Was macht dieses Twittern aus? Wie funktioniert das Chatten bei euch in der Welt?»

Einmal führt uns Jordan an eine Flussbiegung, einen paradiesischen Ort. Er druckst herum. «Gibt es deutsche Bergbaugesellschaften?», fragt er. «Ich weiss, wo hier die Schätze sind. Die Berge sind voll Gold und Uran. Das wollen sich nun die Multinationalen unter den Nagel reissen. Aber noch haben wir die Macht. Man

bräuchte nur so was wie – einen Vermittler.»

Auch darum geht es bei diesem Frieden: Bleiben die bisher unzugänglichen Krisenregionen Naturreservate – oder werden sie zu Goldgruben internationaler Konzerne?

Bei der Frente 34 erscheint so manches schizophoren. Die Rebellen tragen den ganzen Tag Granatwerfer oder Sturmgewehre, toben danach aber wie Kinder im Fluss. Sie haben Massaker verübt wie das von Bojayá, bei dem 48 Kinder starben, schnitzen aber liebevoll Gehstöcke für die Alten. Sie sind harte Waldmensen und entdecken gerade die Freude, die von Emojis ausgeht.

Celeni macht sich auf den Weg zur Schicht in der Feldküche, einem Unterstand zwischen Ameisenbäumen mit riesigen Blechtöpfen und Gasflaschen. Im Schichtdienst schnippeln die Guerilleros hier Zwiebeln, zerreißen Hühner, panieren Fische – und erzählen von den Schlachten wie alte Veteranen. Nach ihren Zukunftsplänen im Frieden befragt, folgt aber oft die gleiche hilflose Antwort: «Weiss nicht. Das entscheidet die Führung.» Viele sind bei den Farc, seit sie dreizehn waren, sie haben nie gelernt, eigene Entscheidungen zu treffen. Sie sagen: «Ich gehe dahin, wo die Revolution mich braucht. Wenn die Farc eine Partei werden, mach ich eben da mit.»

Das ist der nächste Knackpunkt. Das Volk lehnt diese Bildung einer politischen Partei ab. Und die noch grössere Frage ist: Wie macht man Waldmensen zu Politikern, wie aus obrigkeitshörigen Kriegern Demokraten?

Einige junge Guerilleros überlegen, in den Nahen Osten zu gehen, wo schon viele kolumbianische Soldaten als Söldner kämpfen. Kolumbianer haben – darf man es sagen? – eine Menge Know-how beim Töten. Celeni sagt über ihre Zukunft: «Ich mache das bestimmt nicht. Ich will Frieden. Ich will meine Töchter suchen.»

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nach einigen Tagen hat sie Vertrauen zu uns gefasst. Sie zeigt uns ihren Verschlag und den spärlichen Besitz: etwas Schminke, Haarreife, ein marxistisches Lehrbuch mit dem Titel «Krankenschwester für den Frieden». Wie viele in der Truppe hat sie sich zudem einen Hund zugelegt. Irgendwo muss die Liebe ja hin.

Sie hockt sich ächzend auf ihr hartes Bett. Die anderen nennen sie «Gordita», die kleine Dicke, sie mag das. Zärtlich putzt sie ihre Waffen – Dolch, Pistole, Sturmgewehr. Sie will wissen, wie er so ist, der Frieden, als handelte es sich um ein Naturereignis. In ihren 37 Jahren hat sie ihn nie erlebt. Ihr Dorf war immer Kriegsgebiet, der Dschungel auch. Ihr Mann, der Vater ihrer Töchter, wurde von der Polizei hingerichtet, auch er ein Guerillero. «Ich habe fast alle Kameraden im Krieg verloren, zuletzt sechzehn bei einem Luftangriff.»

Sie greift nach einem alten Laptop, den sie vom Kommandanten bekam. Sie hat begonnen, im Internet nach den verlorenen Töchtern Juliet und Patricia zu forschen. «Wenn die Amnestie durchkommt, kann ich draussen weitersuchen. Wenn nicht, erwarten mich dreissig Jahre Knast.»

In einer Nacht vernehmen wir auf einmal Flugzeuggeräusche. Die Rebellen springen sofort auf und greifen nach ihren Waffen. Oft genug sind sie nachts bombardiert worden. Sie schlafen in voller Kampfmontur auf Holzpritschen, über die nichts als eine Regenplane gespannt ist, offen für sämtliche Tiere. Am Morgen lautet die erste Frage, welcher Mückenbiss wohl Dengue bringt, welcher Zika oder Malaria. Um vier Uhr werden sie geweckt, und schon um sieben abends ist Bettruhe.

In einer dieser Nächte ist plötzlich Babykreischen zu hören. Nachwuchsguerillera Vanessa, erst zwanzig, hat ein Mädchen zur Welt gebracht, 2200 Gramm leicht, aber gesund. Sie nennt es Heinis.

«Kameradin Manuela», sagen die anderen. «Nein, Heinis», sagt sie. «Kameradin Manuela», insistieren die anderen. Auch Neugeborene bekommen bei den Farc einen «nom de guerre». Selbst die Namensgebung ist hier Volksangelegenheit.

Vanessa liegt lethargisch in ihrer Hütte neben ihrem Baby. Sie hat Dengue. Um sie herum wachen Kameradinnen, verscheuchen Moskitos und Skorpione. Wie besessen stürzen sich die Kämpfer auf das Kind, ein Symbol der Menschlichkeit in dieser unerbittlichen Kriegswelt. Babys sind selten bei der Frente 34. Sie sollen nicht vorkommen. Den Frauen werden Hormonimplantate unter die Haut gesetzt. Die Geburtenrate ist quasi null. Die Lebenserwartung ungefähr vierzig Jahre. Ein Rentenalter gibt es nicht. Das sind die Sozialdaten der Guerilla.

Vanessa musste sich bei der Frente 34 an so einiges gewöhnen. Sie hiess plötzlich nicht mehr Leidi Joana, sondern Kameradin Vanessa. Sie war nicht so sehr wegen Marx oder der Revolution gekommen, sondern weil sie arm war und Hunger hatte. Sie gehört zur dritten Generation. Die erste wie Trujillo kam für den Marxismus. Die zweite wie Celeni für mehr Gerechtigkeit. Die dritte wie Vanessa für mehr Reis.

Ihre Cousine Jafari, die schon mit dreizehn beigetreten war, hatte ihr gesagt, es gebe bei den Farc drei warme Mahlzeiten am Tag und gute Männer. Doch laut Statuten durfte Vanessa die ersten sechs Monate nichts mit Männern haben. Danach brauchte sie für ein Rendezvous die Erlaubnis des Kommandanten. Und nur jede zweite Nacht dürfen Liebende miteinander verbringen. Im Krieg müssen sie um Erlaubnis für den Beischlaf bitten, eine Kopulationskonzession. Alles hat sich der Revolution unterzuordnen, auch die Liebe.

In diesen Momenten wirken die Farc nicht anders als jede Sekte.

Celeni schaut alle zwei Stunden beim neuen Baby vorbei. Mit leuchtenden Augen wechselt sie die Windeln der kleinen Manuela und singt ihr Revolutionslieder

vor. Sie hat sich Vanessas und des Babys angenommen. Sie lebt die Grossmutter aus, die sie nie sein durfte. Seit 23 Jahren ist ihre Mutterliebe nun im Wartestand.

Vor allem treibt sie eine Frage um: Was wird aus der Kleinen? Wird es Vanessa ergehen wie mir? «Nach dem vierzigsten Tag musst du sie fortbringen lassen», sagt Celeni. «So lautet die Regel.»

«Das bringe ich nicht übers Herz.»

«Lass die Lage entscheiden. Gibt es Frieden, kann die Kleine bleiben. Wenn nicht, ziehen wir wieder durch den Dschungel. Da kann sie nicht mit.»

Im Schatten dieses langen Krieges hat sich bei der Frente 34 ein eigener Mikrokosmos ausgebildet, ein marxistisches Utopia. Die Krieger haben keine Kinder, also stecken sie ihre Liebe in die Revolution. Die Farc sind streng autokratisch, aber in gewisser Weise auch ein Ort der Aufklärung in diesem machistischen Land. Die Geschlechter sind gleichberechtigt, Männer müssen wie Frauen putzen und kochen, «und ich werde sicher nie einem Mann die Unterhosen waschen», sagen Celeni und Vanessa unisono. Sie kommen hier ohne Quote und Gehälter aus, keiner besitzt Eigentum, auch Kommandant Trujillo nicht. Um 18 Uhr gehen alle gemeinsam zur «Aula», der Volkshochschule. Acht Abende hintereinander haben sie dort den Friedensvertrag gelesen, alle 297 Seiten.

Am dritten Tag im Camp lädt Comandante Trujillo uns nach dem Frühstück – versalzener Fisch und frittierte Bananen – in sein Zelt. Es ist ein stürmischer Tag, Tropengüsse verwandeln das Lager in eine Schlammlandschaft. Sie nennen Trujillo «El Viejo», den Alten. Er ist nicht nur Comandante der Frente 34, sondern auch einiger anderer Fronten im Nordwesten. Er verwaltet ein Gebiet, das grösser ist als das mancher Gouverneure.

Trujillo trägt das Übliche – olivgrüne Uniform, Kampfstiefel, Pistole –, aber auch einen Gehstock, in seinen Knien sitzt Arthritis. Er ist seit einem halben Jahrhundert im Kampf, aber seine Sprache ist eher sanft. Schmunzelnd sagt er: «In meinem Alter sollte ich nicht mehr zwanzig Kilometer durch die Feuchtigkeit marschieren, oder?»

Er reicht uns kaltes Bier und Cola. Als Einziger hier hat er einen Kühlschrank. Er hat auch einen Rollkoffer, den er mit zu den Friedensverhandlungen nimmt. Das sind die Statussymbole der Farc: kaltes Bier und Rollkoffer.

Neben seinem Zelt steht ein grosses blaues Fass. Da stecken sie ihre Millionen rein und vergraben sie im Dschungel. «Einmal hat die Armee vier Fässer gefunden», erzählt er angesäuert. «Die Soldaten haben es für Nutten ausgegeben und für Schnaps. Dann kamen sie in den Knast.»

Wir sehen Trujillo nun täglich, und jedes Mal rutscht etwas mehr aus seinem Leben raus. «Ich habe zwei Söhne im Krieg verloren», erzählt er, «einen im Kampf und einen beim Bombenbauen. Jetzt habe ich nur noch meinen Enkel bei den Farc.» Er flüstert nun fast. «Ich würde gern aufhören, verstehen Sie? Die wenigen Tage, die einem vom Leben bleiben. Ich würde gern die Welt kennenlernen.»

Er redet wie jeder andere Rentner. Aber er ist Isaías Trujillo, einer der meistgesuchten Männer Kolumbiens – gesucht vor allem wegen Beteiligungen an Terrorattacken und Massakern. Es sind unbehagliche Momente. Der Comandante freut sich, dass ihm jemand zuhört. Das Ganze hat etwas von Gesprächstherapie. In der Frente 34, das merkt man, sitzt eine Menge Trauma. Genauso dringend wie Frieden brauchten sie Seelsorge.

Sein Enkel kommt vorbei, Hanibal, erst 23, ein breitschultriger Kerl im Muskelshirt. Der Letzte von fünf Familienmitgliedern bei den Farc. Die beiden

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

praktizieren hier ihre eigene Variante von generationenübergreifendem Wohnen. «Ich würde gern studieren», sagt Hanibal, auf die Zukunft angesprochen. «Ich würde gern mal eine richtige Stadt sehen, aber naja.» Er zuckt die Schultern. Familie verpflichtet, das weiss er – bei Rebellen wie bei Monarchen.

Trujillo checkt auf seinem Smartphone die Nachrichten aus Bogotá. Die siegreichen Gegner des Friedens wollen auf keinen Fall eine Straffreiheit für Guerilleros akzeptieren. «Gut, dann verlegen wir den Kampf tatsächlich in die Städte», kontert Trujillo verärgert. Allein die Frente 34 verfüge über hundert «milicianos» in den Gemeinden – Schläferzellen, die sofort aktiviert werden könnten.

Aber das bedeutet die Rückkehr zum Terrorismus, wenden wir ein.

«Ich gehe jedenfalls nicht in den Knast. Ich war nicht 46 Jahre im Krieg, um jetzt meine letzten Jahre hinter Gittern zu verbringen.»

Drei Tage später lässt er ausrichten, dass unsere Zeit bei den Farc vorbei ist. Es gebe neue Spannungen. Die Waffenruhe läuft aus. Kameradin Vanessa kommt zum Abschied vorbei und fragt, ob wir nicht ihr Baby mitnehmen können zu ihrer Mutter nach Medellín. Ohne Frieden gebe es für sie keinen Weg zurück. Jeder zu Hause weiss, dass sie bei den Farc ist. Sie hat Todesangst – hier wie dort.

Celeni fragt zum Abschied, ob wir bei der Suche nach ihren Töchtern helfen können. Von der Älteren weiss sie, dass sie Internationale Beziehungen studiert, die Jüngere soll in der Stadt Yolombó leben.

– Und Sie?

«Ich bleibe», sagt sie. «Bis zum Triumph oder bis zum Tod. Ich kann meine Familie nicht allein lassen.»

Sie meint die Farc.

Eine schönere Welt

Mossul, einst Stadt der Bücher und des Wissens, ist endlich befreit von der Barbarei des IS. In den Ruinen sucht ein Bibliothekar nach unverbrannten Schriften und ein Major nach Rache

Von Jonathan Stock, Der Spiegel, 22.07.2017

Sein Leben sei nicht so wichtig, sagt der Bibliothekar von Mossul, er sei nur da, um die Bücher zu schützen. Er ist mit einem Auto gekommen, das Einschusslöcher aufweist und dem die Scheiben hinten fehlen. „Der Krieg“, sagt er entschuldigend. Nasser Hajjar ist ein kleiner Mann, leicht untersetzt, er trägt ein kariertes Hemd mit kurzen Ärmeln, er redet leise, und man merkt ihm an, dass er nicht häufig unter Menschen ist. Er bittet einzusteigen, und wenn jemand fragt, so solle man nicht sagen, man sei Journalist, sondern nur ein Gast, der zum Essen eingeladen ist.

Schweigend fährt er durch die zerstörten Straßen Mossuls. Drüben auf der anderen Seite des Flusses wird noch gekämpft, steigen die Rauchwolken der Luftschläge in den Himmel, hört man die Detonationen der Granaten. Der Bibliothekar wirkt so, als denke er an etwas anderes. Dann fängt er an zu erzählen, von einem alten Buch, der letzten Kopie einer Biografie von Saladin, dem größten aller Helden der islamischen Welt, einer Ausgabe des 18. Jahrhunderts, die Seiten brüchig von der Zeit. Saladin, sagt Dr. Hajjar, stehe für eine Zeit, in der Moral und Herrschaft noch kein Widerspruch waren. Es stand in seiner Bibliothek, und obwohl er auch die Werke von Dante, Shakespeare, Nietzsche, Orwell oder Goethe kannte und liebte, dieses Buch war sein liebstes. Und die Frage, die den Bibliothekar nachts wachhielt, war, ob es verbrannt ist, in den Feuern des Krieges, oder ob es jemand gefunden hat. Wenn nur dieses Buch bleibe, sagt er, wenn nur dieses Buch überlebe, dann sei alles gut.

Der Major ist leicht zu finden. Seine Polizeistation liegt östlich der Ruinen von Ninive, in dem besetzten Haus eines Dichters. Es riecht hier nach Männerschweiß, verbranntem Plastik und Zementstaub. Major Hazim Farih arbeitet seit drei Jahren immer kurz hinter der Front. Er habe 25 IS-Kämpfer eigenhändig erschossen, sagt er, mehrere Hundert gefangen genommen, und er ist viermal verwundet worden, zweimal durch eine Mine, einmal von einem Selbstmordattentäter und einmal durch den Splitter einer Granate. Auf seiner Uniform prangt ein Stern, wenn seine Männer in sein Büro treten, dann schlagen sie die Hacken auf den Boden. Und wenn er auf Patrouille fährt und seine schusssichere Weste anzieht, braust eine Kolonne hinter ihm her. Sein Schreibtisch ist groß, und über ihm hängt das Wappen seines Landes. Er sucht die letzten Verbündeten des "Islamischen Staates", die sich in der Stadt verstecken, die Schlangen, wie er sie nennt. Erst wenn die Stadt von den Schlangen gesäubert sei, sagt er, werde alles gut. Eine davon, einen Gefangenen, werden sie ihm gleich bringen. Major Farih bittet die Gäste aus Deutschland, Platz zu nehmen, sie sollen Zeugen des Verhörs werden.

Der Major und der Bibliothekar, sie kennen sich, sie waren Kommilitonen, sie haben beide zur selben Zeit im selben Haus studiert, der Major Arabische Literatur, der Bibliothekar Geschichte. Der Major hat im ersten Stock studiert, der Bibliothekar im Erdgeschoss. Der Major wollte immer Dichter werden, er musste dann Geld verdienen und ist Polizist geworden. Der Bibliothekar wollte immer ein Held werden, so wie Saladin oder Hektor, der Heerführer Trojas. Er wurde dann Bibliothekar. Sie sind beide gleich alt, um die 50 Jahre, sie hatten die gleichen Möglichkeiten, sie haben unterschiedliche Entscheidungen getroffen. Der eine sucht nach Ideen, der andere nach Verrätern. Der eine hat Angst, der andere weiß gar nicht mehr, was das ist. Der eine denkt, der andere kämpft. Der eine sucht das Gute, der andere glaubt, das Böse zu besiegen.

Draußen liegt Mossul, eine Stadt nach drei Jahren Zerstörung. Jetzt im Juli erhitzt sich die Luft tagsüber auf über 50 Grad, und der heiße Wind weht Asche durch die Straßen. Der Westen der Stadt ist von den Luftschlägen der Bomber zerstört, Moscheen sind explodiert, die Brücken gesprengt, die Gassen der Altstadt, durch die sich die Humvees schlängeln, zu Trümmern gebrochen. Die letzten IS-

Kämpfer haben sich mit ihren Familien in ein paar Häuserblocks am Tigris verschanzt. Wer in die Nähe fährt, zur Nuri-Moschee, wo die Überlebenden registriert werden, sieht Flüchtlinge, die den Ruinen entsteigen. Grau sind ihre Gesichter. Kinder tragen ihre verwundeten Geschwister auf dem Arm, Frauen blicken einen an, als ob sie wüssten, dass es nie wieder gut wird, Männer sieht man keine. Die Soldaten weichen zurück. 17 Frauen haben sich in den letzten Tagen in die Luft gesprengt, Selbstmordattentate sind die letzte Waffe des IS. "Wasser", ruft eine, "bitte." Ein Soldat stellt ihr eine Flasche auf den Boden, dann weicht er zurück. Ausgehungerte Kinder liegen auf den Tragen der Sanitäter, und jedes, das gefragt wird, sagt, sein Vater sei lange tot. Lügen, sagen die Soldaten, die, die jetzt noch herauskommen, seien Kinder von IS-Kämpfern. Drei Jahre lang haben die Terroristen in der Stadt geherrscht. Sie haben die Sklaverei eingeführt, mit dem Versprechen, eine neue Welt der Vergangenheit zu gründen. Dafür mussten sie die Freiheit töten, die Ungläubigen, die Abweichler. Dafür mussten sie Bücher verbrennen.

Der Bibliothekar lebt zurückgezogen, mit seinem Sohn, in einem zweistöckigen Haus mit kleinem Garten, in dem ein Maulbeerbaum steht. Er führt in sein Wohnzimmer, lehnt sich auf seinem Sofa zurück und fragt, ob man Tee trinken möchte. Er reicht Baklava und Butterkekse. Er selbst nimmt nichts. Er hat sich drei Jahre lang eingesperrt in diesem Zimmer, in dem er jetzt empfängt. Ein kleines Zimmer, mit Gittern vor dem Fenster, in dem man nur das Rotieren des Ventilators hört. Er habe nachgedacht, sagt er. Und gelesen. Er hatte Angst. Angst um sich, Angst um seine Familie, Angst um seine Bücher. Manchmal lag er nachts wach und lauschte nach draußen, ob sie kommen, um ihn zu holen. Er, der den Geruch von Buchseiten so liebte, lud sich jetzt Texte auf seinen Computer, weil ihm Papier zu gefährlich erschien. Ein Mann in seinem Gefängnis, angestrahlt vom Licht des Computers. Wartend.

Der Major hat nie daran gedacht, die Stadt zu verlassen. Er hatte eine Freundin in der Altstadt, die ihn immer noch lächeln lässt, später bekam er zwei Söhne. Er schrieb gern Gedichte, und er lieh sich ein Buch aus, in der Bibliothek, über die Kunst des Dichtens. Er vergaß, es zurückzubringen, und jetzt gibt es die

Bibliothek nicht mehr. Als die Terroristen die Stadt vor drei Jahren erreichen, erholt sich der Major von einer Verletzung im Krankenhaus von Arbil. Alle Polizisten und ihre Familien werden vom IS gejagt, die meisten umgebracht. Seinen Bruder, seinen Neffen und sechs Cousins nimmt der IS fest, als Geiseln. Der Major hofft, Mossul befreien zu können, bevor sie sterben. Im September 2015, als türkische Bodentruppen den Irak erreichten, bringt der IS alle Geiseln um. Seinen Bruder ertränken sie. Seinen Neffen sprengen sie in die Luft. Die anderen erhängen sie. Major Farih schaut sich seitdem oft Bilder an, von zwei kleinen Brüdern, die einander im Arm halten. Er sagt, sein Schmerz sei so tief in ihm, dass man es seinem Gesicht nicht ansehe. Er hat jetzt nur noch ein Ziel: Vergeltung.

Als die Terroristen die Stadt vor drei Jahren erreichen, bringt der Bibliothekar seine Familie ins Auto. Er will nach Arbil flüchten. Die Straßen sind verstopft, er braucht für vier Kilometer neun Stunden. Dr. Hajjar denkt an die 150 000 Emigranten, die infolge der Französischen Revolution flüchteten, er hat das unterrichtet. Er denkt an die palästinensischen Flüchtlinge, die 1948 nach dem ersten arabisch-israelischen Krieg glaubten, sie kommen nach zwei, drei Monaten wieder zurück, und deren Nachfahren immer noch warten. Er will lieber zu Hause sterben, als ein Leben lang davon zu träumen. Er dreht um.

Artilleriefeuer tönt von draußen, durch den Garten, in das Zimmer seines Hauses. Der Bibliothekar lauscht. "Das gilt nicht uns", sagt er. Er hat Geschichte studiert und gelehrt. Die Französische Revolution. Die Renaissance. William Shakespeare. Leonardo da Vinci. Christopher Marlowe. Als er jung war, erzählt er, habe er lange Abende am Ufer des Flusses verbracht. Das Wasser floss den Tigris hinab, die Männer rauchten, die Frauen lachten, und die Kinder spielten in den Parks. Mossul war nicht irgendeine Stadt, sondern die Stadt der Bücher. Hier, am Kreuzungspunkt der Karawanen, wurden sie gehandelt. Hier gab es eine der ersten Bibliotheken der Welt, die Bibliothek des Assurbanipal, mehr als 2000 Jahre alt, die alles Wissen zwischen Himmel und Erde vereinen sollte. In der Altstadt gab es die Straße der Buchhändler. Es gab öffentliche Bibliotheken und Privatbibliotheken in vielen Häusern. Und es gab die Universitätsbibliothek, das Herz der Stadt, die Heimat des Bibliothekars.

Die Bibliothek war ein moderner Bau, vier Stockwerke, etwa eine Million Bücher, Atlanten, Zeitschriften. Hier, im ersten Stock, über den Zettelkästen, hatte der Bibliothekar sein Büro. Manchmal ließ er sich nachts einschließen und las, einfach so, aus Genuss. So wie er zwischen den Regalen hin und her ging, war er wie eine Biene, so beschreibt er es, die von Nektar zu Nektar flog. Lesen war immer sein Trost. Dann verbrannte der “Islamische Staat” die Bücher der Bibliothek, und die Koalition des Westens warf bunkerbrechende Bomben auf ihr Dach, weil sie vermutete, dass im Keller Sprengminen gebaut werden. Heute sieht die Bibliothek aus wie ein Friedhof für Papier, die Regale sind von der Hitze durchgebogen, und die Zettelkästen sind zu Gerippen geschmolzen. Es knirscht leise, wenn man die Gänge hinabgeht, als ginge man durch Schnee.

Bücher brennen, seitdem es sie gibt. Der Papst ließ Luthers Schriften verbrennen und Luther die Schriften des Papstes. Neonazis verbrennen noch heute das Tagebuch der Anne Frank. Orthodoxe Juden verbrennen das Neue Testament. Amerikaner verbrennen Korane. Muslime verbrennen “Die satanischen Verse”. Die Nazis verbrannten 1933 Tausende Bücher von unerwünschten Autoren. “Aus diesen Trümmern wird sich siegreich erheben der Phönix eines neuen Geistes”, sagte Goebbels am Feuer, selbst promovierter Germanist. Der “Islamische Staat” aber ist vielleicht der größte Bücherverbrenner von allen. Seine Sittenpolizei, die Hisba, durchsuchte systematisch Häuser nach Büchern, sie schloss Buchhandlungen und plünderte die Bibliotheken. Ihre Helfer verbrannten alles, was sie finden konnten, bis auf den Koran, sowie Wörterbücher und medizinische Fachliteratur, solange sie keine Bilder enthielt. Jedes andere Buch galt als feindlich. Jedes Buch eine Idee, das ihnen den Krieg erklärt hatte. Jedes Buch eine geladene Waffe.

Der Bibliothekar las viele Sprachen, in vielen Büchern, aber um den IS zu beschreiben, sagt er, müsse erst noch eine eigene Sprache gefunden werden. Es gebe keine Wörter für den Schmerz, den er bereitet hat. Man müsse an die Anfänge der Sprache zurückdenken, an etwas Rohes, Gewalttätiges, eine Sprache aus Stein. Seine Schwester, die erst vor Kurzem befreit wurde, aß Katzen während der Terrorherrschaft. “40 Dollar eine Katze”, wirft sein Sohn ein. Sie tranken das dreckige Wasser aus dem Fluss. Kinder warteten auf Eltern, die nicht zurückkamen,

und Eltern warteten auf Kinder. Dr. Hajjar hörte die Bomben, die in der Nachbarschaft seiner Schwester fielen. Und las.

Er las Dantes “Göttliche Komödie”, den ersten Teil, das “Inferno”. Eine Welt, in der die Hölle durch den Sturz Luzifers auf die Erde entstand. In der der Teufel die Brudermörder zermalmt, die Freundesverräter, die Landesverräter. Im Feuer brennen die Verführer, Schmeichler, Wahrsager, Bestechlichen, Heuchler, Diebe und Zwietrachtstifter. Draußen verbrannten sie Menschen, stießen Homosexuelle von Dächern, lehrten Kinder das Exekutieren und befahlen Vätern, ihre eigenen Töchter auszupeitschen. Während er las, merkte er, dass die Hölle hier war. In seiner Heimat. Um ihn herum. Kurz vor seinem Haus. Und seine Bücher waren wie eine Barriere vor dem Bösen. Er schlief auf ihnen, er aß zwischen ihnen, er schichtete sie um sein Bett auf. Dann las er, als ob Buchstaben das Böse vertreiben könnten.

In den Videos, die der Major auf seiner Facebook-Seite in den letzten drei Jahren gepostet hat, sieht man die Bilder des Krieges vorbeiziehen, Drohnen, die Bomben abwerfen, zerschossene Fenster der Humvees, die brennenden Ölquellen. Major Farih steht vor seinen Männern und redet von den Helden der Polizei, den Ratten in der Stadt und der Hilfe seines Gottes. “Vorwärts, vorwärts”, rufen seine Männer, “wer keinen tötet, der ist kein Mann.” Der Major sieht zufrieden aus.

Der Bibliothekar las “Warten auf Godot” und verstand zum ersten Mal sein Land. Er las von Männern, die unter einem kahlen Baum sitzen und warten. Iraker, sagt er, hätten immer gewartet. Darauf, dass der irakisch-iranische Krieg endet. Darauf, dass das Embargo nach dem Krieg gegen Kuwait aufgehoben wird. Darauf, dass die Amerikaner abziehen. Die Schiiten warten seit Jahrhunderten auf den Erlöser, den Mahdi. Und nun warten sie auf das Ende des “Islamischen Staates”. Im Warten liegt Hoffnung, sagt der Bibliothekar, doch es entbindet vom Handeln. Wer wartet, der zähle die Stunden und Minuten, nur um sie nicht zu leben. Der Bibliothekar sagt, er warte darauf, dass das Töten aufhört.

Im Zimmer des Majors wartet ein Gefangener auf sein Verhör. Es ist ein Dozent der Universität, ein Kugelschreiber steckt noch in seiner Brusttasche. Ein glatzköpfiger, schwitzender Mann, der angestrengt lächelt. Er soll ein Drohnenbauer

für den IS gewesen sein, sagen die Polizisten, die ihn hereinführen. Ein Beamter legt Major Farih einen Aktenvermerk des Denunzianten vor. Der Gefangene ist Sunnit, der Major Schiite. Beide sind verdammt, sich zu hassen in diesem Land. Der Mann glaubt noch, dass sie ihm nichts tun, er glaubt an seine Unschuld. “Wieder eine Schlange”, sagt der Major. Er lehnt sich in seinem Stuhl zurück, knöpft sich den obersten Knopf seiner Uniformjacke auf und trommelt mit dem Zeigefinger langsam auf dem Tisch. “Haben Sie etwas dagegen, wenn ich rauche?”, fragt er den Gefangenen und grinst. Der schüttelt stumm den Kopf.

Der Major fragt: “Sie arbeiten an der Universität?”

“Ja, am Institut für Maschinenbau.”

“Sie sind geflohen?”

“Ja, Herr Major.”

“Warum sind Sie geflohen?”

“Weil mein Haus bombardiert wurde.”

“Warum sind Sie zurückgekommen?”

“Ich wollte nach meinem Haus sehen.”

“Nein”, sagt der Major langsam, “es gibt noch einen anderen Grund.”

Der Gefangene zittert jetzt. Der Major lässt ihn warten, raucht, er schaut auf den Fernseher, dort läuft eine Modenschau.

Das Werk, das den Bibliothekar am meisten erschütterte, war “1984” von George Orwell. Die totale Überwachung. Die Kontrolle der Vergangenheit. Die Hasswoche. Die Propaganda. Die Folter. Die Unperson. Gedankenverbrechen. Das Zwiedenken. Als der Bibliothekar das Werk las, wurde ihm heiß. Er dachte: Wie kann etwas, das jetzt gerade passiert, in einem alten Buch stehen? Nur die Methoden der Folter, sagt Bibliothekar Hajjar, die beherrscht der “Islamische Staat” besser, als George Orwell es sich ausdenken konnte.

Im Zimmer des Major rutscht der Gefangene auf dem Sofa hin und her. Der Polizist neben ihm herrscht ihn an: “Als wir dich zu Hause besucht haben, hast du deinen Frauen gesagt, sie sollen ihre Gesichter bedecken, als ob wir Juden wären.”

“Wir sind eine fromme Familie. Wir bedecken unsere Gesichter seit 20 Jahren.” Major Farih steht auf.

“Selbst wenn man jeden IS-Kämpfer vor mir umbringen würde, würde es mein Herz nicht beruhigen. Der IS hat Menschen in Käfigen verbrannt. Du hast es gesehen!”

“Habe ich nicht!”

“Die ganze Welt hat es gesehen.”

“Nein, ich nicht. Ich schwöre! Ich kann kein Blut sehen!”

“Du bist unschuldig?” Der Gefangene nickt stumm.

“Jeder wird für seine Taten büßen!”, sagt der Major. Dann nähert er sich dem Gefangenen.

Eine Welt ohne Bücher, sagt der Bibliothekar, wäre eine Welt ohne Wissen und ohne Fortschritt und ohne Erinnerung. Der Bibliothekar denkt noch an ein anderes Buch, Ray Bradbury, “Fahrenheit 451”. Es geht um eine Feuerwehr, die Bücher verbrennt. Menschen, die Bücher besitzen und lesen, sind Staatsfeinde, die verfolgt werden. Bradbury schreibt: “Ein Buch ist eine geladene Pistole im Haus nebenan. Verbrenn es. Wer weiß, wen der Belesene sich als Zielscheibe aussuchen könnte. Mich vielleicht?” Natürlich gibt es gefährliche Bücher, sagt der Bibliothekar, “Das Kapital” war gefährlich, “Mein Kampf” war gefährlich. Voltaires Werke waren gefährlich für die Mächtigen.

Wer nun in Mossul ein Buch besaß, war ein Sünder. Wer sich für ihre Ideen begeisterte, ein Gedankenverbrecher. Wer Bücher schmuggelte, befand sich in Lebensgefahr. Und doch wurden sie geschmuggelt, unter Autositzen, in Gemüsetaschen, in Frauenkleidern, auf USB-Sticks, die man in die Hosennaht einnähte. Falls man irgendwie an Strom und Internet kam, lud man sie sich herunter und sammelte sie. Einige Buchliebhaber hatten Hunderte Bücher auf ihren

Festplatten. Für viele war es die einzige Verbindung zur Außenwelt, eine Tür zur Welt der Ideen. Einige kamen so erst zum Lesen.

Der Bibliothekar möchte etwas zeigen. Seine Bücher, die Überlebenden. Er erhebt sich, geht die Stufen nach oben. Hinter einer Tür warten sie, in einem vollgestopften, staubigen Raum. Er dreht sich zu seinem Sohn um und sagt: "Hol Saladin." Sein Sohn bringt eine alte, unscheinbare Mappe. Dr. Hajjar öffnet sie und holt vorsichtig ein Buch aus dem 18. Jahrhundert hervor. Es handelt von einem großmütigen Herrscher, der keinen Unterschied macht zwischen Juden, Christen und Muslimen. Er fängt an zu lesen.

Der Major geht nah an den Gefangenen heran und sagt: "Du kannst jetzt gehen. Du stehst unter Arrest." Zwei Polizisten führen ihn ab. War er schuldig? Der Major sagt: "Im Kopf war er schuldig." Ein Gedankenverbrecher. Er winkt einem Adjutanten: "Bringt mir zu Essen." Langsam reißt er sich Streifen vom Fladenbrot ab und stopft sie sich in den Mund. Er möchte jetzt über Gedichte reden. Er hat Arabische Literatur studiert, 1984 war das, und er schreibt immer noch Gedichte, nach Feierabend. Manchmal, wenn er seine Brille nicht findet, diktiert er sie einem Untergebenen. Er zitiert eines. „Sei, was Du willst, und sammle Höflichkeit, das ist wahrer Reichtum.“

Der Major sagt, er sei zu Hause nicht so zornig, er versuche, seine Kinder vom Krieg fernzuhalten. Er werde auch das Buch zurückgeben, das er einst ausgeliehen habe, wenn es wieder eine Bibliothek gebe. Sein Ziel sei es, jeden Tag an einer schöneren Welt zu arbeiten.

Der Bibliothekar kennt aus seinen Büchern den Dom von Florenz und den Louvre in Paris, die British Library und die Bibliothèque Nationale. Aber er war nie da. Ein Leben lang hat er den Westen studiert, aber er hat ihn nie gesehen. Aber er denkt jetzt manchmal, vielleicht ist es gut so. Ein Freund von ihm hat die Pyramiden gesehen und war enttäuscht, sie waren kleiner als in seiner Vorstellung. Vielleicht wäre er auch enttäuscht. Das ist sein Trost. Wenn der Bibliothekar wählen könnte, wie er sterben wolle, dann würde er den Tod des muslimischen Gelehrten al-Dschahis wählen, der von seinen eigenen Bücherregalen erschlagen wurde. Eine Lawine von Büchern, die ihn unter sich begräbt, das wäre ein schöner Tod.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Der Bibliothekar sagt, er habe Hoffnung. Er habe beobachtet, wie bei den Rückzugsgefechten des IS auf dem Nachbargrundstück eine Palme brannte, die jedes Jahr viele Früchte trug. Die Palme blühe jetzt wieder, sagt er. Und seine Studenten gehen durch die Asche der alten Bibliothek. Sie suchen nach Büchern im Staub.

Da ist Jasir, der Nietzsche zu Hause versteckte, dem der IS drohte, er werde sich noch wünschen, verbrannt zu werden, und der nun immer noch nachts aufsteht, sich gegen die Haustür lehnt, aus Angst vor seinen Verfolgern.

Da ist Tahany, die Kant versteckt hat, und zwischen den Sprengfallen des IS nach Büchern suchte, weil sie meint, jedes Buch, das die Luftschläge und das Feuer überstanden habe, verdiene es, zu leben. Sie fand Saladin.

Da ist Ali, der Dostojewski und die Bibel in einem Abflussrohr versteckte, und der sagt, sie alle würden nie mehr still sein.

Da ist Rafal, die ihre eigenen Bücher versteckte. Sie fing mit dem Schreiben an, nachdem sie ihre Freundin zur Sittenpolizei begleitete und zusah, wie deren Vater ihr 30 Schläge geben musste, weil sie schlecht über den IS gesprochen hatte.

Da ist Khalid, der 2000 Bücher auf seinen Computer lud, um atmen zu können, wie er sagt, und der während der IS-Herrschaft den Glauben an Gott verlor und nun den Atheismus betrachtet wie einen gerade entdeckten Schatz.

Der Major hat wenig Hoffnung. "Make Mossul great again" hat jemand mit Kreide auf ein rußiges Straßenschild geschrieben, am Stadteingang. Aber diese Stadt, sagt er, werde nie wieder groß werden. Für jeden Verbrecher, den er findet, kommen drei neue. Die Schlangen, die er sucht, sind vielköpfig, und aus jedem abgeschlagenen Kopf wuchern neue Köpfe hervor. Es ist eingetreten, wovor alle gewarnt haben. Die Gedemütigten rächen sich. Die alten Sieger werden zu neuen Verlierern. Der Kampf zwischen Sunniten und Schiiten wird nicht aufhören.

Es ist nach Mitternacht, und Major Farih sagt, er sei müde. Sein Schlafzimmer ist im Erdgeschoss, und er lädt die Gäste ein, im Zimmer nebenan zu schlafen. Nachts im Haus hört man die Türen sich öffnen und unten im Keller die Schreie eines Gefolterten. Es klingt so, als ob viele schwere, stumpfe Schläge auf einen

wehrlosen Körper niedergehen. Ein Mann fleht um sein Leben. Dann schließt sich sacht die Tür zum Keller.

Anmerkung des Autoren: Christian Werner und ich waren fünf Tage in Mossul. Übernachtet haben wir im Haus eines Freundes unseres Übersetzers im Ostteil der Stadt. An der Front im Westen waren wir am letzten Tag. Den Kontakt zu dem Bibliothekar habe ich über den Blogger „Mossul Eye“ hergestellt, einem Mann, der unter Lebensgefahr unter der Herrschaft des IS die Außenwelt informierte, und sich mit mir zum ersten Mal mit einem Journalisten persönlich traf. Den Kontakt zum Polizisten hatte unser Übersetzer. Wir haben die letzte Nacht in der Polizeistation übernachtet, währenddessen kam es auch zu der Folterung, was nichts Ungewöhnliches sei, wie unser Übersetzer sagte. Er bat uns, nicht zu intervenieren, um ihn nicht zu gefährden. Kurz zuvor hat der Spiegel über Folterungen im Irak berichtet, der Autor Ali Arkady musste daraufhin aus dem Land fliehen. Dies war der schlimmste Moment meines Berufslebens und ich weiß bis heute nicht, ob wir das richtige getan haben.

Das letzte Gefecht

Auf Venezuelas Straßen herrscht Chaos, der von vielen gefeierte »Sozialismus des 21. Jahrhunderts« versinkt im Elend, die Bürger hungern. Und tun alles, um zu überleben. Unsere Reporter haben drei Frauen begleitet, die einst Freundinnen waren. Und die sich nun bis aufs Blut bekämpfen

Von Jan Christoph Wiechmann, GEO 10/2017, 15.09.2017

Sie waren drei Freundinnen, damals, als es noch Freundschaften gab in Petare, ihrem Elendsviertel in den Hügeln von Caracas. Sie heißen Yunni, Mayerlin und Yaya und wuchsen in der typischen Armut Lateinamerikas auf, in brüchigen Backsteinhütten und der vagen Hoffnung, bis zum Abend genug Essen zusammenzukratzen.

Sie waren vereint, sagen sie heute. In Armut, aber auch im Überlebenskampf.

Erst als Venezuelas Revolutionsführer Hugo Chávez 1999 an die Macht kam, ging es ihnen besser. Chávez verteilte Geschenke; aus den Einnahmen des Erdölbooms kaufte er den Armen Kühlschränke und bot ihnen eine politische Heimat.

Fortan nannten sich die drei Freundinnen „Chavistas“ und schworen dem Staatschef Treue, so wie man einem Ehemann Treue schwört. Sie trugen rote Hemden und Amulette ihres Führers.

Heute ist Yunni, die Oppositionelle, die größte Feindin der Regierung und kämpft für ihren Sturz.

Yaya, die Gang-Leaderin, führt eine Drogenbande an und rüstet sich für den Bürgerkrieg.

Mayerlin, die Chavista, arbeitet als Spitzel fürs Überleben der Revolution.

Einig sind sie sich darin: Wenn es sein muss, ziehen sie gegeneinander in den Krieg.

Und darin: Sie haben Hunger.

Dies ist die Geschichte ihrer zerbrochenen Freundschaft. Und die Geschichte vom Untergang Venezuelas. Einst der wohlhabendste Staat Südamerikas, größer als Frankreich und erdöreicher als Saudi-Arabien, ist Venezuela heute das, was Politologen als „gescheiterten Staat“ bezeichnen. Ein Ort der Rekordinflation, Dauerrezession, Unruhen, Morde, Plünderungen, Nahrungsmittelknappheit.

Als hätte jemand alle Übel der Welt in dieses tropische Land nah am Äquator gestopft.

Tag für Tag begibt sich jede der drei Frauen auf eine heikle Mission in Petare, einem der größten Slums Lateinamerikas, rund 400.000 Einwohner in 360 Vierteln.

Es geht dabei um das Überleben ihrer Familien, aber auch um die Vormacht in Petare und die Zerstörung der Feinde. Das sind Dinge, die nicht mehr zu trennen sind, findet Yunni, die Oppositionelle, und macht sich an einem schwülen Junimorgen bereit für ihren Einsatz in dem, was sie den „Showdown zum Bürgerkrieg“ nennt.

Es ist fünf Uhr früh in ihrem Viertel El Tanque, noch dunkel. Sirenen heulen und Schüsse hallen wider, der tägliche Soundtrack der Krise. Yunni bereitet ein karges Essen für ihre drei Kinder zu – Mehlfladen mit Sardinen – und ein Fläschchen erwärmtes Nudelwasser für ihre einjährige Enkelin. Dann verlässt sie ihre moderige Hütte und tritt in den Kampf gegen einen Mann, von dem sie sagt, dass sie ihn einst liebte.

Liebe ist ein großes Wort, aber Yunni wendet ein: „Chávez gab mir Antibiotika für meinen sterbenskranken Sohn. Luis war 21 Tage im Krankenhaus und bekam zwölf Blutwäschen. Alles gratis.“

Sie zeigt auf das verblichene Schild an ihrer Haustür. Da steht: „Wer Chávez nicht wählt, liebt seine Mutter nicht.“

Verbittert fügt sie hinzu: „Heute gibt es nicht mal mehr Aspirin.“

Sie beschreibt die Spanne von 18 Jahren sozialistischer Regierung: von der Rettung bis zum Nichts.

Yunnis Weg durch Petare führt steil hinab durch ein Labyrinth enger Gassen und selbst gebauter Treppen, ein Spießrutenlauf. „Hier operieren die Verbrecher“, sagt sie verächtlich und passiert die Casa Comunal, Zentrum der sozialistischen Brigaden in ihren roten T-Shirts und Revolutionsmützen. Es ist das Territorium von Mayerlin und ihrer Arbeitsbrigade „Vereint für Simon Bolívar“.

„Und hier rechts beginnt das Gebiet der Banden, das sollte man auch meiden“, sagt Yunni und zeigt auf dunkle Gassen, die tief in den Schlund von Petare führen. Es ist das Territorium von Yaya und ihrer Gang „Los Favoritos“.

Man spürt sofort: Jeder in Petare empfindet Angst vor dem anderen – oder Hass. Es duellieren sich jene drei Fraktionen, die nicht nur um Petare, sondern um das ganze Land kämpfen – und die Menschen dazwischen zermalmen: der Chavismus, die Opposition, die organisierte Kriminalität.

Yunni, 38, verheiratet, drei Kinder, ist eine energische kleine Frau mit blondierten Haaren, die sie im Land der Knappheit mit Natron und Kamille färbt. Ihr Körper ist ausgezehrt, das Gesicht fahl. Der Hunger der vergangenen Jahre habe ihr sämtliche Kurven geraubt, schimpft sie. „Ich bin ein Werk der Krise.“

Im Tal angekommen, macht sich Yunni an ihren Job. Sie arbeitet als Geleitschutz der Müllabfuhr; sie bewacht Abfall. Einem Mann, der gerade verschimmelte Wurst aus schmierigen Tüten zieht, ruft sie zu: „Finger weg. Du vergiftest dich.“

Yunni sagt: „Die Frage ist, wer schneller am Müll ist, Hund oder Mensch. Ich habe heute einen abgelaufenen Joghurt gefunden“, sagt sie und zieht ihn triumphierend aus der Tasche.

Als wir Yunni vor einem Jahr zum ersten Mal trafen, schützte sie noch Fleischtransporte, aber Fleisch gibt es nicht mehr. Das Leben in Venezuela besteht nicht aus Schönheitswettbewerben und Work-Life-Balance, wie es die Werbeplakate von Caracas suggerieren.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es geht um das Allerelementarste: den Zugang zu Nahrung. Die Fragen lauten: Was ist noch illegal, wenn Menschen nichts mehr zu essen haben? Und wer soll mit leerem Bauch noch seiner Überzeugung folgen?

Es gibt eine weitere, viel wichtigere Mission ihres Jobs. Yunni ist Späherin. Sie beobachtet auf ihren Touren die Aktivitäten der *colectivos*, der Paramilitärs der Regierung. Sie sind in Armenvierteln verwurzelt und agieren dort als bewaffnete Einschüchterungstruppen. Yunni gibt deren aktuelle Positionen an ihre Partei Primero Justicia weiter, die Teil der Oppositionsbewegung ist.

Sie spricht in ihr Handy: „9.25 Uhr. Kolonne ‚Amor Mayor‘ setzt sich in Bewegung. Petare Nord. 20 Ledertypen auf Motorrädern. Mit Waffen. Sie fahren zur Demo, um unseren Protestzug anzugreifen.“

Yunni blickt in die Ferne Richtung Altamira, wo die modernen Bürotürme der Ölhauptstadt stehen, dort, wo Caracas einmal wie Houston sein wollte. In Altamira toben seit Monaten die Kämpfe um die Macht. Hunderttausende Menschen protestieren gegen das Regime und werden von Nationalgarde und Polizei mit Tränengas und Gummigeschossen zurückgeschlagen. Dunkle Wolken steigen aus den Betonschluchten auf. Explosionen hallen wider. Fast jeden Tag gibt es Tote. Aus der Ferne sieht es aus wie Bürgerkrieg.

Ihre einstige Freundin Mayerlin nennt die Proteste Terrorismus. Yunni nennt sie Widerstand.

Die tägliche Frage in Venezuela lautet nicht nur: Wo treibe ich Essen auf? Sondern: Kommt es heute zum Putsch? Durchs Militär? Oder die Regierung? Gar zu einer Revolution?

Die aktuellen Auseinandersetzungen begannen Ende März. Als ihm das von der Opposition angeführte Parlament zu mächtig wurde, beschloss Präsident Nicolás Maduro, es zu entmachten. Wenn ihm Oppositionsführer gefährlich werden, steckt er sie ins Gefängnis. Volksabstimmungen ignoriert er.

Venezuela ist kein Einparteienstaat wie Kuba oder Nordkorea, aber die Sozialisten haben das Militär ebenso durchgesetzt wie das Verfassungsgericht, die

Staatsunternehmen, die Nationalgarde, die Presse, das Fernsehen bis hin zu Unterhaltssendungen.

Für die schwierigsten Müllrouten in Petare hat Yunni ihre ehemalige Freundin Yaya und deren Jungs von der Gang „Los Favoritos“ angeheuert, als Bodyguards des Müll-Bodyguard Yunni. Sie positionieren sich in den Gassen und auf den Vorsprüngen der Hügel und bieten so Schutz vor den Angriffen der Colectivos. „In letzter Zeit haben Paramilitärs die Fahrer der Müllabfuhr überfallen“, sagt Yunni. „Sie wollen Chaos verbreiten, damit es heißt: Seht ihr, die im Bezirk Petare regierende Opposition hat nichts im Griff.“

Ein absurder Deal in diesem Land der unzähligen Absurditäten: Die Opposition heuert eine bewaffnete Gang an, um die Müllabfuhr vor Regierungstruppen zu schützen.

Nicht weniger absurd: Maduros Regierung baut bewaffnete Nachbarschaftstruppen auf, um Chaos zu verbreiten.

Der Übergang von der Politik zum organisierten Verbrechen ist fließend in Venezuela. Die Neffen von Präsident Maduro sitzen in den USA wegen Kokainschmuggels im Gefängnis. Hohe Militärs werden wegen Drogenhandels gesucht. Dies hat Venezuela die Bezeichnung Narco-Diktatur eingebracht.

Bei ihrem Einsatz postiert sich Gang-Leaderin Yaya auf dem Felsvorsprung wie eine Feldherrin. Im Bund ihrer Jogginghose steckt ihre Pistole. Ihre Gang erhält von der Opposition 10 000 Bolivar für die Arbeit als Bodyguards. Das entspricht 20 Prozent des mittleren Monatseinkommens. Oder einem Kilo Reis.

Eigentlich übernehmen „Los Favoritos“ unter Yayas Führung ganz andere Aufträge – von Entführungen über Drogenhandel bis zur Prostitution. Aber „unser Geschäft ist brutal geworden“, sagt Yaya: „Entführungen gehen zurück, weil die Reichen das Land verlassen. Für Drogen hat keiner Geld. Prostituierte gehen nach Kolumbien oder Panama. Wen sollen wir ausrauben, wenn das ganze Land in der Schlange nach Essen ansteht?“

Yunni sagt über Yaya: „Ich traue ihr nicht. Die Gangs terrorisieren uns Bürger. Aber du darfst sie nicht zum Feind haben. Sie sind die Einzigen, die den Chavistas Angst einjagen.“

Wenn man so will, ist Yaya Yunnis Lösung – und gleichzeitig ihr Problem, denn die hohe Kriminalität im Viertel fällt auf ihre Partei zurück. In einer schicksalhaften Wendung funktioniert Venezuela für jede der drei Frauen nur in der Zerstörung der anderen beiden.

Venezuelas Abstieg begann zu Zeiten von Hugo Chávez, der 2013 an Krebs starb. Bis 2008, als der Ölpreis bei 147 Dollar pro Barrel stand, sprudelten die Einnahmen des OPEC-Staates. 95 Prozent der Exporterlöse stammen aus dem Verkauf von Erdöl.

Gleichzeitig unterließ es die Regierung, die einheimische Industrie zu fördern. Privatunternehmen wurden verstaatlicht, Bauern enteignet. Im Austausch für Öl ließ Chávez alles importieren, bis hin zu Schnürsenkeln und Milch.

Heute wird in dem Land, in dem 31 Millionen Menschen leben, nicht einmal mehr Klopapier hergestellt. Die Inflation liegt bei 1600 Prozent, die Wirtschaft schrumpfte um 7,4 Prozent. Über Wasser hält sich Maduro mit Krediten aus China und Anleihekäufen des Erzfeindes Goldman Sachs aus den USA.

Man könnte es so sagen: Hier stirbt gerade das letzte große Experiment des Sozialismus.

Gleichzeitig aber scheitern auch viele konservative Regierungen Südamerikas – wie in den 1990er Jahren schon die neoliberalen. In Argentinien und Brasilien wächst die Armut wieder.

Lateinamerika hat auch 525 Jahre nach der Eroberung durch die Europäer noch keine Formel gefunden, wie sich stabile, prosperierende Gesellschaften aufbauen lassen, außer vielleicht in Chile. Fast den gesamten Kontinent plagen Gewalttaten, schlimmste Korruption und größte Polarisierung zwischen Arm und Reich, Rechts und Links.

Eine Welt ohne Mitte.

Zwei Tage später treffen wir Yaya, 34, zu Hause in Petares Viertel San José. Sie, die Bandenchefin, bereitet sich gerade auf den Bürgerkrieg vor. In ihrer Jogginghose stecken spindeldünne Beine, ihre Haare trägt sie kurz und gescheitelt und darauf eine große Baseballkappe.

Die Gassen hier im Bauch von Petare werden enger, das Tageslicht spärlicher, bis wir eine Hütte erreichen, die Yaya vor einigen Wochen „annektierte“. Die Feuchtigkeit zeigt sich als grüner Schwamm auf der Wand. Der Boden besteht aus nichts als schwarzer Erde.

Auf dem einzigen Bett sitzen ihre beiden asthmakranken Töchter Yadiani, 11, und Yassiel, 13. Neben ihnen hockt Yayas Partnerin Genesis, „meine Mulattin“, wie Yaya stolz verkündet. „Sie hat mir Lesen und Schreiben beigebracht und sich um die Kinder gekümmert, als ich acht Monate in Haft war.“

Gehen die Kinder nicht zur Schule?, fragen wir sie.

„Die Gebühren betragen 5000 Bolivar im Monat.“ So viel muss man in etwa für einen Dollar auf dem Schwarzmarkt zahlen. „Momentan habe ich kein Geld übrig. Ich muss mich entscheiden: Essen oder Schule.“

Wissen die Kinder von Yayas Leben in der Gang?

„Die Ältere schon. Sie will auch in die Gang. Sie will Rache üben für den Mord an ihrem Vater. Er wurde vor einem Jahr von einem anderen Bandenchef erschossen. Ich muss ihr zuvorkommen.“

Yaya wirft sich erschöpft aufs Bett. Sie war die ganze Nacht für einen Überfall unterwegs. Sie hat ein Auto geraubt, aber weil die Besitzerin kein Lösegeld zahlen konnte, werde sie es jetzt in Einzelteilen verkaufen. Das bringt viel Geld in diesem Land ohne Ersatzteile, aber sie muss den Erlös durch zwölf teilen. So viele Mitglieder hat ihre Gang.

„Normalerweise entführen wir auch die Fahrer“, erklärt sie. „Nur keine Frauen. Das will ich so. Ich habe auch die Frau gestern freigelassen. Habe ihr noch Geld für den Bus gegeben.“

Sie registriert unseren skeptischen Blick.

„Bei Frauen denke ich an meine Mutter und Töchter. Ich bringe es nicht übers Herz.“

Und warum entführt sie Männer?

„Ich hasse Männer. Mein Vater misshandelte die ganze Familie, vier Kinder. Er ließ uns auf Bierdeckeln knien. Er schlug uns mit dem Schlagring.“

Sie zeigt die Narben am Körper und über dem linken Auge.

„Ich werde ihn noch töten. Aber schön langsam. Er soll so leiden, wie wir gelitten haben.“

Der Satz steht schwer im Raum. Niemand widerspricht.

Venezuela ist, nach Syrien, das wohl gefährlichste Land der Welt. Die Mordrate – sie liegt bei 28.000 pro Jahr – gehört neben der von El Salvador und Honduras zu den höchsten überhaupt. Express-Kidnappings sind weit verbreitet. Gangster töten wegen Nichtigkeiten: beim Raub eines Fahrrads, bei Plünderungen von Lebensmitteln.

„Für ein Gramm *pedra*“, Crack-Reste, „gibt es nur noch 4000 Bolivar“, verrät Yaya. „Ich muss jetzt auch meinen Körper verkaufen. Aber ich mach es nur mit Frauen. Mich ekelt davor, ich habe nur alte Kundinnen. Aber sie geben mir Schuhe für die Kinder.“

Für Politik interessiert sich Yaya eigentlich nicht. Sie mochte Chávez, weil er reden konnte wie ein Dichter und sie genug zu essen hatte. Und sie hasst seinen Nachfolger Maduro, weil es kein Essen mehr gibt.

Venezuela ist inzwischen ein Land, in dem es nichts mehr gibt, was nicht mit der Politik zu tun hätte. Das Fehlen von Brot ist genauso politisch geworden wie das von Reis, Toilettenpapier, Windeln, Binden, Medizin.

Yaya sagt: „Ich bin zum Rauben übergegangen, als die Chavistas die Losung ausgaben: ‚Wir haben zwar kein Essen. Dafür haben wir die Revolution.‘“

Als wir Yaya vor einem Jahr zum ersten Mal trafen, ging es ihr noch besser. Sie übernahm gerade das Kommando der Gang, nachdem die Konkurrenz ihren Mann, bis

dahin Anführer, ermordet hatte. Sie rächte seinen Tod mit zehn Schüssen in den Unterleib eines Täters und ging für einige Wochen als Drogenkurier nach Brasilien. „Was für ein Erlebnis. Überall gab es Essen, sogar Medikamente“, schwärmt sie mit weit aufgerissenen Augen.

Man kriegt das bei ihr nur schwer zusammen: die kindliche Freude einerseits und kalte Brutalität andererseits.

Ihre Liebhaberin kommt hinzu, Barbie, erst 20, weiß, lange glatte Haare, „ganz junges Fleisch“, prahlt Yaya nicht anders als jeder Macho. Sie wirft ihr neckische Blicke zu.

„Ich tausche meine Mulattin gerade gegen meine weiße Barbie aus“, verrät sie. Lesbisches Leben sei in Venezuela kein Problem, Rassismus auch nicht, der einzige Vorteil im Chavismus. Sie wurden befreit von den traditionellen Rollenbildern der konservativen Elite zuvor. Yaya nennt sich nicht Lesbe. Sie nennt sich „König des Viertels“.

Zwei Tage später zieht Yaya auf einen Erkundungsgang durch Petare. Sie will herausfinden, wie die Gangs in den bewaffneten Kampf gegen die Regierung einsteigen können. Zweimal haben sie die Nationalgarde am Eingang Petares schon zurückgeschlagen. Im Zentrum ihres Viertels, einer Art Hochplateau, studiert sie Gassen, wo sie die Nationalgarde beim nächsten Mal in einen Hinterhalt locken könnten.

„Kein Brot“, steht auf dem Schild im Schaufenster des Bäckers. „Wegen Plünderung geschlossen“, bei der Apotheke. Stattdessen dominiert ein rot verkleideter Infostand der Chavistas. Unter den Aktivisten ist auch Mayerlin. Sie sammeln Unterschriften für eine Verfassungsänderung, die Maduros Machtbefugnisse erweitern sollen.

„Verbrecher, Hurensöhne“, schreit Yaya. „Falls sich Maduro je nach Petare traut, überlebt er keine zwei Minuten.“ Mayerlin und die anderen reagieren nicht. Es ist nicht ganz klar, ob aus Angst, oder weil sie Yaya nicht ernst nehmen.

Yaya und Mayerlin verbindet neben der einstigen Arbeit für die Chavistas nun tiefe Feindschaft. Vor neun Monaten ermordeten Gangster Mayerlins 22-jährigen

Bruder, einen jungen Vater, beim Raubüberfall. Elitetruppen der Regierung erschossen daraufhin acht Mitglieder von Yayas Gang.

Als Jugendbeauftragte der Maduro-Regierung in Petare findet Mayerlin, dass man Verbrechern wie Yaya die Kinder wegnehmen und in die Obhut des Staates übergeben müsste. Yaya wiederum findet, dass die Chavisten „die größten Verbrecher von allen sind. Man müsste ihnen den Staat wegnehmen“.

Einig sind sich die Frauen nur darin, dass die Bonzen, die vor Chávez regierten und sich jetzt in Miami auf eine Rückkehr vorbereiten, keinen Deut besser sind.

Auf gewisse Weise symbolisieren Yunni und Yaya das größte Problem für Mayerlins Sozialisten: Die Armen wenden sich in Scharen vom Chavismus ab. Die Mittelschicht geht längst gegen Maduro auf die Straße. Wenn jetzt auch noch die Arbeiter wie Yunni einsteigen, 400.000 Menschen aus Petare, ist die Herrschaft in Gefahr.

Kommen dann auch noch bewaffnete Gangster wie Yaya dazu, ist der Bürgerkrieg Realität.

Aber sie befürchten auch: Wenn die Armen erst einmal die Armen niedergedrückt haben, dann kehren die Oligarchen zurück.

Petare ist ein faszinierender Ort. Wie eine rote Wand wachsen Zehntausende Hütten über mehrere Hügel tief in den Osten von Caracas hinein. Im Abendlicht leuchten sie an den Hängen wie Buschfeuer, verbreiten einen Vielklang aus Merengue, Rumba und lauten Streitereien. Jahrelang war Petare die Chávez-Hochburg Venezuelas. Noch heute ist sein Konterfei an jeder Ecke zu sehen. Aber die letzten Parlamentswahlen haben seine Sozialisten hier klar verloren.

Vor wenigen Jahren haben die drei Freundinnen noch gemeinsam für den Sozialismus gefochten – wie die meisten Einwohner von Petare. Yunni, die Kämpferin, war die aktivste von ihnen, sie fungierte als Bindeglied zwischen den Ministerien und ihrem Viertel El Tanque. Mayerlin, die Strebsame, machte mit Leidenschaft Jugendarbeit. Yaya wickelte sich in rote Fahnen und jubelte bei den Märschen auf Kommando. Sie sangen Revolutionslieder, verliebten sich in kubanische

Ärzte und halfen bei der Wahlfälschung. „Wir haben die Ausweisnummern der Toten genommen und sie wählen lassen“, erklärt Yunni.

Im Rückblick sagt Mayerlin: „Es war eine schöne Zeit. Wir waren alle vereint.“

Im Rückblick sagt Yunni: „Ich war eine Fanatikerin. Ich habe meine Mutter angebrüllt: Hier in unserem Haus regiert jetzt Kommandant Chávez. Sie bekam fast einen Herzinfarkt. Heute schäme ich mich dafür. Ich bin erst aufgewacht, als Hunger und Repression begannen.“

Weil Yunni neuerdings offen über den Wahlbetrug spricht, wollen die Colectivos sie beseitigen.

Will Mayerlin ebenfalls ihren Tod?, fragen wir.

„Nicht persönlich, aber sie hätte nichts dagegen. Sie lauern mir auf. Für sie bin ich eine Verräterin. Einzig die Banditen um Yaya beschützen mich.“

Die treue Sozialistin Mayerlin sitzt heute an Yunnis Stelle in der Casa Comunal, einer Art Kommandozentrum des Chavismus. Sie leitet die Sektion „Volksmacht“ und ist Bindeglied zwischen Ministerium und Petare. Über dem Eingang hängt ein Plakat, das mahnt: „Hier wird nicht schlecht über Chávez und Maduro gesprochen.“ Das Schwarze Brett weist Mayerlin als Nummer zwei in der Hierarchie aus.

Sie ist gerade mit der „Großmission Volksverpflegung“ beschäftigt, verteilt subventionierte Grundnahrungsmittel, die die Regierung in Armenviertel schickt: „Hier ein Kilo Reis aus Mexiko“, zählt sie stolz auf und steckt es in eine von 368 Kisten, „drei Kilo Mehl, eine Tube Mayonnaise, zwei Flaschen Speiseöl. Für jede Familie eine Kiste mit 14 Produkten. Alles vom Bruder Maduro.“

Mit ihrer Brigade „Vereint für Simón Bolívar“ verteilen Mayerlin und ihre Genossen das Essen gezielt an arme Bürger, weil es in den Supermärkten fast nichts mehr gibt.

Die Theorie von Angebot und Nachfrage hat sich in Venezuela in seiner brutalsten Form ausgeprägt. Ein Kilogramm Mehl kostet so viel wie 10 Prozent des Monatslohns. Ein paar Turnschuhe so viel wie 4000 Tankladungen Benzin.

„Das ist das Resultat des Wirtschaftskriegs des Imperiums“, erklärt Mayerlin.
„Die USA wollen unser Öl.“

Ist das nicht eher Propaganda der Regierung – und das Resultat der
Misswirtschaft?, fragen wir.

„Nein, es gibt Beweise“, wehrt sie sich. Dann folgt der verhängnisvolle Satz:
„Kuba wird uns retten.“

Aber Kuba hat selbst nichts.

„Ach nein?“, sagt sie.

Mayerlin, 32, stammt aus einer katholischen Familie, die viele regimetreue
Militärs hervorgebracht hat. Vom Katholizismus zum Chavismus war es nur ein
kleiner Schritt. Der Chavismus ist für sie wie der säkulare Arm der Weltverbesserung,
mit ähnlicher Rigorosität und Disziplin. Ihr Leitspruch lautet: Ich will jeden Tag eine
bessere Sozialistin werden. Die langen Haare trägt sie fein gekämmt, die Haut frei von
Tattoos. Im Erklären ist sie geduldig, fast liebevoll.

„Ich mag die Lieder unserer Gemeinschaft“, schwärmt sie und singt: „Patria
querida, tu eres mi vida, tu eres mi sol.“ – Geliebtes Vaterland, du bist mein Leben,
meine Sonne.

Um die Leute wieder auf ihre Seite zu ziehen, hat die Brigade eine Strategie
entwickelt: Hungernde sollen im Tausch für Lebensmittel die Initiative zur
Verfassungsänderung unterstützen. Grundnahrung als Unterpfand: Für einen guten
Sozialisten fällt mehr Essen ab.

„Dieser Krieg wird auch psychologisch gewonnen“, erklärt Mayerlin. „An der
Nahrungsfront liegen wir wieder vorn.“

Eine perverse Strategie. Aber auch Yunni und die Rebellen erhalten Essen, wenn
ihre Oppositionspartei Zugriff auf die Lieferung eines befreundeten
Lebensmittelunternehmers bekommt.

Nur Yaya hat keine Nahrungsquellen. Sie überfällt den Pizzaservice und verteilt
die Beute an ihre Großfamilie.

Auf eine gewisse Weise sehen sich alle drei Frauen als weibliche Robin Hoods. Yaya nimmt den Reichen die Pizza ab und gibt sie den Armen. Mayerlin verteilt Essen an leidende Sozialisten und verweigert es der Bourgeoisie. Yunni kanalisiert es an hungernde Oppositionelle, die nichts von den Sozialisten erhalten.

Nach der Essensausgabe ihrer Brigade zieht sich Mayerlin zurück in ihre Hütte, die sie mit ihrem Mann Zeus, Sohn Cristian und drei Verwandten teilt. Von sozialistischen Privilegien ist nichts zu sehen. Mayerlin füllt Kaffee in kleine Tüten ab. „Es fällt mir schwer, es zuzugeben, aber ich verkaufe Kaffee auf dem Schwarzmarkt, eine Tasse für 200 Bolivar.“ Umgerechnet knapp 2 Eurocent. Die staatliche Bank, bei der sie arbeitete, hat sie entlassen. Die Partei zahlt für ihren Einsatz kein Geld.

Jetzt stoßen Ideologie und Magen aneinander.

Der Schwarzmarkt von Petare ist bei den Chavistas verhasst. Es handelt sich um einen wuseligen Markt geschäftstüchtiger Händler, genannt *bachaqueros*, Blattschneiderameisen, die auf Holzkisten ihre gehorteten oder gestohlenen Waren anbieten: Ein Kilo Milchpulver für 40.000 Bolivar, mehr als die Hälfte des Monatslohns. Sie verkaufen blaues Seifenwasser als Parfüm und Toilettenpapier in Einzelblättern. Musiklehrer mit ausgehöhlten Augen wühlen im Müll. Universitätsprofessoren verkaufen ihre letzten Bücher.

Vor der Bäckerei bildet sich eine 500 Meter lange Schlange für vier Brötchen pro Familie.

Mayerlin streicht den ganzen Tag um die Stände herum und verkauft schließlich 30 Becher Kaffee im Gesamtwert von 6000 Bolivar, nicht einmal einem Dollar. Von dem Erlös bereitet sie am Abend eine Suppe aus Hühnerkrallen und abgossenem Reiswasser zu.

Yunni verlängert eine Dose Thunfisch mit runzeligen Tomaten und Zwiebeln für ihre zehnköpfige Familie.

Yaya lässt ihre Töchter Fladen aus Kochbananen zubereiten.

Wenn man so will, sind die drei Frauen in der Not vereint. Sie leiden alle unter der „Dieta Maduro“, spöttisch benannt nach dem dickbäuchigen Präsidenten. Im vergangenen Jahr haben drei Viertel aller Venezolaner nach Berechnung der Zentraluniversität Caracas 8,6 Kilogramm an Gewicht verloren.

Bei Arzneimitteln ist Improvisation schwieriger. Yunnis Sohn Luis leidet unter einem Tumor, aber es gibt keine Medikamente mehr, weil Devisen für den Import fehlen. Yayas Töchter haben Asthma. Mayerlins Schwager hat Krebs, aber eine Chemotherapie ist kaum mehr erhältlich.

„An der Medizinfront verlieren die Chavistas den Krieg“, sagt Yunni.

An einem der folgenden Abende kommt es vor ihrer Hütte zur offenen Auseinandersetzung. Mayerlin und ihr Mann Zeus sind gerade auf ihrer „Mission Volkszählung“. Sie gehen von Tür zu Tür und fragen ab, wie viele Bewohner über 15 Jahre alt sind.

Als Mayerlin an Yunnis Tür klopft, erwidert diese: „Ihr wollt nur ausspionieren, wo die Opposition sitzt, und meldet es dann an die Frente Francisco Miranda. Ich kenne euch doch. Ich war lange genug dabei.“ Die Frente Francisco Miranda ist die chavistische Volksfront.

„Es geht nur um die Volkszählung“, besänftigen sie Mayerlin und Zeus.

„Ihr rüstet euch für die Generalmobilmachung, für den Bürgerkrieg. Ihr zieht alle 15-Jährigen ein. Aber meinen Héctor kriegt ihr nur über meine Leiche. Ihr seid abartig.“

„Und ihr seid Terroristen“, hält Zeus ihr entgegen. „Ihr greift Staatsgebäude an.“

„Ihr seid Mörder. Ihr schießt bei Demos mit Patronen auf uns.“

„Wir verteidigen nur die Revolution gegen das Imperium.“

Es kommt nun fast zur Schlägerei. Mayerlin macht sich derweil Notizen: „Héctor Perez, 15 Jahre, Opposition.“ Sie hat die Informationen, die sie braucht. Sie ist jetzt so etwas wie eine Spionin.

„Ich hatte das Angebot, der Geheimpolizei SEBIN beizutreten“, sagt sie stolz. „Aber Töten fand ich schwierig. Spionage und Ermittlung ja, Töten nein.“

Als wir die Frauen vor einem Jahr kennenlernten, befanden sie sich auf dem Weg in die Radikalität. Aber sie waren noch nicht so verzweifelt, so unerbittlich. Sie hatten wenig Essen, litten aber nicht Hunger. Sie hatten wenige Medikamente, aber nicht gar keine Medizin. Sie wünschten sich den Sieg, aber den anderen nicht den Untergang. Nun haben die Fronten sich verhärtet. Sollte die Opposition an die Macht kommen, werden die Chavistas bewaffneten Widerstand leisten, droht Maduro.

Die Entscheidung, da sind sich die Frauen einig, wird auf der Straße fallen. Am darauffolgenden Samstag machen sie sich bereit für die Großdemonstration. Jedes Mal marschieren Hunderttausende gegen das Regime. Und jedes Mal greifen Polizei und Nationalgarde sie mit Waffengewalt an.

Das Volk hat die Massen. Der Staat hat die Waffen. In der DDR ging das gut aus. In Syrien nicht.

Yunni marschiert jeden Samstag mit. Yaya ist zum ersten Mal dabei. Mayerlin nimmt an der Gegendemonstration der Chavistas teil. Die Opposition nennt es den Showdown um die Macht. Aber das sagt sie schon seit zwei Jahren. Das Wort hat an Bedeutung verloren.

Am Protestort in Altamira trifft Yunni auf das Volk – Familien, Lehrer, auch viele Arbeiter, die einst so treu zu Chávez hielten wie zu Gott. Einige Menschen sind gezeichnet von vergangenen Konfrontationen – Brandwunden und Einschusslöchern von Gummigeschossen. Yunni zeigt auf ihrem Smartphone Fotos der Opfer; sie sind blutüberströmt und mit Kopfschüssen getötet, angeblich hingerichtet von Colectivos.

Die Nationalgarde greift den Zug der Hunderttausend an diesem Tag wieder mit Tränengas und Gummigeschossen an. Yunni schreit zornig: „Verbrecher. Mörder.“ Sie greift nach einem Stein und mischt sich unter die Gewalttätigen. „Wir müssen drastischer sein“, ruft sie, „die beschießen uns, wir müssen uns wehren.“ Yaya kehrt von der vordersten Front zurück und berichtet: „Ich habe eben mit einem befreundeten Soldaten gesprochen. Er sagt, sie kriegen 650.000 Bolivar als Bonus, wenn sie uns abschießen.“

Da schmeißt Yunni, die Großmutter, ihren Stein.

Im anderen Teil von Caracas, im Westen, gehen Mayerlin und die Chavistas auf die sehr viel kleinere Gegendemonstration. Als Mitglied der Partei ist sie dazu verpflichtet. Auch Yunnis ältester Sohn Carlos ist dabei. Er hat einen Putzjob in einer staatlichen Schule bekommen und muss als Gegenleistung an sozialistischen Demos teilnehmen.

Die Stimmung ist hier gänzlich anders. Die Menschen singen und tanzen ausgelassen Rumba. Sie tragen einheitlich Rot. Aber immer öfter kommen Forderungen nach einem härteren Durchgreifen gegen die „Terroristen“. Gemäß der Definition von Maduro und Mayerlin sind Demonstranten wie Yunni und Yaya genau das: Terroristen.

Sind sie das wirklich?, wollen wir von ihr später wissen. Sind ihre ehemaligen Freundinnen Terroristen?

Mayerlin drückt sich mit einem Redeschwall um die Antwort.

Nach vierzehn Tagen versuchen wir, die drei einstigen Freundinnen an einen Tisch zu bringen; sie sind tatsächlich bereit dazu. Doch dann ist Yaya plötzlich verschwunden. Sie hat bei einem Einbruch aus Versehen die Hütte eines konkurrierenden Gang-Mitglieds erwischt, richtet ihre Partnerin aus. „Die wollen Yaya töten. Sie ist untergetaucht.“

Um 12 Uhr mittags betritt Mayerlin im bunten Sommerkleid Yunnis Zuhause. Sie hat Lippenstift aufgetragen, Yunni hat sich die Fingernägel rot lackiert. Die beiden haben sich füreinander fein gemacht. So wie in Yunnis Hütte sieht es auch in den Hütten der beiden anderen Frauen aus. Der Kühlschrank ist leer. An der Wand wuchert der Schimmel um ein Bild der Jungfrau Maria.

Nach einer angespannten Stille finden sie einen Einstieg ins Gespräch, über Kosmetik.

„Wie wäschst du die Haare?“, fragt Mayerlin.

„Das ist ein Problem. Es gibt kein Shampoo mehr. Ich nehme eine Mischung aus Nesseln und Koriander“, antwortet Yunni.

Mayerlin sagt: „Wir bauen mit unserer Saatbrigade jetzt Koriander und Kürbis in Petare an.“

„Und wie machst du das mit Binden?“

„Aus Stoff.“

„Ich auch.“

„Verhütung?“

„Es gibt keine Pille mehr.“

„Ich zähle die Tage“, sagt Yunni.

Mayerlin sagt: „Die Imperialisten aus den USA wollen nicht, dass wir Venezolanerinnen schön aussehen.“

Yunni entgegnet: „Die USA haben nichts mit deiner Schönheit zu tun, meine Liebe.“

Wieder Stille. Für einen Moment wirkt es, als sei das Gespräch zu Ende.

Da bricht es plötzlich aus Mayerlin heraus: „Ich möchte so gern lernen. An die Uni. Ich möchte ins Ausland. Ich bin fleißig. Ich halte meine Schwägerin im Haus nicht mehr aus. Wir haben kein Wasser mehr. Ich kann nicht mal meine Haare waschen.“

Yunni blickt sie entgeistert an. Dann greift sie nach ihrer Hand. Sie muss jetzt solche Leute wie Mayerlin gewinnen.

„Wir von der Opposition haben den Zugriff auf die Wasserlieferungen“, sagt Yunni. „Vielleicht kann ich was für dich organisieren.“

„Und ich für euch eine Kiste mit Essen“, sagt Mayerlin. „Dafür sind wir ja zuständig.“

Für einen kurzen Moment sieht es in der brüchigen Backsteinhütte von Petare nach Versöhnung aus.

Da hallen draußen Schüsse wider. „Schnell rein“, zischt Yunni und zieht Mayerlin tiefer in die Hütte.

Es können alle möglichen Duelle sein: Gangs gegen Gangs. Gangs gegen Polizei. Colectivos gegen Gangs.

„Hoffentlich nicht Yaya“, sagt Yunni.

Mayerlin sagt nichts.

Es ist nicht Yaya. Drei Tage später taucht sie wieder auf. „Einsatz im Regierungsviertel.“ Worum es ging, sagt sie nicht.

Interview:

»EINEN ZUSAMMENBRUCH WILL NIEMAND«

Jennifer McCoy, Politikprofessorin an der Georgia State University in Atlanta, USA, Experte für Venezuela, darüber, wie dem Land noch zu helfen ist

GEO: Venezuela befindet sich am Abgrund. Wie kam es dazu?

Jennifer McCoy: Nach 18 Jahren der Bolivarianischen Revolution ist das Land tief gespalten. Die Regierung kann die einfachsten Leistungen für die Bürger nicht mehr gewährleisten, etwa für Essen und Medikamente. Die Inflation ist komplett aus den Fugen geraten.

Aber das geht schon länger so. Warum spitzen sich die Auseinandersetzungen seit Kurzem zu?

Die Opposition sieht keinen anderen Ausweg mehr, als auf die Straße zu gehen. Seit sie Ende 2015 die Mehrheit in der Nationalversammlung gewann, wird sie vom Obersten Gericht daran gehindert, ihre Arbeit zu machen. Nun installierte die Regierung noch eine verfassunggebende Versammlung.

Hunderttausende demonstrieren, was wollen sie konkret?

Einige demonstrieren gegen die Verletzung der Menschenrechte, andere wegen der humanitären Situation. Das Ausmaß der Proteste hat viele Beobachter überrascht. In der Vergangenheit hatte die Opposition wenig Erfolg, ihre Anhänger zu mobilisieren.

Hat die Opposition aus Sozialdemokraten, Konservativen und Liberalen ein gemeinsames Ziel?

Die Opposition ist vereint im Kampf gegen die Regierung. Wenn es allerdings um Zukunftsstrategien geht, haben sie unterschiedliche Vorstellungen; auch weil es persönliche Rivalitäten und Ambitionen gibt.

Wer gewinnt den Machtkampf zwischen Regierung und Opposition derzeit?

Es ist ein Patt. Die Regierung verfügt über die Schalthebel der Macht, aber 80 Prozent sind gegen die Maduro-Regierung; für die Opposition aber nur 40 bis 50 Prozent. Die Demonstrationen werden von der Mittelklasse dominiert. Die Mehrheit in den Armenvierteln, Hochburg der Chavistas, nimmt nicht teil.

Warum nicht?

Ein Grund sind die *colectivos*, paramilitärische – und meist von der Regierung kontrollierte – Truppen; sie schüchtern Oppositionelle aus den Slums ein. Ein anderer Grund ist: Die Armen haben keine Zeit, auf Demos zu gehen, weil ihre soziale Lage katastrophal ist. Zudem brauchen sie die Lebensmittelkörbe der Regierung; wer demonstriert, dem werden sie gestrichen.

Welche Lösungen sehen Sie aktuell?

Entweder vorgezogene allgemeine Wahlen unter internationaler Aufsicht. Oder eine Übergangsregierung, eine Regierung der nationalen Einheit. Sie würde sich der Wirtschaftskrise annehmen und die Ordnung wiederherstellen. Alle Fraktionen werden beteiligt, um die Krise zu lösen, aber keinem Beteiligten wäre es erlaubt, danach bei Wahlen anzutreten.

Und Maduro?

Dürfte nicht teilnehmen, dafür aber andere Chavistas. Man braucht die moderaten Kräfte auf beiden Seiten. Leider sind Krisen wie diese nicht förderlich für gemäßigte Stimmen.

Warum sollten die Chavistas sich überhaupt auf eine Übergangsregierung einlassen? Sie sind an der Macht.

Viele in der Regierung halten nur so starr daran fest, weil sie Angst vor einer Hexenjagd haben. Die Opposition müsste glaubhaft versichern, dass es die nicht geben wird. Und es muss eine Amnestie geben, vor allem für mittlere und niedrige Ränge. Zudem dürfen die Armen nicht alle Sozialprogramme verlieren.

Welche sind die wahrscheinlichen Szenarien?

Es gibt mehrere. Nummer eins: Es geht so weiter wie bisher. Aber dann wird das Land bald kollabieren. Nummer zwei: Sollte die Opposition an die Macht kommen, könnten sich unter den Chavistas bewaffnete Aufständische bilden. Nummer drei: Die Regierung hält sich mit Gewalt und Repression noch bis zu den Wahlen. Nummer vier: Sollte die Regierung mit dem Plan für eine Verfassungsänderung durchkommen, könnte das aus Venezuela ein zweites Kuba machen.

Was bedeutet das?

Die Regierung nach der Entmachtung des Parlaments ähnlich wie in Kuba einen Einparteiensstaat formen. Gegen ihn werden Aufständische kämpfen, bewaffnete Widerständler.

Also Bürgerkrieg?

Ja, es könnte zum Riss unter Militärs und Sicherheitskräften kommen. Es gibt sehr viele Waffen in Venezuela. Ich halte einen Bürgerkrieg aber für eher unwahrscheinlich.

Was kann das Ausland tun?

Eine Politik von Zuckerbrot und Peitsche. Notkredite im Tausch für einen Wandel im Land, also etwa vorgezogene Wahlen.

Wer hat den größten Einfluss auf die Regierung?

China, Russland und Kuba, weniger die USA. Russland und China halten die Regierung mit Krediten und Investitionen am Leben. Kuba hilft bei Geheimdienstaktionen und mit Ärzten. Die USA haben Einfluss, weil sie der wichtigste Ölkunde für Venezuela sind. Je schärfer allerdings die USA mit Sanktionen agieren, desto eher wird die Regierung in Venezuela die Tür schließen und sich verteidigen.

Ist es realistisch, dass alle die Krise gemeinsam angehen?

Nicht sehr, wie wir am Beispiel Syrien sehen. Aber man darf nicht vergessen: Bricht Venezuela zusammen, steigen die Ölpreise. Jeder hat finanzielle Interessen in Venezuela. Einen Zusammenbruch will niemand.

Interview: Jan Christoph Wiechmann

Portugals Muschelmafia

Illegal ausgesetzt, kriminell gehandelt: Wie die Japanische Teppichmuschel auf unserem Teller landet.

Von Fabian Federl, Reportagen #35, 01.06.2017

Noch ist von dem nächtlichen Unheil nichts zu sehen, noch liegt der Tejo schwarz in seinem Flussbett, wie eine dunkle Folie, die ein Problem versteckt. Aber es dauert nicht mehr lange, bis die Ausmasse sichtbar sein werden. Selbst die Nacht kann das Problem nicht verhüllen. Mitten auf dem dunklen Fluss, auf halbem Weg nach Lissabon, leuchtet plötzlich ein Scheinwerfer auf. Dann ein zweiter und ein dritter. Scheinwerfer an signalisiert: Die Flut ist da. Und das bedeutet: Sie kommen an Land. Jetzt.

Erst ist es nur eine einzige schwarze Silhouette, die aus dem Wasser steigt. Dann eine zweite, dritte. Dann noch eine und noch eine; als landeten die Alliierten am Strand von Samouco, diesem kleinen Weiler an der Tejo-Mündung unweit Lissabons, steigen immer mehr Männer aus dem Wasser. Zügig, wortlos, erschöpft von der Jagd. Einige tragen rote Netze auf dem Rücken, andere Rucksäcke, schnell und schwer atmend schälen sie sich die Neoprenanzüge vom Körper. Es gilt, keine Zeit zu verlieren, niemand soll sie sehen, niemand darf sie erwischen.

Ihre Helfer am Strand warten schon. Nehmen die Säcke entgegen, einen nach dem anderen, tragen sie zu den Autos auf dem Parkplatz, laufen zurück zu den tropfenden Tauchern, um den nächsten Sack zu packen. Eine stille Kette zieht sich über den Strand, jeder Handgriff sitzt.

Nach ein paar Minuten ist alles vorbei. Die Taucher und ihre Helfer rasen samt der Beute in ihren Autos davon, der Morgendämmerung entgegen. Der Strand ist wieder leer, nur ein paar Plastikflaschen liegen im Sand. Und die Boote, die die Jäger

an Land gebracht haben, bleiben als stumme Zeugen zurück, schaukeln sanft vor sich hin. Bis zur nächsten Ebbe in zwölf Stunden. Dann werden die Männer wiederkommen.

Sie tauchen nicht nach Schätzen. Sie fädeln keine Drogendeals ein. Schmuggler sind sie auch nicht. Hunderte von ihnen steigen trotzdem jeden Tag und jede Nacht in den Fluss, um auf den Sandbänken, die sich bei Ebbe aus dem Tejo erheben, Muscheln zu sammeln. Um genau zu sein: eine ganz bestimmte Sorte. Die Invasorin. Wer sie verkaufen will, nennt sie Venusmuschel, nach dem Bauchnabel der Schönheitsgöttin. Wer korrekt sein will, sagt *Ruditapes philippinarum*, Japanische Teppichmuschel.

Sechs Zentimeter ist sie gross, wiegt zirka zwölf Gramm. Ihre Seiten sind leicht abgerundet, ihre Ober- und Unterseite gelblich-braun und gescheckt. Bricht man sie in zwei Hälften, pulsiert darin das weissgelbe Fleisch, es schmeckt nussig, erdig, tönern, hat elf Kalorien, 75 Prozent Proteine. Mit Limettensaft und Olivenöl angemacht ist sie eine Delikatesse der atlantischen Küche. Und sie hat in einer unwahrscheinlichen Kette von Ereignissen eine noch unwahrscheinlichere Menge an Problemen in der Region verursacht, wirtschaftlich, ökologisch, gesundheitlich und politisch. Am Süd- und Nordufer des Tejo, im Westen, wo er in den Atlantik mündet, und im Osten, wo die breite Bucht Mar da Palha getauft wurde, das Strohmeer, weil bei Ebbe so viel Wasser abfließt, dass das Flussbett mit seinen Algen und Gräsern zu sehen ist. Genauso wie ihr neuester Bewohner, jene Muschel, die die Sammler hier suchen. Und die eigentlich gar nicht hierhergehört.

Eines der Probleme, die mit der Muschel an den Tejo kamen, heisst Illegalität. Ein anderes Mafia. Ein drittes Tod. Nicht alle Taucher, die des Nachts in den Tejo hinabsinken, tauchen lebend wieder auf.

Der Mann, der gegen all das ankämpft und sich die Muschel damit zum Feind gemacht hat, nennt sie nur «diese verfluchte Muschel». Um sieben Uhr am darauffolgenden Morgen, während die Taucher ihre Beute der vergangenen Nacht längst auf den lokalen Märkten der Region feilbieten und ihre Neoprenanzüge zum Trocknen in den Türrahmen der Häuser baumeln, streift er sich seine schusssichere Weste über, steckt die Pistole in den Holster und steigt mit einem weiten Schritt vom Pier in die «Poseidon».

João Manuel Teixeira da Oliveira ist Einsatzleiter der Marinepolizei Lissabon, ein Typ wie ein Baumstamm. Einer, dem man die vielen frühen Einsätze in den Furchen im Gesicht abzählen kann. Vier Jahre scharfer Winterwind. Vier Jahre pralle Sommersonne. Einer, der einem so lange in die Augen blickt, bis man wegsieht; der jeden Satz so deutlich spricht, als diktiert er ihn. Einer, den sie hier nur Chefe Oliveira nennen.

Misst man die Grösse eines Problems am Format seines Gegners: Die Muschel wäre ein Gigant.

«Festhalten!», ruft der Bootsführer der «Poseidon». Chefe Oliveira steht am Bug des Schnellboots, trägt einen dünnen Fleece-Pulli, darüber die schussichere Weste. Er ist Einsatzleiter der Marinepolizei, leitet die Operation Amêijoa Japonesa, Japanische Teppichmuschel. Mit einer Hand hält sich Chefe Oliveira an einem Griff am Bootsrand fest, mit der anderen hält er seine Zigarette, die sich im Wind von selbst aufraucht. Sein Blick geht in die Ferne, während sich links der Hafen von Lissabon aufbaut. Es ist noch dunkel, das erste Licht scheint auf das ehemalige Hafenviertel, wo sich früher Seemänner prügeln und heute Gourmets neue Edelrestaurants testen. Nur wenige Minuten später taucht die Morgensonne die imperiale Praça do Comércio, den marmornen Marktplatz Lissabons, in kaltes Licht. Die sieben Altstadt Hügel erheben sich darüber, mit ihren kleinen Kirchen und grossen Kathedralen. Vor Oliveira weitet sich der Tejo auf zu einer einzigen blauen Fläche, rechts kann man das Südufer nur erahnen. Am Horizont spannt sich ein Wahrzeichen der Stadt wie ein Faden über die Mündung. Die Ponte Vasco da Gama ist mit 17,2 Kilometern die längste Brücke Europas. Täglich wird sie von durchschnittlich 140 000 Autos überquert. Und so sehen mindestens ebenso viele Menschen, was unter ihr passiert.

Je näher die «Poseidon» der Brücke kommt, desto scheckiger wird das Bild, das Chefe Oliveira auf seinem Boot vor sich sieht: Immer mehr Lücken entblösst das Wasser des Tejo, dazwischen tauchen braune, längliche Flächen auf, braun-grüne Formen, dann Punkte. Erst weisse, dann schwarze. Kommt man näher, wandeln sich die Punkte zu kleinen weissen Trapezen, um die die kleinen schwarzen Punkte herumirren. Erst sind es zehn, dann zwanzig, dann hundert. Kneift man die Augen zusammen, wie Chefe Oliveira es jetzt tut, werden die braunen Flächen zu

Sandbänken, die weissen Trapeze zu Booten und die schwarzen Punkte zu Menschen, die auf dem Fluss zu laufen scheinen. Vornübergebeugt grasen sie den Boden ab, mit grossen Netzen auf dem Rücken.

Folgt man Oliveiras Blick geradezu auf das Südufer, über die Sandbänke, die Boote und den Tejo hinweg, erreicht man ein kleines Dorf, dessen Häuser bunte, rissige Fassaden haben, wo auf den Strassen Unkraut zwischen den Pflastersteinen herauswächst. Eines jener traditionellen Fischerdörfer, die romantische Verlorenheit und Gemeinschaft ausstrahlen, an deren Häfen Männer mit schweren Stiefeln und salzgegerbter Haut arbeiten. Das Dorf heisst Seixal, und kaum etwas unterscheidet es von den Nachbarorten. Ausser dieser eine Umstand.

Hier, so heisst es, begann die Geschichte mit der Muschel.

In den Dörfern am Südufer des Tejo galt seit je: Kriselt die Fischerei, wankt das Dorf. Wirft der Tejo kein Geld ab, gibt es keins. Seit den frühen 2000er Jahren wankte das Dorf, die Krise 2008 gab dem Dorf den Rest. Und dann tauchte da plötzlich diese fremde Muschel auf. Die Fischer fuhren wieder hinaus, das Leben kehrte ins Dorf zurück. Ein glücklicher Zufall, sagen einige. Etwas zu glücklich, sagen die anderen.

Wie die Muschel selbst ist ihr Ursprungsmythos mit Vorsicht zu geniessen. Über die Jahre hat sich eine Menge Seemannsgarn in die Geschichte hineingewoben, doch allen Löchern zum Trotz geht die Erzählung im Groben so:

2008 besuchte ein Fischer aus Seixal einen Fischerort in Frankreich. Dort sah er, wie seine französischen Kollegen tonnenweise Muscheln verkauften. Muscheln, die er noch nie gesehen hatte. Er fragte nach, man erzählte ihm, dass diese asiatische Muschel schon 1972 in Frankreich eingeführt worden sei, in Aquakulturen. Die Invasorin wächst schnell und schmeckt genauso wie die einheimische Spezies. Der Fischer wusste, dass die Krise die Fabriken in seiner Region zur Schliessung zwang, die Männer jetzt herumsassen, die Frauen nicht mehr einkauften. Dass die Wirtschaft am Boden lag, im Dorf, in der Region, im ganzen Land. Also kaufte er sich einen Sack Japanische Teppichmuscheln, fuhr damit zurück nach Seixal, warf sie in den Tejo und wartete. In der Hoffnung, sie würde sich vermehren.

Ein Fluss ist aber keine Aquakultur. Verbreitet sich etwas, lässt es sich meist nicht mehr aufhalten.

Und genauso kam es. Laut der Ernährungsorganisation der Vereinten Nationen gab es 2006 keine Japanische Teppichmuschel in Portugal. 2008 geisterte erstmals die Geschichte mit dem Frankreichbesucher durch die Region rund um Lissabon. 2010 bemerkten die Fischer eine neue Spezies in ihrem Fang. 2011 folgten die ersten Sammler aus anderen Ecken Portugals. 2012 waren es bereits hunderte, die davon lebten. 2014 war die Japanische Teppichmuschel die meistverbreitete Muschelsorte im ganzen Mündungsgebiet.

Für Seixal waren das gute Nachrichten. Die Fischer gingen nun sammeln, sie verkauften die Muscheln an die feinen Restaurants in Lissabon, in Touristenorten, auf Märkten. Die Kunden waren zufrieden, die Menschen in Seixal waren es auch. Die Männer mit den schweren Stiefeln gingen wieder an die Docks, die Händler hielten an, um ihre Waren zu verkaufen und neue einzuladen. Die Frauen standen wieder an den Ständen, während die Kinder spielend um sie herumhüpften. Das Leben war in ihr Dorf zurückgekehrt.

Und so hätte es ja eigentlich auch weitergehen sollen.

Chefe Oliveira wischt über die Armaturen der «Poseidon». Für ein Motorboot liegt es ziemlich tief im Wasser, was laut Oliveira nötig ist, für die hohen Geschwindigkeiten. Deswegen kann es aber nicht im seichten Wasser fahren – die «Poseidon» hat zu viel Tiefgang. Er sieht abwechselnd auf den Tiefenmesser und in sein Fernglas. Jetzt, wo sich das Wasser fast auf Niedrigstand befindet, kann Chef Oliveira die meisten Sandbänke vor sich sehen oder zumindest errahnen, manche liegen knapp unter dem Wasserspiegel, man erkennt sie nur daran, dass Menschen, wie schwebend, auf dem Tejo laufen.

Bis zu vier Meter sinkt der Wasserspiegel des Flusses unter der Ponte Vasco da Gama, das Strohmeer ist hier sichtbarer als anderswo, fruchtbarer und besser erreichbar. Wenn Chef Oliveira bei Ebbe auf die illegalen Sammler trifft, geschieht etwas Seltsames. Nämlich: gar nichts. Die Menschen auf den Sandbänken halten inne, schauen in Richtung der Polizeiboote, tuscheln. Und machen weiter. «Jedes Mal

dasselbe Spiel», sagt Chefe Oliveira. Bei Flut werden die Sammler versuchen zu fliehen, von Sandbank zu Sandbank, sich auf die nächsten Inseln retten. Chefe Oliveira wird die Polizeiboote zwischen den Sandbänken positionieren, Ausschau halten und rauchen. Er wird «Gas geben!» rufen, wenn sich ein Boot bewegt, und sich in den Sitz fallen lassen, wenn sie zu spät kommen. Manche Boote werden sie nur haarscharf verpassen. Und hinter sich das nächste Boot auf der Flucht sehen. Der Chefe wird wieder «Gas geben!» rufen und doch zu langsam sein.

Bis die Flut kommt. Die Sandbänke dünner werden. Die Fluchtwege weiter. Zentimeter um Zentimeter, Minute um Minute macht die Flut aus dem Strohmeer wieder eine Flussmündung. Ein Ort, an dem die «Poseidon» den kleinen Booten der Sammler überlegen ist.

Kommt die Flut, wird Chefe Oliveira sich setzen, seinen Gurt festziehen. Er wird seinen Holster sichern, den Halter für sein Funkgerät und seine Zigaretten. Er wird sich noch eine Zigarette anzünden, sich nach hinten drehen, gegen die Sonne lächeln und sagen: «Noch fünf Minuten.»

Folgt man Oliveiras Blick auf das Nordufer zu, am Ozeanarium vorbei, über die moderne, schwingende Architektur auf dem Expo-Gelände Lissabons und die herrschaftlichen Anwesen und Edelboutiquen im Viertel Roma, landet man bei der Universität, einem grauen Waschbetonklotz, wo sich Schmutzschlieren vom Dach nach unten ziehen. Wo Rauch zwischen den Gebäuden aufsteigt, weil vor den Vorlesungssälen ein paar Geschäftstüchtige provisorische Grills aufgestellt haben, um den Studenten Fisch und Kalmare zu grillen. Hinter den Rauchschwaden und Studentenschlangen leuchtet ein Logo: «MARE».

In der Eingangshalle wartet Paula Chainho, Meeresbiologin an Portugals grösstem Marineforschungsinstitut. Muscheln sind ihr Fachbereich. Genau genommen ist sie die einzige Muschelexpertin weit und breit, das macht sie zu Portugals erster Adresse für Muschelfragen. Ihr Wissen teilt sie in verschiedenen Medien mit, in Bürgerversammlungen, sogar vor dem portugiesischen Parlament.

Chainho ist eine quirlige Person, sie gestikuliert wild, redet schnell und beendet ihre Sätze selten. Viel lieber spricht sie in Ellipsen, beginnt mit einem Gedanken, setzt

an einem anderen Punkt wieder an oder unterbricht für ein ganz anderes Thema. Im Institutsgebäude führt sie ihr Büro, erster Stock, an den Wänden taxonomische Abbildungen, Wasserkarten, zwischendrin Fotos ihrer zwei Kinder. Auf dem Schreibtisch schlägt sie eine Karte der Tejo-Mündung auf. Seixal im Süden, Samouco im Osten, Lissabon im Norden, Almada im Westen.

Seit neun Jahren fährt Chainho die Fischerorte der Flussmündung ab, verteilt Fragebögen an den Stränden, wo Sammler in den Fluss steigen. Da deren Machenschaften illegal sind, sprechen nur wenige. Also muss die Forscherin die Taucher direkt erwischen, wenn sie mit ihren vollen Netzen aus dem Fluss laufen. «Dann haben sie keine Ausreden», sagt Chainho.

Mit den Sammlern, die sie befragt, bleibt sie danach in Kontakt; der eine kennt den nächsten und der wieder jemanden. Chainho erkannte noch vor allen anderen, dass es sich bei den Muschelsammlern in der Tejo-Mündung um mehr als ein paar einzelne Männer handelt, die ihre Kinder ernähren wollen. «Das ist eine Mafia», sagt Chainho. «Nein, warte ..., organisierte Kriminalität. Mafia klingt so dramatisch.» Sie hält einen Moment inne und sagt: «Weisst du was, ich bleibe doch bei Mafia.»

Muscheln waren für Chainho einst ein Symbol für Heimat, für die Tradition ihrer Stadt und ihrer Nachbarn. Deshalb nimmt sie die kriminelle Verbandelung persönlich. Vor kurzem feierte sie ihren 44. Geburtstag und damit das 44. Jahr, in dem sie sich mit Muscheln beschäftigt. Sie wuchs direkt am Meer auf, 50 Kilometer südlich von Lissabon. Auf dem Weg zur Schule sah sie täglich den Strand, die Fischer, die Boote. Ihr Vater fuhr jeden Tag nach Norden, an den Tejo, in eine der Fabriken, die über Jahrzehnte ihre Säuren und Metalle ungefiltert in den Fluss schütteten.

Chainho schrieb sich für Biologie an der Universität Lissabon ein und sah dort jeden Tag wieder die Fischer am Fluss, die Rentner und Kinder, die einzelne Muscheln hinauszogen, die sie dann am Abend gemeinsam assen, so wie sie es mit ihrer Familie tat. Sie schrieb ihre Abschlussarbeit über die traditionelle Muschelfischerei vor Ort und zog, immer den Muscheln nach, in die USA. Nach Norfolk, Virginia. Ein Ort, so bekannt für seine Muscheltradition, dass seit 1895 seine Baseballmannschaft Norfolk Clams genannt wird.

Als sie 2008 zurückkam, um ihre Doktorarbeit – natürlich über Muscheln – in Lissabon zu beenden, hörte sie die Gerüchte über die Invasorin.

Abends, nach der Arbeit, ging sie am Strand von Almada vorbei. Anfangs hatte keiner dort etwas gehört. Dann kamen immer mehr Fremde, erst aus dem Süden, dann auch aus dem Ausland. Wo früher Rentner und Kinder sammelten, standen 2010 schon etliche Sammler. Die ersten waren zu Fuss, am Tag liefen sie über die Sandbänke, in der Nacht folgten die Taucher. Danach kamen andere mit einem *berbigoeiro*, einer Mischung aus Rechen und Kescher. Dann kamen Boote, später Boote mit Fanggittern, *ganchorra*, gross wie Küchenzeilen. Sie wühlten den Flussboden grossflächig auf. Jahrzehntelang sedimentierte Verschmutzungen sind seitdem wieder im Flusssystem.

Die Muschel ist wie ein Filter. Eine einzige wird mit bis zu 20 Liter Wasser am Tag durchspült. Der Dreck aus dem Wasser und den Sedimenten setzt sich in ihrem Fleisch fest, die jahrzehntealten Säuren und Metallreste aus den Webereien, den Werften, den Düngerefabriken und Glashütten werden so herausgefiltert. Phosphate, Lösungsmittel, Farbstoffe, Zink, Blei, Cadmium, Quecksilber lagern sich im Flussboden ab. Im Fleisch der Teppichmuschel konnte Chainho fäkalcoliforme Bakterien wie etwa E.-coli-Bakterien sowie Enterokokken nachweisen.

Auswirkungen des Muschelkonsums reichen demnach von Symptomen wie Durchfall und Erbrechen bis hin zu den Langzeitwirkungen einer Metallvergiftung: Die Metalle gelangen über den Magen ins Blut, setzen sich in Gehirn, Leber, Nieren ab. Krebs, Blutarmut, Sehstörungen, Nervenschäden und Lernschwierigkeiten bei Kindern wurden bereits auf Schwermetallvergiftungen zurückgeführt.

Paula Chainho entwickelte Fragebögen, Alter, Herkunft, Schulbildung. Sie fragte nach Fangart, Arbeitstagen und -dauer. Ihr Institut schenkte Interesse und finanzielle Unterstützung, ihre Kollegen begleiteten die Forscherin, wenn sie täglich die Strände der Tejo-Mündung abließ. Ein ganzes Jahr lang.

Sie veröffentlichte die Studie 2015: Täglich gehen zwischen 2000 und 3000 Sammler in den Tejo. 172 davon haben Muschelsammellizenzen. Null davon für die Japanische Teppichmuschel. Die meisten Sammler arbeiten sechs Tage die Woche.

Die Sammler sind meist zwischen 20 und 40 Jahre alt. Je nach Fangart sammelt ein einzelner zwischen 40 und 400 Kilogramm am Tag.

Alle grossen Medien Portugals berichteten über die Studie. Reporter machten sich auf den Weg an die Strände. Es liefen grosse Webfeatures, Fernsehdokumentationen, Hörfunk-Beiträge. Eine Radioreportage des öffentlichrechtlichen Senders RTP gewann 2016 den wichtigsten Journalistenpreis Portugals. Die Behörden reagierten, deklarierten den Tejo als Zone C, den höchsten Kontaminationsgrad. Die Fischer, sagt Paula Chainho, ässen die Muschel schon lange nicht mehr.

Und dann, wie durch Zauberei, verschwand die Japanische Teppichmuschel von den Märkten, den Speisekarten und Zutatenlisten.

«Fragt man heute in Restaurants am Ufer, woher die angebotenen amêijoas, fresca do mercado kämen, gibt es zwei mögliche Antworten», sagt Chainho. «Entweder kriegt man zu hören, die Muscheln kämen aus dem Süden aus einer Aquakultur. Wer das glaubt, ist selbst schuld. Oder sie sagen, dass es sich gar nicht um die Japanische Teppichmuschel handle. Für einen Laien ist das nicht zu erkennen.»

Die EU-Kommission nennt die Japanische Teppichmuschel die meistkultivierte Venusmuschel Europas. In Portugal sollen 2014 zwischen 1000 und 3000 Tonnen produziert worden sein. Laut den Studien von MARE wurden 2014 rund 17 000 Tonnen allein aus der Tejo-Mündung gesammelt. Die riesige Differenz dazwischen, das ist der Schwarzmarkt.

90 Prozent des Fangs werden aus Portugal exportiert. Der Grossteil nach Spanien, von dort in den Rest der EU. Und weil der Fang illegal ist, ist der Export unkontrolliert. Dem ersten Käufer wird die Invasorin aus dem Tejo am Markt noch als Getupfte Teppichmuschel aus Setúbal verkauft. Dem nächsten als Venusmuschel aus Portugal, dem übernächsten als Venusmuschel aus dem Atlantik. Und irgendwann heisst es nur noch: Muschelfleisch.

Die Invasorin findet sich in tiefgefrorenen Eintöpfen, Paella, Meeresfrüchtemischungen. In Fischsud, in Konserven, den Spaghetti Vongole beim Italiener um die Ecke, im Spezialitätenladen und an Frischtheken. Supermärkte sind

meist vorsichtiger, oder sie unterliegen strengeren Kontrollen. Bei Coop steht auf der Verpackung der Meeresfrüchtemischung, dass es sich um Gewellte Teppichmuscheln aus dem Pazifischen Ozean handle, beim Grossmarkt Metro und beim Tiefkühlwarendienst Bofrost steht nur «Venusmuschelfleisch» beziehungsweise «Teppichmuscheln». Damit kann das Fleisch der Strahligen Venusmuschel gemeint sein oder das der Gewellten Teppichmuschel oder eben jenes der Japanischen Teppichmuschel.

Wie auf Asphalt brettert die «Poseidon» über die Wellen, 30 Knoten, Chefe Oliveira hält sich am Griff unter den Armaturen fest, 35 Knoten, das Boot hebt ab, landet heftig, Oliveiras Handy rutscht aus der Hosentasche, zerschellt, Hülle, Platine und Akku rutschen hin und her, 40 Knoten, eine kleine weisse Form blitzt hinter den Pfeilern der Ponte Vasco da Gama hervor, der Fahrer bemerkt das Polizeiboot, reisst das Ruder herum, 45 Knoten, Oliveira ruft «rechts abfangen!», der Bootsführer lenkt ein, rechts am Pfeiler vorbei, um dem Sammlerboot den Weg abzuschneiden.

Gas weg. Megafon raus. Chefe Oliveira muss nichts sagen. Alle wissen, was jetzt kommt.

Zwei Männer sitzen im Boot, beide Mitte 30, braungebrannt, glatzköpfig. Sie wirken genervt, als wäre die Kontrolle schon ein Teil ihrer Arbeitsroutine. Oliveira hievt einen von ihnen zu sich auf die «Poseidon», der andere reicht ihm seinen Eimer, einen Sack Muscheln, dann einen zweiten und einen dritten. Jeder Sack wiegt 10 Kilogramm.

Der zweite Sammler steigt von seinem kleinen Fischerboot in Chefe Oliveiras Polizeiboot. Er rutscht und schlittert in seinem Boot hin und her, reicht seinen Fang in den prall gefüllten roten Netzen rüber und robbt sich am Ende selbst über die Reling. Chefe Oliveira steht am Bug, sieht in sein Fernglas, raucht und wartet.

Dann nimmt er die Personalien der beiden auf. Sie haben nur die Kopie eines Ausweises dabei, eines rumänischen Passes, verwaschen und ausgebleicht. Die Buchstaben sind kaum erkennbar, das Papier zerfleddert, die beiden müssen zur Personalienüberprüfung mit auf die Wache. Keiner von beiden spricht Portugiesisch.

Auf dem Neoprenanzug des einen steht «Conduza seu destino», «Sei deines Schicksals Herr».

Die beiden Sammler nehmen hinten im Boot Platz, die Hände überkreuzt, Kopf gesenkt. Davor sitzen Oliveiras zwei Kollegen. «Festhalten!», ruft der Bootsführer, es geht weiter, die nächste Kontrolle. Keine Zeit, die beiden Passagiere erst abzuliefern. Über einen Grossteil der Sandbänke schwappt bereits das Flutwasser, viele Sammler sind unterwegs an die Strände, weg von Chefe Oliveira. Die «Poseidon» fährt weiter, das kleine weisse Boot der beiden Sammler dümpelt auf den Wellen, verlassen – wie ein Stück Treibholz. Erst morgen wird es jemand abholen.

Chefe Oliveira wird an diesem Tag 30 Menschen kontrollieren, mit den gleichen kopierten, zerfledderten rumänischen Ausweisen. Keiner wird sich verständigen können, «vorläufiger Pass» kann aber jeder sagen. Oliveira wird jedem mehrere hundert Euro Bussgeld verordnen, kaum einer wird das zahlen. Die meisten werden schon eine Woche später nicht mehr in Portugal sein.

«Moderne Sklaverei», sagt Chefe Oliveira. Seit vier Jahren kontrolliert er die Sammler hier an der Ponte Vasco da Gama. Immer die gleichen vorläufigen Pässe. Nie sieht er jemanden zum zweiten Mal. Wer erwischt wird und trotzdem in Portugal bleibt, verlagert seinen Aufgabenbereich; mietet Boote, putzt, fälscht Unterlagen, kocht oder wirbt neue Leute an. Der Chefe benutzt das Wort empresa, wenn er über die Sammler spricht, Unternehmen.

Verschiedene Unternehmen konkurrieren in der Tejo-Mündung: In Barreiro sammeln ausschliesslich Roma. In Alcochete Ukrainer. In Paio Pires Guineer und in Samouco Rumänen.

«Der Handel mit der Muschel ist lukrativer», sagt Oliveira. Lukrativer als der Drogenhandel, meint er. «Und einfacher.» Er rechnet vor: Zwischen 1.80 und 4 Euro pro Kilogramm, 20 Kilogramm pro Sammler bei einem Tauchgang, das ergibt 80 Euro pro Sammler. Hat ein Boot vier Sammler geladen, macht das 360 Euro pro Boot.

Manche Taucher verdienen aber noch viel mehr. Janeca steht am Südufer des Tejo, hier liegen etwa 50 Boote in einer Bucht, kleine und grosse, einige mit langen, auffälligen Metallstangen am Heck, an denen die Fanggitter befestigt werden. Janeca

fährt mit der Hand über den orangefarbenen Lack seines ersten Bootes, das an Land liegt wie gestrandet, jahrelang wurde es nicht mehr genutzt. Er schüttelt abschätzig den Kopf, wenn man ihn auf die Fanggitter anspricht. «Elendig» nennt er sie. Er klopft auf die Aussenwand seines Bootes, der «Filipa Miguel», «Apanha de Bivalves» steht darauf geschrieben, «Muschelfang». Als er den Kutter noch nutzte, sei Muschelfischerei eine alltägliche Beschäftigung gewesen, sagt er, ein Hobby für viele, ein Beruf für wenige. Auf die Idee, mit einem Fanggitter das Flussbett zu ruinieren, wäre damals niemand gekommen.

Janeca heisst eigentlich João Ramajal, da aber alle hier João heissen, nennt man ihn Janeca. Er trägt Pomade im schwarzen Haar, ist 40 Jahre alt und das, was man im klassischen Sinne gutaussehend nennt. Wäre das Leben sanfter zu ihm gewesen, hätte er Fotomodell sein können. Doch die vielen Nächte unter Wasser haben Spuren in seinem Gesicht hinterlassen, die Haut sieht rau aus, die Ringe unter seinen Augen sind dunkel und tief, der Rücken gebeugt. Er wirkt müde, auch diese Nacht hat er nicht geschlafen.

Am Vorabend, zur Dämmerung, streifte er sich hier in der Bucht seinen Neoprenanzug über, seine Handschuhe und seine Taucherbrille, so erzählt er jetzt. Er schnallte die Bauchtasche um, prüfte Sauerstoffflasche und Stirnlampe, lief zum Pier. Dort wartete ein Freund in ihrem gemeinsamen Boot, winkte Janeca zu sich herein. Dann verschwanden die zwei Männer in der Dunkelheit.

Unter der Ponte Vasco da Gama angekommen, wo über ihnen die letzten Pendler aus Lissabon hinaus- und die ersten Nachtarbeiter in die Stadt hineinführen, klickte Janeca die Stirnlampe an, knotete ein Seil an seinem Oberkörper fest, griff das andere fest mit der Hand und liess sich in den Fluss gleiten.

In fünf Metern Tiefe stösst er auf den lehmigen Grund, trotz Stirnlampe sieht er kaum weiter als 30 Zentimeter. Hält er seine Hand direkt vor die Augen, sieht er ihre Umrisse. Janeca kniet sich hin, tastet vorsichtig den Grund ab, fährt mit der flachen Hand sanft über den Boden. Spürt er ein Loch im Schlick, weiss er, dass er richtig ist. Die Japanische Teppichmuschel gräbt sich zum Schutz ein im Lehmboden. Das Loch, durch das sie atmet, verrät sie. Janeca pult dann mit zwei Fingern im Grund, zieht die Muschel heraus, steckt sie in seine Brusttasche und tastet sich weiter voran. Die ganze

Nacht, bis er noch vor Sonnenaufgang an der Bucht seine Muschelsäcke ins Auto wirft, seine schlammige, nasse Kleidung auf einer Plane im Kofferraum ausbreitet, mit dem Auto die Bucht in Richtung Autobahn verlässt, eine halbe Stunde nach Norden fährt, über die Ponte Vasco da Gama, nach Lissabon, hinunter bis ins Zentrum, nur eine Strasse hinter dem Mercado da Ribeira, mit seinem weissen Marmor und den gusseisernen, französisch anmutenden Ornamenten, wo er schliesslich seinen nächtlichen Fang abliefert.

Am Anfang waren die ersten Sekunden des Tauchgangs für Janeca immer angsteinflössend, dieser Moment, wenn das eiskalte Wasser seinen Körper erst berührt, dann umschliesst und die Dunkelheit ein Vakuum um ihn bildet. Wenn die Strömungen des Tejo, die den Fluss in den Atlantik spülen, an seinen Gliedern ziehen. Mittlerweile aber hat die Angst Janeca verlassen. Ins Wasser zu steigen, kostet ihn keine Überwindung mehr.

Jetzt, am anderen Tag, spricht er über seine Arbeit wie über ein Kunsthandwerk. Er hat ein Gespür entwickelt, eine Intuition dafür, wo er am besten suchen muss, wann die beste Zeit dafür ist. Wie lange er im Wasser bleiben muss, um genug Geld nach Hause zu bringen. Wie lange er tauchen kann, um keine Schäden davonzutragen. Das Gefühl in den Füßen verliert man nach zwei Stunden, das in den Händen nach drei. Nach vier verliert man die Orientierung, dann das Zeitgefühl. Manchmal findet ein Taucher eine Muschel alle zehn Sekunden, manchmal dauert es mehrere Minuten bis zur nächsten.

Vergangene Nacht hat Janeca 90 Kilogramm Muscheln gesammelt. 360 Euro hat er dafür bekommen. Mehr als die anderen, die das Fanggitter benutzen. Janecas Muscheln sind handverlesen. Schöner und grösser. Und das hat seinen Preis.

Seine Dienstleistung ist nicht billig. Für wen er taucht, kommt auf den Auftrag an. Vorige Woche tauchte er für die Hafengesellschaft, reparierte Träger im Hafenbecken. Und nun eben für Muscheln; ein Händler hat ihm den Auftrag gegeben. Manchmal taucht Janeca auch für die Wissenschaft. Um genau zu sein, für Paula Chainho, die Muschelexpertin. Janeca war ihre erste Quelle. Wie Chainhos ist auch Janecas Leben untrennbar mit der Muschel verbunden.

Janeca wuchs in Lissabon auf, verliebte sich mit 17 Jahren in ein Mädchen aus Almada, zog auf die andere Uferseite, zu ihrer Familie. Vater Fischer, Bruder und Onkel Taucher. Nach zwei Wochen begleitete er die Männer das erste Mal zur See. Sie sammelten Muscheln im Meer, Arten, die es heute nicht mehr gibt, allen voran die Getupfte Teppichmuschel. Sie assen sie selbst oder verkauften sie an die Nachbarn. Es war gutes Geld. Als das erste Kind geboren wurde, musste Janeca öfter raus. Als das zweite kam, fast jeden Tag.

Janeca wusste, dass Geld aus körperlicher Schwerstarbeit nicht von Dauer sein kann. Abends begann er Unterricht zu nehmen, holte das Abitur nach, dann machte er einen Abschluss in BWL, Thema: «Muschelfischerei am Beispiel der Getupften Teppichmuschel». Wenige Wochen nach Veröffentlichung lag die Arbeit auf dem Tisch von Paula Chainho.

Sie überredete ihn, bei ihr ein Masterstudium zu beginnen. Für seine Abschlussarbeit sprach er mit Fischern im Mündungsgebiet. 2010 war das, zweimal hörte er den Namen Japanische Teppichmuschel und dachte: Da irrt sich jemand, diese Sorte gibt es hier nicht. 2012, als die Arbeit erschien, war sie schon aus der Zeit gefallen. Die Getupfte Teppichmuschel war von der Japanischen Teppichmuschel verdrängt worden. Und die einheimischen Sammler von den ausländischen, die besser organisiert waren als sie selbst. Doch kannten sie die Gegend nicht. Die Tücken des Flusses. So kostete es manch einen das Leben.

Wie den Ukrainer. Wer er war, weiss keiner so genau. Manche sagen, er hätte in einem der Dörfer gelebt, andere erzählen, er sei wegen der Muscheln gekommen. Alle sind sich aber in einem Punkt einig: Als er in den Fluss stieg, um Geld zu verdienen, war er 17 Jahre alt. Er ertrank, als die Polizei sich näherte und seine Kollegen ihn zurückliessen. Den Taucheranzug des Ukrainers habe man, so erzählt es Janeca, hier in der Bucht von seinem leblosen Körper gezogen.

In zwei Jahren sind sechs Sammler in der Tejo-Mündung umgekommen. Einer wurde von einem Bootsführer auf einer Sandbank übersehen. Dort stand er dann und sah, wie die Flut immer näher rückte. Er ertrank oder erfror. Ein anderer wurde von der Schraube eines Bootes am Kopf getroffen. Er fiel in Ohnmacht und ertrank. Die Leichen von drei Männern in Unterwäsche und ohne Dokumente wurden allein

innerhalb einer Woche im Oktober 2015 am Strand von Seixal und Barreiro gefunden. Sie waren ertrunken. Der einzige Tote, von dem man den Namen weiss, ist Francisco Farinha, ein portugiesischer Anwalt, der sich um die Rechte der Fischer kümmerte. Sein Studium hatte er mit dem Geld aus der Muschelfischerei bezahlt. Er ertrank, wie der Ukrainer, bei einem Polizeieinsatz.

Es ist mittlerweile später Nachmittag, die «Poseidon» gleitet ruhig über den Tejo. Die Flut hat den Wasserpegel steigen lassen und alle Sandbänke langsam verschlungen. Das Strohmeer ist, zusammen mit seinen Bewohnern, wieder unter einer blauen Decke verschwunden. Für Chefe Oliveira heisst das, es geht zurück ins Hauptquartier, vorbei an den Altstadtügeln Lissabons, die die schwächer werdende Sonne des Tages nur noch zur Hälfte erreicht.

In der «Poseidon» sitzen nun zwei neue Passagiere, die nächste Stichprobenüberprüfung. Im Rumpf des Bootes lagern 300 Kilogramm Muscheln, verteilt auf 20 pralle rote Netze. Wie schön diese Geschichte enden könnte, würde Chefe Oliveira nun den Fang in eine Asservatenkammer bringen, vor sich die tausenden beschlagnahmten Säcke der letzten Einsatztage. An jedem einzelnen könnte man erkennen, wie weit Oliveira und seine Kollegen den Vormarsch der Invasorin zurückgeschlagen haben. Stück für Stück, jeden Tag ein bisschen. Bis sie sie irgendwann besiegt hätten.

So einfach ist es aber nicht. Deshalb greift Chefe Oliveira jetzt nach einem der Säcke, hievt ihn auf die Schulter, beugt sich vornüber und wirft ihn in den Fluss. «Eins!», ruft er, dann den nächsten Sack, «zwei!» und einen weiteren, «drei! Das ist das Blödeste an der ganzen Sache», sagt er, «die Muscheln müssen zurück ins Wasser.» Eben weil die Japanische Teppichmuschel eine Invasorin ist, gilt Quarantäne; sie darf nicht aus dem Gewässer bewegt werden. «Wir beschlagnahmen die Muschel, werfen sie zurück, und am nächsten Tag holt jemand anderes sie wieder hinaus, und wir beschlagnahmen sie erneut», sagt Oliveira. Dass das niemandem nützt, weiss er. Und wer den Schaden trägt, auch. Oliveira richtet seinen Blick auf die beiden Sammler, die auf der Rückbank der «Poseidon» sitzen, die nassen T-Shirts kleben ihnen am Oberkörper, darüber die Latzhosen aus Gummi, braun und schmutzig. Zwei

kleine Fische im grossen Schwarm der nächtlichen Taucher. Zwei, die selbst auch nur Opfer sind.

Der Bürgermeister von Samouco, dem am schlimmsten betroffenen Dorf, berichtet von Garagen, in denen 25 Schlafsäcke auf dem Boden verteilt liegen. Von Zeitungsannoncen in Rumänien und der Ukraine, in denen für das kleine Dorf geworben wird, man könne gut Geld verdienen mit dem Muschelfang. Und von den unwürdigen Bedingungen, unter denen die Angelockten dann leben. Rund 1000 Sammler, von über 2600 gemeldeten Einwohnern, wohnen in dem Dorf. Zwei davon sind die beiden Rumänen, die jetzt gerade hilflos bei Chefe Oliveira auf der Rückbank sitzen. Die beiden sprechen nur rudimentäres Englisch, die Polizisten kein Rumänisch, Chefe Oliveira und die Kollegen versuchen sich über die gemeinsamen lateinischen Wurzeln ihrer Sprachen zu verständigen. Das klappt hin und wieder auch ganz gut. Sie informieren die zwei Männer, dass ihr Boot – *barcă* – morgen früh abgeholt werde, dass sie ein Bussgeld – *amendă* – bekämen. Als Oliveira ihren Fang über Bord wirft, lacht einer der beiden laut auf: «Work», sagt er, «gratuit.» Gemeint ist: Da geht der Lohn eines Arbeitstags über Bord.

Am Hafen von Lissabon angekommen, springt Chefe Oliveira als Erster von der «Poseidon» auf den hölzernen Pier. Er öffnet die Schlaufen seiner Schwimmweste, reicht einem der Sammler die Hand und führt ihn über die Treppen hinaus auf eine grosse Betonfläche, das Dock von Alcântara, dem grössten Jachthafen Lissabons, direkt vor den Verladedocks der ehemaligen Seegrossmacht Portugal. Hinter kleinen und grossen Jachten liegen Tanker an, Frachtschiffe und Schlepper. Von hier aus geht es nach Südamerika, Afrika, hinaus in die Welt, wo die Portugiesen einst eroberten und siedelten. Früher war es die Marinepolizei, Oliveira und seine Männer, die hier den Zoll bei ihren letzten Kontrollen unterstützte. Hin und wieder machen sie das noch immer. Doch mittlerweile haben andere Polizeieinheiten viele der ehemaligen Aufgaben übernommen.

«Unsere Hauptaufgabe», sagt Chefe Oliveira mit dem Blick auf den Hafen und die untergehende Sonne über der Flussmündung, «ist diese verfluchte Muschel.»

Die Heimsuchung

Renate Künast besucht unangemeldet Menschen, die sie im Internet beschimpft haben. Eine Reise zum Ursprung der digitalen Wut.

Von Britta Stuff, Der Spiegel, 29.10.2016

"Mensch Künast, das saudumme Geblöke von Dir und deinem grünen Gesocks will doch keiner mehr hören, pack deine sieben Sachen und zisch ab."

Facebook, 24. März 2016

Renate Künast hat Schnupfen. Sie sagt, eigentlich hätte sie am liebsten abgesagt, tut mir leid, ich kann nicht, es ist was dazwischengekommen, irgendwas, was dafür sorgt, nicht an diesem heißen Junitag mit verstopfter Nase und Kopfschmerzen zu diesem Mann fahren zu müssen.

Sie sitzt im Auto und sagt: Eine blöde Idee.

Künast will in eine Welt reisen, über die sie nicht viel weiß, außer dass sie dort nicht beliebt ist. In dieser Welt nennt man sie nicht Renate Künast, sondern "grünes Gesindel", eine "Schande für Deutschland", eine "Fotze". Ihre Bewohner mögen die gleichen Sachen wie die meisten Menschen. Sie haben Facebook-Profile, auf denen sie ihre Hunde zeigen und Strandbilder posten. Aber sie schreiben Dinge, die Künast in 60 Jahren noch niemandem direkt ins Gesicht gesagt hat.

Sie wird die Menschen, die sie auf ihrer Facebook-Seite und bei Twitter beschimpfen, so besuchen, wie auch sie in ihr Leben getreten sind, uneingeladen und unangemeldet. Künast sagt, dass ihr die Stimmen aus dem Internet Angst machen. Angst, dass man in fünf Jahren sagen wird, man hätte doch sehen müssen, wo das hinführt, zu Gewalt und Verrohung.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sie will ein bisschen wie Neo sein, der Held aus den Matrix-Filmen, der eine Pille nimmt, um zu sehen, ob er wirklich in einer Scheinwelt lebt, hinter der sich eine andere, viel schrecklichere verbirgt.

Noch zehn Minuten, zeigt das Navi an. Sie klappt den Spiegel auf der Beifahrerseite runter und beginnt, sich für den Mann, der will, dass sie abzischt, die Wimpern zu tuschen.

Gerade beginnt das Achtelfinale der Fußball-EM, Italien gegen Spanien, die Straßen sind leer, als wäre eine Ausgangssperre verhängt worden. In der Nähe von Potsdam, in einer Straße mit kleinen Reihenhäusern, sagt das Navi: "Sie haben Ihr Ziel erreicht."

Im Rasen steckt eine Deutschlandflagge.

Räuspern.

Klingeln.

Drei Schritte zurück.

Warten.

"Guten Tag, ich bin Renate Künast."

"Nein!"

"Doch."

Vor Renate Künast steht ein schlanker Mann Anfang fünfzig. Er trägt Shorts, sein Oberkörper ist nackt. Er lacht, als würde er einen lange verloren geglaubten Freund wiedersehen. Er sagt: "Das glaub ich nicht!"

"Glauben Sie mal ruhig."

Er bittet ins Haus hinein und stellt Künast in einem Wohnzimmer mit Harald-Glööckler-Tapete, Buddhas und Familienbildern ab. Er geht sich ein T-Shirt anziehen. Als er zurückkommt, fragt er: "Was machen Sie denn hier?"

Ob er ihr vielleicht diesen Post erklären könne, fragt Renate Künast und hält ihm ein Blatt hin.

"Also dass Sie jetzt hier auf meiner Couch sitzen, ist der Wahnsinn!"

"Ja, sicher, aber ich will mal wissen: Warum haben Sie denn keinen inhaltlichen Satz geschrieben?"

"Was für einen Satz?"

"Einen in-halt-li-chen."

"Na, das kommt doch eben von meiner Wut her."

Der Mann mit der Wut, der sich so sehr über Renate Künasts Anwesenheit freut, dass er immer wieder sagen muss: "Dass Sie hier sind!", erzählt dann eine Geschichte vom Aber.

Es gehe ihm gut. Er habe seit Jahrzehnten einen Job, er sei Meister. Er staple zwar nicht gerade Geld im Keller, doch er habe ein Haus, eine Laube, einen Fernseher, ein Auto, eine Frau, zwei erwachsene Kinder.

Aber.

Er habe nichts gegen Ausländer, aber er habe das Gefühl, dass in Deutschland der Ausländer mehr zähle als der Deutsche. Es sei kein Geld da gewesen, jahrelang, keins für neue Straßen, keins für die Kinder. Aber dann kamen die Flüchtlinge, und plötzlich waren Milliarden da.

Er habe das Gefühl, dass sich kein Politiker mehr für ihn interessiere, dass sie dächten: Der dämliche Pöbel da unten, den vergessen wir mal. Der soll uns nur wählen.

Er sei aber nicht dumm. Er lese viel, jeden Morgen die "Bild"-Zeitung, dafür stehe er extra eine halbe Stunde früher auf. Da kriege er allerdings Puls, beim Lesen.

Er poste dann, was er denke, denn er habe jetzt eine Stimme. Immer. Nicht wie früher nur alle vier Jahre. Er poste auf vielen Politikerseiten, nur seien viele inzwischen leider gesperrt. Danach fühle er sich gleich besser, auf Augenhöhe.

Er hasse, in dieser Reihenfolge: Merkel, Flinten-Uschi, Gabriel.

Er wähle jetzt die AfD, vor allem um die dumme Schnute von der Merkel zu sehen, wenn die AfD gut abschneide.

Er spricht von sich als "der kleine Mann".

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er sagt, er sei stolz, dass da nun jemand extra wegen dem kleinen Mann gekommen sei.

Irgendwann ruft seine Frau an, die gerade in der Reha ist ("Maus, das wirst du nicht glauben!", "Re-na-te Künast!!!", "Nein, ich hab nichts getrunken!").

Künast sitzt so konzentriert vor ihm, als hätte ihr jemand ein 5000-Teile-Puzzle gegeben, bei dem man auch immer am besten mit den Rändern beginnt: Sie sagt, dass sie auch ganz unten angefangen habe. Sie sei die Erste in ihrer Familie gewesen, die überhaupt einen Realschulabschluss gemacht habe. Sie sei noch mit Ohrfeigen aufgewachsen und mit der Ansage, dass sie keinen Job brauche, weil sie eine Frau sei.

Sie denke an das, was das Volk wolle. Das könne er ihr glauben.

Sie machen dann noch ein Bild für seine Frau.

Im Auto sagt Künast, dass das ein ganz normaler, netter Mann gewesen sei und dass ihr gerade zum ersten Mal ein beunruhigender Gedanke komme:

Was, wenn das alles ganz normale Leute sind?

"Renate, höre auf. Du warst mal sehr gut. Nun erscheinst du nur noch als geifernde, senile, zickige Person. Du bist kein Vorbild mehr. Kannst nicht mehr zuhören. Setz dich zur Ruhe und genieße das Leben."

Facebook, 21. Juli 2016

Das Haus liegt allein mitten im Wald. Es war nicht leicht zu finden, das Navigationssystem lotste von Feldwegen auf Forstwege, von Forstwegen auf unbefestigte Wege, manche Abzweigung war mit einer Schranke versperrt. Als das Navi nur noch "Bitte wenden", "Bitte JETZT wenden" sagt, ruft Künast: "Da! Ich seh ein Haus!" Vor dem geduckten Gebäude mitten im Nirgendwo besteht sie nun darauf, dass das Auto in "Fluchtrichtung" geparkt wird.

Renate Künast hat bei diesem Termin gute Laune, was erstaunlich ist, weil wenig Gutes in ihrem digitalen Leben passiert ist. Renate Künast twittert meist

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

eigenhändig. Nachdem am Abend des 18. Juli ein afghanischer Flüchtling in einem Zug vier Menschen mit einer Axt angegriffen hatte und erschossen wurde, twitterte sie um 0.22 Uhr: "Tragisch und wir hoffen für die Verletzten. Wieso konnte der Angreifer nicht angriffsunfähig geschossen werden???? Fragen! #Würzburg".

Am nächsten Morgen ging sie nach dem Frühstück mit ihrem Mann spazieren. Als sie zurückkam, sah sie eine SMS aus ihrem Büro: "Renate, melde dich mal." Es gab wieder Nachrichten aus der anderen Welt: Tausende Menschen hatten begonnen, sie zu beschimpfen.

Mit Hassposts ist es so: Sobald es den ersten gibt, gibt es weitere, die zustimmen. Dann gibt es die ersten Medienberichte darüber, was auf der Facebook-Seite des jeweiligen Politikers los ist. Das wiederum provoziert noch mehr Kommentare.

Es folgten nach diesem 18. Juli noch viele Tage, an denen das Bundestagsbüro von Renate Künast mit kaum etwas anderem als dem Lesen und Löschen von Beleidigungen beschäftigt war.

Es war nicht das erste Mal, dass Künast einen solchen Sturm ausgelöst hat. Im Oktober 2015 stellte sie ein Bild auf Facebook, das sie vor dem Lincoln-Memorial in Washington zeigte. Sie schrieb dazu: "Washington in Washington. Und ich." Selbst enge Freunde sagen, es wäre vielleicht besser, wenn Künast länger nachdenken würde, bevor sie etwas poste. Ein Parteikollege riet ihr, doch wenigstens weniger Fragezeichen und Ausrufezeichen zu verwenden. In der virtuellen Welt ist Renate Künast fast so spontan wie ihre Hasser.

Wenn man sie fragt, wann das alles anfing, dann sagt sie, das war so vor ein oder zwei Jahren. Der erste Kommentar stach noch heraus wie ein rostiger Nagel, es wurden dann mehr und mehr, selbst unter den Blumenbildern, die sie immer montags postet, stand irgendwann "Die Alte soll verrecken". Immer mehr Menschen benutzten auch kein Pseudonym mehr, sondern ihren echten Namen.

Künast glaubt, dass 90 Prozent der Menschen, die sie beschimpfen, Rechte und AfD-Anhänger sind.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Vor dem Haus im Wald steht ein Trabi in Tarnfarben, und als Künast um die Ecke zur Tür geht, rennt sie direkt in einen Mann rein, der freudig "Renate!" ruft.

"Guten Tag, Renate Künast."

"Ich weiß, wir kennen uns doch!"

"Wir kennen uns nicht."

"Doch! Mensch, Renate!"

Der Mann mit dem Haus im Wald war Ende der Siebzigerjahre wie Künast in Berlin bei der Alternativen Liste, die später mit den Grünen fusionierte. Heute ist er über sechzig, Unternehmer, sein Haus gehörte früher der Büroleiterin von Erich Honecker, er hat es saniert. Neben dem Garten grasen Esel, die Garage wird gerade ausgebaut, damit dort ein Elektroauto geladen werden kann. Man könnte sagen, dass Künast sich hier, im Wald in Brandenburg, selbst begegnet.

Im Garten, auf der mit Perserteppichen ausgelegten Veranda, fragt er, ob sie einen Kaffee wolle ("Schwarz? Macht schön, hat meine Mutter gesagt") und warum sie eigentlich hier sei.

Sie hält ihm einen Ausdruck hin. Er sieht ihn an, als wäre es ein altes Abifoto, auf dem er sich erst suchen muss. Dann sieht er hoch und sagt: "Ja, stimmt doch auch!"

Er habe sie nach dem Axt-Tweet in dieser Talkshow gesehen. Da sei sie so peinlich gewesen, so unfassbar peinlich, dass er sich für sie geschämt habe. Sie habe die Chance gehabt, sich zu entschuldigen. Sie hätte doch da sagen können: Okay, mein Tweet klang wohl falsch. Habe sie nicht. Sie habe einfach sich verteidigt. Er habe dann nach der Sendung seinen Computer aufgemacht, seinen Post geschrieben und sich sofort besser gefühlt.

Er fragt: "Findste das echt beleidigend?"

"Ja."

"Aber du hast da einfach senil gewirkt, völlig meschugge."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Ja, das würdest du mir doch in einer Kneipe nicht sagen, dass ich senil bin! Das sagst du doch nur im Internet!"

"Hier wirkste auch gar nicht senil."

Sie nippt am Kaffee.

Sie sagt: "Es tut mir auch einfach nicht leid."

Sie sagt, sie hätte das vielleicht nicht mitten in der Nacht posten müssen, okay, aber sie hätte die Frage auch am nächsten Morgen gestellt! Das sei eine kesse Frage gewesen, klar, aber eine berechnete. Auch der ehemalige Innenminister Gerhart Baum habe ihr recht gegeben! Sie hört gar nicht mehr auf zu reden.

Man merkt Künast an, was die 30 Jahre in Ausschüssen und Plenarsitzungen mit einem Politiker machen. Sie hat jederzeit eine ganze Waffenkammer voller Fakten parat. Es ist außerhalb ihrer Vorstellung, dass ihr Tweet einfach falsch geklungen haben könnte.

Irgendwann wird ihr Gegenüber müde. Er sagt: "Also gut, du hast recht."

Dann muss Künast zur Toilette. Sobald sie außer Hörweite ist, beugt er sich vor und sagt: "Sie hat natürlich nicht recht."

"Sie ist typisch für die meisten Grünen: dumm, ohne Schul- oder Berufsabschluss und unfähig."

Facebook, 30. Oktober 2015

Im Auto erzählt Renate Künast eine Geschichte. Sie kennt die Verfassungsrichterin Susanne Baer gut. Ihr hat sie, bevor sie ihr Amt antrat, eine Warnung mitgegeben. Sie hat ihr gesagt: Wenn du ein öffentliches Amt hast, wirst du die Seiten wechseln. Du wirst dich nicht mehr mit deinem Partner im Restaurant streiten, weil du nicht willst, dass es in der Zeitung steht. Du wirst jemanden, der dich absichtlich anrempelt, auch nicht mehr Arschloch nennen, weil es sonst heißt: Darf eine Verfassungsrichterin "Arschloch" sagen?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Ausgangslage ist also: Ein beschimpfter Träger eines öffentlichen Amtes darf nicht zurückschimpfen.

Eine Villa an einer Hauptstraße in der Nähe von Köln. In beinahe jedem Fenster stehen von Gardinen umrahmte Orchideen. Draußen ist Herbst. Das Haus, das Renate Künast ansteuert, ist eine alte, sehr gepflegte Villa in schönem Gelb. Sie geht auf das Haus mit der Entschlossenheit eines Staubsaugerverkäufers zu, der vorhat, ein Geschäft abzuschließen. Sie hat inzwischen Gefallen an den Besuchen gefunden, auch weil sie das Gefühl hat, zweimal Überzeugungsarbeit geleistet zu haben.

Klingeln.

Warten.

Die Tür öffnet sich.

Dialog, gekürzt:

Mann: "Ja?"

Künast: "Ich bin Renate Künast. Sie haben mir was geschrieben, auf Facebook."

Ein Mann, Mitte 60, geht die Treppe runter. Er trägt Strickjacke und Hausschuhe. Er blickt erst auf Künast, dann auf ein Blatt in Künasts Hand. Sein Facebook-Post.

Mann: "Ich dachte schon, Sie seien eine Doppelgängerin." Er zeigt auf das Blatt. "Ja, das hab ich geschrieben."

Pause.

Mann: "Und was wollen Sie nun?"

Künast: "Ich reise ein paar Leute ab. Ich frage mich, was los ist in Deutschland."

Mann: "Ich kann Ihnen sagen, was hier los ist." Er ruft über die Straße seinen Nachbarn herbei: "Hey, komm mal rüber."

Mann: "Das ist mein syrischer Nachbar. Schau mal. Das ist Frau Künast von den Grünen."

Der syrische Nachbar stellt sich dazu und schaut neugierig. Es ist unklar, warum er dazugerufen wurde. Er ist etwa 30 Jahre alt, trägt eine Bomberjacke und eine

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

schwere Goldkette mit großem Kreuz. Er ist muskulös und hat eine Platzwunde auf der Stirn. Künast ist eine kleine Frau, die sich groß machen kann, indem sie sich so gerade wie möglich hinstellt und so entschlossen wie möglich blickt.

Künast: "Also, warum schreiben Sie mir so was?"

Mann: "Viele Grüne haben doch keinen Berufsabschluss."

Künast: "Wo haben Sie das denn her?"

Mann: "Das hab ich gelesen."

Künast: "Wo?"

Mann: "Das steht im Internet!"

Künast: "Das mag ja für manche gelten, aber ich bin Juristin."

Mann: "Sind Sie das?" Er schüttelt den Kopf und schaut über sie hinweg.

Künast: "Bin ich. Und ich will wissen, was Sie veranlasst, mir so etwas zu schreiben!"

Mann: "Haben Sie schon mal gesehen, dass Sie im Internet mit Stan Laurel verglichen werden? Erst gestern sagte meine Frau, schau dir die Künast an, die ist doch widerlich!"

Künast: "Ich bin nicht widerlich!"

Ein vorbeifahrendes Auto weht Blätter auf den Bordstein. Künast zieht die Lederjacke etwas enger an den Körper.

Mann (lauter): "Sie wollten doch wissen, was hier los ist. Ich sage Ihnen, was hier los ist! Sie sind für die Massenzuwanderung, für die Umvolkung Deutschlands."

Syrischer Nachbar (entrüstet zu Künast): "Stimmt das?"

Künast: "Nein!"

Syrischer Nachbar (misstrauisch): "Ich traue dem Mann nämlich."

Mann: "Sie sind ein amerikafreundliches Pack. Glauben Sie denn, der 11. September ist die Schuld der Höhlenmenschen in Afghanistan? Das waren kontrollierte Sprengungen! Bilderbuchsprengungen!"

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Künast: "Jaja, klar."

Mann: "Das wissen Sie genau! Sie können es nicht zugeben. Sie fälschen auch die Wahlen, daher sind wir für Volksabstimmungen!"

Künast: "Wer ist wir? AfD?"

Künast hatte schon vor dem Termin rausgefunden, dass der Mann aktives Mitglied der AfD ist.

Mann: "Ist doch egal!"

Künast: "Aber wenn wir Wahlen fälschen könnten, könnten wir doch auch Volksabstimmungen fälschen."

Mann: "Jetzt geben Sie es auch noch zu! Dann geben Sie doch gleich alles zu! Ohne die Flüchtlinge könnten wir alle 500 Euro mehr in der Tasche haben. Jeder von uns! Sag du ihr, was das für Leute sind, die jetzt aus Syrien kommen!"

Syrischer Nachbar (nickt wissend): "Kriegsverbrecher."

Künast: "Aber Sie kommen auch aus Syrien!"

Nachbar (triumphierend): "Aber ich bin schon 20 Jahre hier."

Künast: "Aber ..." (wird unterbrochen)

Mann: "Kennen Sie überhaupt Thomas Barnett, der ..."

Syrischer Nachbar (irritiert zu Künast): "Wer sind Sie noch mal?"

Künast: "Ich bin Renate Künast!"

Syrischer Nachbar (freundlich interessiert): "Und wann haben Sie Ihre nächste Show?"

Künast (empört): "Ich habe gar keine Show."

Syrischer Nachbar (geduldig): "Und wann sind Sie das nächste Mal im Fernsehen?"

Künast: "Das weiß ich nicht, ich kann mich doch nicht selbst in die Talkshows einladen!"

Mann: "Bleiben Sie mal beim Thema, Thomas Barnett, kennen Sie den?"

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Künast: "Nein."

Mann: "Das ist der ehemalige US-Regierungsberater. Der hat ein Buch geschrieben, nur auf Englisch. Das soll der deutschen Bevölkerung vorenthalten werden. Die Amerikaner wollen jedes Jahr 1,5 Millionen Nordafrikaner ins Land lotsen, damit in ein paar Jahrzehnten eine hellbraune Mischrasse entsteht, mit einem IQ von 90. Zu dumm für die Revolution, schlau genug, um zu arbeiten!"

Künast zieht eine Grimasse.

Mann: "Ich sag's ja – die kann nur Grimassen ziehen. Genau wie Ihre Freundin Claudia Roth, die ist noch schlimmer."

Syrischer Nachbar (provozierend zu Künast): "Wofür stehen Sie denn so, Mann?"

Künast verdreht die Augen.

Mann: "Sie ziehen wieder Grimassen!"

Syrischer Nachbar (stolz): "Ich hab die Grimasse auch gesehen!"

Künast: "Ich bin für die Menschenrechte!"

Der Mann zieht seine Strickjacke wieder zu, verschränkt die Arme und starrt den vorbeifahrenden Autos nach.

Syrischer Nachbar (verduzt): "Für die aller Menschen, oder was?"

Künast: "Für die aller Menschen! Ich bin dafür, dass alle faire Chancen haben. Es ist ungeheuerlich, dass man in Deutschland glaubt, dass man das ganze Jahr Recht auf rote Rosen und grüne Bohnen hat. Man erlaubt sich dann einfach, den Boden der Afrikaner zu benutzen und ihn auszulaugen. Dann wundert man sich, dass die rüber zu uns kommen wollen. Das ist doch nicht gerecht."

Syrischer Nachbar (nachdenklich): "Ja Mann, da hat sie auch recht."

Mann: "Ach, es hat doch keinen Sinn, mit solchen Leuten zu reden."

Am Ende bietet der Mann an, seinen Eintrag zu löschen. Später postet er bei Facebook, dass Renate Künast da war, keine Ahnung habe, wer der ehemalige

Regierungsberater Thomas Barnett sei, und sich außerdem beklagt habe, dass sie zu wenig in Talkshows eingeladen werde.

"Mach dich ab Gesindel. Schade nächstes mal hoffe ich trifft es jemand aus deiner Familie. Mal sehen wie dein Tweet dann lautet. Abartige und unfähige Möchtegern Politikerin mehr Biste nicht! Gesindel!"

Facebook, 20. Juli 2016

Jeder mag Renate Künast. Den Eindruck hat man zumindest, wenn man mit ihr unterwegs ist. Niemand ist so richtig überrascht, sie zu sehen – so, als wäre sie Teil des öffentlichen Mobiliars. Am Flughafen machen sie Fotos von ihr, im Flieger wird sie mit Namen begrüßt und mit Namen verabschiedet, am Mietwagenschalter wird ihr sofort ein Upgrade angeboten ("Wollen Sie einen SUV?"), und später, auf einer Raststätte, wird ein Mann sagen, dass es das Highlight seines Tages war, sie zu sehen. Renate Künast nimmt das alles so sachlich und selbstverständlich entgegen, als reichte man ihr ein Glas Wasser.

Das ist die reale Welt.

Sie versucht, der virtuellen Welt mit den Mitteln der realen Welt beizukommen. Das ist nicht leicht. Wenn die Menschen bei Facebook einen falschen Namen angegeben haben, ist die Identität schwer feststellbar, zumal Facebook dabei meist keine Hilfe ist. Wenn der Name echt ist, kann man Strafantrag stellen. In Künasts Büro steht ein Ordner "Büro-Orga – Strafanzeigen", darin sind fein säuberlich die zur Anzeige gebrachten Posts abgeheftet, dahinter die Antworten der Justiz. Auf die Anzeige gegen "Einfach abschießen dieses Pack!!!" antwortet die zuständige Staatsanwaltschaft: "Sehr geehrte Frau Künast, das auf die vorgenannte Strafanzeige eingeleitete Verfahren habe ich gemäß § 170 Absatz 2 StPO eingestellt." Das bedeutet, dass keine Straftat festgestellt werden konnte. Die meisten Ermittlungsverfahren betreffen Männer. Es sind fast nur Männer, die im Internet pöbeln, besonders gern gegen Politikerinnen.

Künast sagt, wenn man einer 13-Jährigen sagen würde, "Die packt doch keiner an", könnte das alles Mögliche auslösen, bis hin zum Selbstmord. Sie höre inzwischen einfach weg, nicht weil es sie nicht interessiere, sondern weil sie sich schützen wolle. Sie lese einfach nicht mehr so richtig, was auf ihrer Seite stehe. Je mehr gebrüllt wird, desto weniger wird zugehört.

In einem kleinen saarländischen Ort bellt ein großer brauner Hund durch die Milchglasscheibe der Haustür.

"Guten Tag, ich bin Renate Künast."

"Ja und?"

"Sie haben das hier geschrieben."

"Hab ich das?"

"Haben Sie. Geht man so miteinander um?"

"Das war sicher im Affekt."

"Im Affekt schreiben Sie solche Sachen?"

"Was weiß ich denn? Das war am 20. Juli. Wissen Sie, wie lang das her ist?"

Vor Künast steht ein kleiner schlanker Mann, Mitte zwanzig, mit braunen Augen, der freundlich aussieht. Er ist gerade mit dem Auto gekommen, von der Arbeit. Er fragt: "Darf ich jetzt gehen?"

"Ja, aber ...", sagt Renate Künast.

"Ja, aber was? Nehmen Sie das doch nicht so ernst."

"Sie nennen mich Gesindel!"

"Wissen Sie, wie man mich manchmal nennt? arschloch oder Nazi."

"Und darum nennen Sie mich Gesindel? Wollen wir denn so in einer Demokratie miteinander reden?"

Er sagt: "Ach."

Ach, er habe das doch gar nicht so gemeint. Er habe nichts gegen sie. Man rede doch so daher, ob sie denn nie so mit ihren Kumpels rede? Ihm sei auch gar nicht klar

gewesen, dass sie das lese. Er habe eben gedacht, dass da eine Frau, die noch nie eine Waffe in der Hand hatte, einen Polizisten beschuldigt. Da habe er einfach irgendwas geschrieben.

Ein bisschen wirkt er, als sei er erstaunt, dass Künast überhaupt existiert.

Sie spricht mit ihm, als müsste sie eine Rede vor der Uno-Vollversammlung halten.

Ob er denn nicht wisse, dass vor der Tat das Wort komme? Dass es sie schockiere, dass ganz normale Menschen, so wie er, mit einem Job, einer Frau, einfach solche Dinge schreiben. Sie sagt, dass sie damals auch vor Wasserwerfern der Polizei gestanden habe, um gegen den Staat zu protestieren. Dass sie Kohl auch Birne genannt habe und es in Ordnung fand, als man ihn mit Eiern bewarf. Aber sie hätte doch nie gefordert, dass man ihn umbringt. Sie habe doch eine Mission gehabt, eine inhaltliche, damals.

Sie spricht über damals, als sei es unendlich weit weg.

Irgendwann kommt die Ehefrau dazu. Sie stehen zu zweit vor Künast, sie die Hände in der Tasche, er die Hände im Rücken, beide starren ins Leere. Zu dritt folgen sie einer festgelegten Schrittfolge: Künast geht einen halben Schritt vor, sie weichen einen halben zurück. Den Mann, der Renate Künast im Internet Gesindel genannt hat, scheint es hier nicht zu geben.

Später wird Künast sagen, dass so vieles gut gegangen ist bei dieser Reise. Alle waren zu Hause, alle haben geredet, keiner war gewalttätig, eigentlich toll. Eigentlich auch toll: Wenn man sich dem Hass nähert, geht er weg, wird sie sagen. Aber wenn Renate Künast wirklich Neo ist, der Held aus Matrix, dann hat ihre Geschichte kein Happy End, nicht mal eine Auflösung. Denn am Ende ihrer Reise weiß Künast immer noch nicht, was nun real ist.

"Gut", sagt sie irgendwann, "dann geh ich jetzt", und niemand hält sie auf.

Sie wird an diesem Abend das Flugzeug nach Hause nehmen, sie wird zu ihrer Wohnung in Berlin-Charlottenburg fahren, sie wird mit ihrem Mann chinesisch essen gehen. Später wird jemand auf ihre Seite schreiben "Stirb, Renate Künast", aber da schläft sie schon längst.